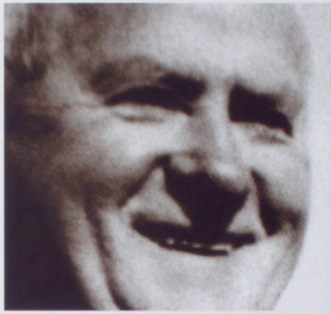
PATRICIA ST.JOHN



Harold St. John

REISENDER IN SACHEN GOTTES



Patricia St.John

Harold St.John

Reisender in Sachen Gottes

CLV
Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 110135 · 33661 Bielefeld

1. Auflage 1989
2. Auflage 2000

Originaltitel: Harold St. John, a Portrait
© 1989 by Christliche Literatur-Verbreitung, Bielefeld
Übersetzung: Christiane Eichler, Köln
Umschlaggestaltung: Dieter Otten, Gummersbach
Druck: Ebner, Ulm

ISBN: 3-89397-613-2

Inhalt

Vorwort ---------- 7

Einleitung ---------- 9

Kapitel 1
Das Kind ---------- 11

Kapitel 2
Der Evangelist ---------- 17

Kapitel 3
Der vor Gott bewährte Arbeiter ---------- 31

Kapitel 4
Der Liebende ---------- 45

Kapitel 5
Der Missionar ---------- 55

Kapitel 6
Der Hirte ---------- 65

Kapitel 7
Vater von fünf Kindern ---------- 79

Kapitel 8
Vater einer großen Menge ---------- 97

Kapitel 9
Der Reisende in Sachen Gottes ---------- 121

Kapitel 10
Der Mann der Gemeinde ---------- 141

Kapitel 11
Der Bibelstudent ---------- 157

Kapitel 12
Der Mensch ---------- 175

Kapitel 13
Der Prediger ---------- 195

Kapitel 14
Der Sieger ---------- 219

Vorwort

Wo immer man anfängt zu schreiben, es bleibt unmöglich, der Person unseres geliebten Harold St. John gerecht zu werden. Er war eine einzigartige Persönlichkeit. Manchmal sind wir von der Heiligkeit eines Menschen beeindruckt gewesen, oder wir haben die Kraft der Gelehrtheit eines anderen verspürt; doch ist es weitaus seltener, einem Menschen zu begegnen, der bei denen, denen er begegnet, einen unauslöschlichen Eindruck hinterlässt, weil er gleichermaßen heilig und gelehrt ist und das auch noch in einer bemerkenswerten Ausgeglichenheit. Man kann von Harold St. John sagen, dass beide Elemente charakteristisch für seine Persönlichkeit waren. Keine der beiden Eigenschaften trat auf Kosten der anderen hervor. Damit war er als christlicher Lehrer ein Vorbild, an das nur selten andere heranreichten.

Als ich einem engen Freund kurz nach der Beerdigung von Harold St. John geschrieben hatte, erhielt ich zur Antwort folgende Sätze: »Ich wünschte mir nur, dass ich St. Johns Aussprüche oder unsere gemeinsamen Erlebnisse aufgeschrieben hätte, die ich seit jener wundervollen Begegnung mit ihm in der West Street in Carshalton im Sommer 1913 hatte. Es war genau wie das Erlebnis Keats, als er zum ersten Mal die Übersetzung Chapmans von Homer las. Ich hatte gar keine Ahnung, dass so etwas überhaupt möglich sein könnte.«

Von meinem ersten Eindruck an, den ich von ihm bekam, als er eine bemerkenswerte Antwort auf eine Frage bezüglich einer Einzelheit in 4. Mose gab, bis zu unserer letzten Begegnung einen Monat bevor er starb, war sein wacher Geist immer »auf dem Sprung«. Bei diesem letzten Gespräch unterhielten wir uns über viele verschiedene Themen. Als wir miteinander sprachen, zeigte er auf ein großes vierbändiges Werk in seinem Regal und sagte, dass er es erst kürzlich durchstu-

diert habe – und das im Alter von achtzig Jahren! Er mag zum Schluss körperlich schwach gewesen sein, aber er war niemals schwach im Geist. Geistig erhielt er sich, was Mose körperlich bis ins hohe Alter besaß (nach 5. Mo. 34,7). Er wandte die Schrift immer so an, dass ihre Übertragung in den Alltag sofort deutlich wurde: Für ihn war die Bibel eine lebendige Kundgebung Gottes. Bis zum Schluss war er wie der sorgfältige Schriftgelehrte, von dem Christus sprach: »Ein Hausvater, der aus seinem Schatz Neues und Altes hervorholt.« Doch sogar das ›Alte‹ schien neu, wenn Harold St. John darüber sprach. Es ist kein Wunder, wenn sich die Leute voller Erwartung setzten, um ihm zuzuhören: Sie wussten, dass ihnen in dieser Stunde das Brot des Lebens gebrochen wurde.

Eine der ergreifendsten Erfahrungen mit ihm machte ich an dem Abend, an dem ich ihn das letzte Mal gesehen habe. Wir saßen mit Mrs. St. John und ihrer Tochter Patricia im Wohnzimmer ihrer Wohnung in Clarendon, als er plötzlich fragte, ob wir nicht ein Lied zusammen singen sollten. Mrs. St. John ging zum Klavier hinüber und wir sangen zusammen ein Lied, das er ausgewählt hatte. Danach dankten wir Gott für all Seine Gnade und Seine Liebe zu uns und ganz besonders für Seinen lieben Diener und seine Familie. Das Lied, das wir sangen, begann so:

O Geduldiger, Makelloser
übe unsere Herzen in Demut,
dass wir dein Joch tragen und von dir lernen
auf dass wir die Ruhe erlangen.

Wir sangen das ganze Lied – und es schien mir, dass wir damit das ganze Leben, die Ziele und den Sinn des Dienstes von Harold St. John zusammenfassten. Das war für mich einer der unvergesslichsten Augenblicke meines Lebens.

G.D. Howley

Einleitung

Dicke Schneeflocken liegen auf dem rauen, büscheligen Gras des Friedhofes der Kirche in St. George. Der Boden neigt sich steil abwärts und viele der Grabsteine sind alt und verwittert, die Inschriften auf Walisisch kaum noch lesbar. Ganz unten am Hang ist ein Grab, dessen englische Inschrift lautet:

Harold St. John
2. September 1876 bis 11. Mai 1957
»Der Geliebte des Herrn wird sicher wohnen.«

Die folgenden Seiten sind der Bericht über einen, der von Jugend auf in der ständigen Freude und Würde lebte, zu wissen, dass er von Gott geliebt ist. Diese Liebe hat ihn als jungen Mann überwältigt und seinen gesamten Lebensweg verändert. Sie stattete ihn mit einer Kraft aus, die zu manchen Zeiten schon fast übermenschlich wirkte, und die von ganzem Herzen für ein einziges Ziel eingesetzt wurde. Zum Ende hin wurde das Wissen um diese Liebe immer tiefer und strahlender und verwandelte Schmerzen und Schwachheiten, trieb die Furcht aus und fiel wie Sonnenschein auf den Schatten des Todes, bis er als Sterbender aufblicken und sagen konnte: »Ich bin zu schwach, um zu beten, ich bin zu müde, um Ihm meine Liebe noch entgegenzubringen, aber ich liege einfach hier und lasse mich von Ihm lieben.«

Kapitel 1

Das Kind

Aus Harold St. Johns Kindheit ist wenig bekannt. Er kam aus einer Familie, die im diplomatischen Dienst sehr weit in der Welt herumgekommen war. Sein Vater war Schatzmeister von Sarawak während der Zeit von Sir Rajah Brooke. Die sechs Kinder, von denen Harold das vierte war, verbrachten ihre frühen Jahre im Fernen Osten und kamen später nach Deutschland und Belgien. St. John erinnert sich, dass er des Öfteren die Schule schwänzte, um in den Bildergalerien Brüssels umherzustreifen. Man kann sich gut vorstellen, wie der sensible, altklug wirkende kleine Junge, der die Einsamkeit so liebte, zwischen den alten Meistern und ernsten Madonnen träumte und Eindrücke gewann, die er später noch in reichem Maße verwenden sollte. Oft knüpfte er tiefgründige Lektionen an diese fernen, frühen Eindrücke und einer dieser Eindrücke, auf den er immer wieder gerne zu sprechen kam, reicht bis in die Zeit zurück, als er als ganz kleiner Junge auf den Märkten in Sarawak [seit 1888 britisches Schutzgebiet, seit 1946 britische Kolonie im Nordwesten von Borneo] herumstreunte.

»Ich war noch ein ganz kleiner Junge«, erzählte er einmal, »und ich ging durch die gewundenen Gassen eines orientalischen Basars, einige hundert Meilen von Singapur entfernt. All die aufregenden Dinge, die man auf dem Basar sehen konnte, faszinierten mich und ich weiß noch genau, wie ich eines Tages an eine Stelle kam, an der sich zwei der Gassen kreuzten. Dort saß ein Hindu-Töpfer. Es ist schon mehr als fünfzig Jahre her, aber ich kann mich noch genau erinnern, wie er dasaß, mit seinem weißen Turban, seinen durchdringenden Augen und seinen langen spitzen Fingern. Zu seinen Füßen befand sich eine große Steinscheibe, die durch eine Art Pedal angetrieben wurde; zwischen seinen Händen

hatte er eine kleine metallene Scheibe, die schnell rotierte. Neben ihm stand ein kleiner Tisch und darauf lag ein dicker Klumpen nasser Ton. Ab und zu tauchten seine Finger in das Wasser und legten einen Klumpen Ton auf die sich schnell drehende Scheibe. Eine Hand drückte von außen, die andere formte den Ton von innen, und so entstand ein wunderschön geformtes Gefäß, das dem Töpfer alle Ehre machte. Ich werde nie den Schauer vergessen, der durch meinen kleinen Körper lief, als ein kleiner Ruck durch den Ton ging und das ganze Stück unter den Händen des Töpfers zu einer unförmigen Masse wurde. Er formte seinen Ton von neuem, doch für mich war die ganze Sache so beängstigend und einschneidend, dass ich mich abwandte, weil sich alles in mir weigerte, länger auf etwas zu schauen, das ich nicht mochte. Ich hätte keine Worte gefunden, um zu beschreiben, was ich gesehen hatte, doch ich wusste, dass dieser Eindruck nie mehr ungeschehen gemacht werden konnte. Ich hatte die gesamte Philosophie des menschlichen Lebens gesehen. Ich hatte Macht kennen gelernt, doch, Gott sei Dank auch etwas anderes als Macht. Ich hatte die Absicht hinter der Macht erkannt.«

Zweifellos wurden seine kindlichen Gedanken durch die Jahre rückblickend noch vertieft, aber er hatte sicherlich schon sehr früh die Gabe, über vieles nachzudenken. Er erinnerte sich noch sehr lebhaft daran, wie er einmal als kleiner Junge in einer Sänfte auf einen Berg hinaufgetragen wurde. Die Sonne schien und an einer Seite des Pfades war der Abgrund. Er erzählte später oft, wie der Träger ihn an den Rand des Abgrundes trug und ihn aufforderte, doch einmal hinunterzuschauen. Weit unten über dem Tal tobte ein Sturm und der Junge schaute in diesen grauen Abgrund hinunter, und erkannte, dass er nun wirklich über den Wolken reiste. Unter ihm tobte ein Wirbelsturm, aber er selber hatte einen goldenen Ort des Friedens gefunden.

Als er noch sehr klein war, war seine Mutter in Kontakt mit einer evangelikalen Mission gekommen, als sie ihre Familie in England besucht hatte und war dort wiedergeboren worden. Sie verband sich mit der Brüderbewegung und machte ihr Heim zu einem wirklich christlichen Zuhause. Der Einfluss der Mutter war stark und bleibend. Alle ihre sechs Kinder wurden Christen und alle blicken voll Dankbarkeit auf diese heilige Frau zurück, die sie aufgezogen hatte, und die gleichzeitig äußerlich und innerlich schön war. Und in dieser ungewöhnlichen Atmosphäre von ständigem Reisen und dauernder Veränderung wuchs Harold vom Kleinkind zum Jungen heran. Er war nicht immer glücklich. Die Jungen in der Schule, die er in Deutschland besuchte, waren nicht immer sehr freundlich zu den Ausländern in ihrer Klasse, aber sie bewunderten ihn, weil er mutig war und gut kämpfen konnte. Seine Liebe zu Büchern machte ihn selbst genügsamer als die meisten anderen Kinder. Und dann war da auch noch die Freude, wenn der Vater gelegentlich einmal nach Hause kam. Er nahm die Kinder auf wunderbare lange Wanderungen mit. Einmal wanderten sie den ganzen Weg von London nach Oxford – die Erinnerung daran begleitete Harold sein ganzes Leben hindurch.

Seine frühen Träume beschäftigten sich mit Wissen – mit der Schule, der Universität und den unschätzbaren Freuden verschiedener Studien. Es schien so, als sollten sich alle diese Wünsche erfüllen lassen. Der älteste Bruder war auf eine medizinische Schule gegangen, und die Familie war auch anderweitig gut versorgt. So erstreckte sich eine Welt der Gelehrsamkeit vor dem eifrigen Jungen und im Hintergrund seiner Träume erhoben sich die Turmspitzen von Oxford. Aber dieser Traum war sehr kurzlebig. Die Familie wurde schon durch größere finanzielle Verluste bedroht, als sein Vater plötzlich in Mexiko starb.

Es blieb nur sehr wenig Geld übrig, von dem die Witwe und

die sechs Kinder leben konnten, und für die Mutter muss das eine sehr schwere Zeit gewesen sein. Aber ihr Glaube an die Fürsorge des himmlischen Vaters hielt stand, denn sie wusste, dass Er für sie sorgen würde, und dass Hilfe kommen würde. Diese Hoffnung wurde nicht enttäuscht. Der älteste Sohn konnte seine medizinischen Studien beenden und die älteste Tochter nahm eine Stelle im öffentlichen Dienst an. Die beiden mittleren Jungen verließen die Schule und Verwandte waren dabei behilflich, ihnen eine Stelle in einem Büro in der Stadt zu besorgen. In diesem Büro gaben die innerlich so rebellischen beiden Jungen willig ihre Träume für ihr Leben auf. Arthur wusste, dass er nie in den diplomatischen Dienst gehen würde, und Harold hatte verstanden, dass er niemals in Oxford studieren konnte.

Harold hatte zu dieser Zeit keinen persönlichen geistlichen Zufluchtsort, obwohl er äußerlich dem Glauben seiner Mutter folgte, und nun schienen alle seine Hoffnungen mit einem Mal enttäuscht. Aber er beschloss, alles dafür zu tun, um sich selber weiterzubilden. Er las, was ihm nur vor die Finger kam und verbrachte fast alle seine freie Zeit in Buchläden und Bibliotheken. Der Angestellte mit dem rosigen Gesicht, dessen Taschen mit Büchern nur so voll gestopft waren, wurde eine bekannte Gestalt in der Leihbücherei Paternoster Row. Sein erstaunliches Wissen und sein Reichtum an Predigtbeispielen aus geografischen, wissenschaftlichen und geschichtlichen Quellen stammt aus diesen mageren Jahren, als er nach Bildung hungerte, dem Schicksal trotzen wollte und sich selbst zu dem verhalf, was ihm das Leben scheinbar versagt hatte.

Er kam gut voran, und obwohl sein Gehalt nicht gerade hoch war, half er damit, seine Familie, die im Stadtteil Bayswater in London wohnte, zu unterstützen. Er war ein ausgezeichneter Mathematiker, sprach Französisch und Deutsch und war ein gewissenhafter Arbeiter, dem vertraut wurde, und so gab es

für ihn genügend Möglichkeiten, in eine höhere Position aufzusteigen, wenn er nur ausdauernd genug war.

Aber dann geschah etwas, und zwar, als er achtzehn Jahre alt war, genau am 20. Oktober 1894. Die Umstände, die zu dieser Nacht des Kampfes und des Ringens führten, sind nicht bekannt. Es war eine so schreckliche und heilige Nacht, dass er nie ausführlicher darüber sprach. Wenn man ihn danach fragte, antwortete er immer ausweichend. Aber wir wissen, dass er in dieser Nacht ›mit einem Mann bis zum Morgengrauen‹ rang, und dass er bis zum frühen Morgen in seinem dunklen Zimmer auf und ab wanderte oder vor dem Herrn ausgestreckt lag und betete. Aber nach dieser Nacht stand ihm Christus so deutlich vor Augen, dass sich diese Schau nie mehr verwischte und der Glaube ihn in seinem ganzen Leben nicht mehr verließ.

»Ich kann mich noch genau an den Tag erinnern – das werde ich niemals vergessen«, sagte er viele Jahre später, »als ich meinen Retter mit dem Kopf des Riesen in der Hand sah, ein unwiderlegbarer Beweis dafür, dass das Werk der Gnade für immer vollendet ist, denn Er hat alle die befreit, die durch Todesfurcht das ganze Leben hindurch der Knechtschaft unterworfen waren. Und von diesem Tage an wusste ich, dass mein Erlöser den Riesen vernichtet und seine Macht für immer gebrochen hatte und den Beweis Seines Sieges in die Stadt Gottes hinaufgebracht hat – von dem Tag an habe ich nicht die geringste Anfechtung oder Angst in meinem Herzen in Bezug auf meine ewige Errettung in Jesus Christus verspürt. Heute stehe ich vor Gott als einer, der im Glauben seinen Heiland mit den Zeichen Seines Sieges geschaut hat. Er hat triumphiert, Er lebt bei Gott, und durch Seine Gnade kann ich hier leben.«

Wie Paulus auf dem Weg nach Damaskus hatte er ein Erlebnis gehabt, das ihn zu einem völlig neuen Menschen machte.

Der eifrige junge Student mit seinem unbefriedigten Intellekt und seinen unruhigen, weit schweifenden Sehnsüchten war über Nacht von neuem geboren. An seiner Statt war hier nun ein junger Mann, der nur ein Ziel hatte, von dem er niemals abwich, und nur eine Sehnsucht, die sich in einer unermüdlichen Liebe und in unermüdlicher Arbeit ausdrückte. Er hätte von sich in aller Wahrheit und Einfalt sagen können:

> Ach jene Nichtigkeiten,
> die mich so bezaubern,
> opfere ich willig angesichts des Blutes,
> dass Er vergossen hat.

Und doch sterben die Träume der Jugend nur langsam. Im Frühjahr 1908 besuchte er Oxford und strich am späten Nachmittag um die Universität. Die Aprilsonne schien in die Höfe und ihre Strahlen lagen auf den ehrwürdigen grauen Mauern. Er schrieb in sein Tagebuch: »Mein rastloses Herz verrät sich durch das heftige Verlangen, das ich nach Wissen habe. Gott hat mir aber niemals die Chance gegeben und deshalb nehme ich an, dass ich es auch nicht bekommen soll. Jakob hatte eine Leiter, die ihm half, sich zu Gott zu erheben, aber Christus benötigte keine. Christus hat Jakobs Platz übernommen, und es existiert keine Entfernung zwischen Christus und Gott in Herrlichkeit.«

So sprach er schließlich über seine frühen Ziele das endgültige Urteil: Bildung ist eine Leiter, die man nicht verachten sollte, und das tat er auch nie. Alle seine Kinder bekamen eine gute Ausbildung. Aber für ihn führten alle Leitern nur zu dem einen Ziel: *Ihn* zu erkennen. Als ihn dort die Universitäten mit ihrem Zauber umgaben, erkannte er mit plötzlicher Freude, dass er die Leiter nicht mehr brauchte. Er war ein neuer Mensch in Christus geworden, und zwischen Gott und Jesus existiert keine Entfernung, die überbrückt werden müsste.

Kapitel 2

Der Evangelist

»Gleicht ihr Leben eher dem Nil oder dem Amazonas?«, wurde Harold St. John einmal von seinen Hörern in seinem späteren Leben gefragt, als er über das Geheimnis göttlicher Kraft sprach. Er hatte die Mündungen dieser zwei Flüsse beschrieben und verglichen. Der Nil ist im Oberlauf ein wunderbarer Fluss: Er bewässert das Land und trägt auf seinem breiten Strom große Schiffe, doch wo er sich der Küste nähert, teilt er sich in ein breites Delta auf, und wo der einst so prächtige Fluss ins Meer fließt, sieht man nichts als ein großes Sumpfgebiet, das von Tausenden von schmutzigen kleinen Bächen durchzogen wird, die das Wasser des Mittelmeeres auf viele Kilometer hin verschmutzen.

Der Amazonas ist auch ein breiter, schöner Fluss, aber dort, wo er sich dem Meer nähert, werden seine Ufer höher und enger. Seine Wasser werden durch einen langen schmalen Kanal gezwängt, so dass seine Kraft in einem einzigen Bett zusammengefasst wird, aus dem es nur den Ausweg ins Meer gibt. Wenn dann der Strom schließlich ins Meer schießt, so reißt seine Kraft alles mit sich, und die Schiffe, die an der Mündung des Amazonas vorbeifahren wollen, müssen sich weit von der Küste entfernt halten, um nicht in seinen Strudel zu geraten.

In den frühen Jahren nach seiner Bekehrung war Harold St. Johns Leben wirklich mit dem Amazonas zu vergleichen. Diejenigen, die ihn später kennen lernten, als der leidenschaftliche Strom des Selbsthasses und sein brennendes Verlangen sich im Ozean der Erkenntnis der Liebe Gottes verloren hatten, fanden es schwer, in diesem altgewordenen Heiligen, der Friede, Freude und Humor ausstrahlte, den einstmals fanati-

schen und asketischen jungen Mann wiederzuerkennen, der seine Gedanken und geistlichen Leidenschaften in sein Tagebuch ergoss. Aber diese Gedanken flossen unter der Oberfläche, und seine Zeitgenossen malen ein ruhigeres Bild von ihm. Percy O. Rouf, der mit ihm in der Bank arbeitete, erzählt von ihm:

»Wenn ich das Bild meines lieben Harold St. John auf meinem Schreibtisch anschaue, das gemacht wurde, als er noch ein junger Mann war, scheinen sein Ernst, seine Zielstrebigkeit und seine Arglosigkeit wieder im Vordergrund zu stehen. Es erinnert mich an seine kraftvolle späte Jugend. Ich kann ihn noch sehen, wie er flink wie ein Wiesel daher schritt und auf den überfüllten Bürgersteigen in Cheapside niemals mit jemandem zusammenstieß. Er ließ jeden verzweifeln, der mit ihm Schritt halten wollte. Er ging zu seiner geliebten Bibliothek, das Heiligtum der Bücher, oder an den Donnerstagen zum Nachmittagsgottesdienst, um dem Original Joseph Parker zuzuhören, der im City Temple predigte, oder A.E. Steward, oder Pastor Marcus Rainsford, oder um einem berühmten Evangelisten in der Montagsversammlung des C.V.J.M. in der Aldersgate Street zuzuhören.

Ich habe niemals gesehen, dass Harold durch die Straßen oder durchs Leben geschlendert wäre. Er sah immer aus, als wäre er von einer Aufgabe getrieben. Und genauso war er in der London County Bank in der Lombard Street (die spätere Westminster Bank), in die wir beide im Jahre 1896 eintraten: immer energisch und in Bewegung. Wir nannten ihn scherzhaft ›Florrie‹ nach einer gleichnamigen Künstlerin in der Music Hall, die mit ihm den Nachnamen teilte. Es war bekannt, dass er ein Prediger war, und deshalb wurde ihm so manche Falle mit Worten gestellt, in die er anfangs auch bereitwillig hineintappte, die er aber immer gutmütig hinnahm und gegen die er sich bald wappnete.

Harold, G. S. und ich selber wurden bald ›Die Drei Heiligen‹ genannt, weil wir uns immer zu einem kleinen Imbissgeschäft in der Birchin Lane aufmachten. Wir bestellten uns jeder ein kaltes Wurstbrötchen und eine Tasse Kaffee, was für uns alle drei zusammen 7 Pence kostete. Wir hatten damals eine wahrhaft spartanische Diät, weil wir uns immer klar darüber waren, wie knapp unsere Mittel waren. Wir mussten mit einem Jahreseinkommen von siebzig Pfund auskommen!

Meine Erinnerungen an diese Zeit sind noch immer sehr lebhaft. Als wir einmal auf dem Dach des Busses, der damals noch von Pferden gezogen wurde, nach Holborn fuhren, erzählte ich davon, wie ich auf der Straße im Norden Londons predigte. Ich werde nie seine Worte vergessen, die vor allem auf dem Hintergrund seines späteren Predigtdienstes interessant sind. Er schaute mich an und fragte: ›Was sagst du nur den Leuten, die da zuhören?‹ Doch bald wusste er sehr gut, was er zu sagen hatte, denn er machte seine Sache besser als wir beiden anderen. Nach einem guten Abendessen machten wir uns jeden Freitagabend zum Miles End Waste auf. St. John zog mit seiner kraftvollen Stimme und seiner flüssigen Rede die Menschen an und fesselte ihre Aufmerksamkeit durch seine anschaulichen Beispiele und durch sein jugendliches Aussehen. Er ging entweder alleine oder in Begleitung eines anderen zum Hyde Park, um dort den Massen zu predigen.

Er war mehr als zwanzig Jahre bei der Bank und war dort wegen seiner persönlichen Qualitäten sehr geschätzt. Er war wohl der beliebteste Mann im Betrieb, immer fröhlich und heiter, obwohl er oft die Zielscheibe für Sticheleien und Scherze war. Ich habe von ihm darüber nie ein böses Wort gehört, obwohl er immer wieder provoziert wurde. Er war es gewöhnt, zusätzliche Arbeit auf sich zu nehmen, damit einer der Kollegen etwas früher nach Hause gehen konnte. So oft es nur ging, eilte er nach Geschäftsschluss ins Britische Museum, um

dort Schätze zu bestaunen, die er in seinen Predigten beschrieb und als Beispiele gut gebrauchen konnte. Er bestieg an seinen Predigtwochenenden zum Beispiel den Zug nach Newcastle, um dort Versammlungen abzuhalten und schlief auf der Rückreise. Trotzdem erschien er am Montag ›frisch wie der junge Morgen‹ im Geschäft. Er war immer in Bewegung, arbeitete für zwei und hinterließ immer den Eindruck, dass er begriffen hatte, dass die Aufträge unseres himmlischen Königs Eile erfordern.«

Sein damaliger Geschäftsführer schrieb etwa fünfzig Jahre später über ihn: »Ich bin noch heute erstaunt über St. Johns Art, mit der er den gesamten Ton im Büro in der Lombard Street 21 von bösem Geschwätz, vom Fluchen und von ungehobeltem Verhalten reinigte und in ein gutes Betriebsklima verwandelte. Er sprach mit fast jedem, mit dem er arbeitete, über göttliche Tatsachen und viele davon hörten auf seine Worte.« Der Tag, an dem Harold in die Bank eintrat, war für einen der jungen christlichen Angestellten, E.G. Wanhill, ein Freudentag. Beide blieben ihr Leben lang in tiefer Freundschaft verbunden. »Im Frühjahr 1896«, schreibt er, »rief mich mein Vorgesetzter in der London County Bank an seinen Schreibtisch und stellte mir einen jungen Mann mit einem rosigen Gesicht vor, Harold St. John, der neu eingestellt worden war, und befahl mir, ihm zu zeigen, wo er seinen Hut und seinen Mantel aufhängen könne. Als wir uns ein wenig miteinander unterhielten, fanden wir heraus, dass wir beide wiedergeborene Christen sind, Harold war vor zwei Jahren Christ geworden, ich erst vor wenigen Monaten. Harold war ein eifriger, intelligenter junger Mann und gehörte zu einer Familie, die sich zu den ›Brüdern‹ hielt. Dadurch, und durch sein wahrhaftes Verschlingen der Bibel, wurde er mir zum Lehrer und zu einer großen Hilfe im Glauben, denn ich war vergleichsweise unwissend. Was war das für ein Vorrecht! Oft aßen wir gemeinsam zu Mittag, gingen in seine geliebte Paternoster

Row oder spazierten am Ufer der Themse entlang. Unsere Unterhaltung drehte sich immer um Gott, um Sein Wort und Seine Gnade. Unsere Herzen brannten, als wir so gingen und wir dürsteten mit einer so großen Liebe nach dem lebendigen Gott, dass es schon fast schmerzte. Harold hatte nie Zeit für Sport oder andere normale Freizeitvergnügen. Seine ganze Person hungerte nach dem lebendigen Gott und danach, das Evangelium zu verkündigen. Auf der Straße und unter seiner Predigt suchten viele seine persönliche Hilfe, um ihren Erlöser zu finden.«

Dies sind die Erinnerungen von alten Geschwistern, die mehr als sechzig Jahre zurückblicken. Einer von ihnen fügte hinzu: »Ich bin jetzt 86 Jahre alt und schon sehr müde«, doch bei ihnen allen ist die Erinnerung an Harold St. John noch deutlich und lebendig, ohne von den Nebeln der Zeit verwischt zu sein. Als ein alter Bruder in einer kleinen Evangeliumshalle seinen Namen hörte, leuchtete sein Gesicht auf und er sagte: »Ich habe ihn lange gekannt, ehe er geheiratet hat. Das muss etwa 58 Jahre her sein. Er hat damals in einer Scheune in Burton-on-Trent Versammlungen abgehalten. Er predigte über die Sintflut. Ich habe diese Predigten niemals vergessen können.«

Es gibt viele solche Zeugnisse von Segnungen, die Menschen in den frühen Tagen von Harold St. Johns Dienst durch ihn empfingen. Aber was ging in dieser Zeit in ihm vor? Ein verblichenes Tagebuch gibt Zeugnis aus dieser Zeit, in der er Seelen suchte. Man kann gut seine leidenschaftliche Liebe und die einsamen Stunden dieser frühen Jahre nachvollziehen. Man findet in diesen Aufzeichnungen, die seinen geistlichen Hunger und Durst bezeugen, keine Spur von Stolz oder Erfolgsbewusstsein. Wir finden auch keinen Widerhall seines eigenen Herzens für die Liebe und das Ansehen, das er bei vielen gewonnen hatte. Seine erste Liebe zeigte sich in evangelisti-

schem Eifer und in einer Sehnsucht danach, Seelen für Christus zu gewinnen.

2. Jan. Predigt in Horham. Kein Freimut.
8. Jan. Der Saal war voll, anschließend Gebetsversammlung. Beginnt eine Erweckung? O Herr, gib mir, dass mir das Gebet noch mehr zu einem Anliegen wird. Bewahre meine Lippen vor Torheit und öffne sie zum Zeugnis.
15. Jan. Voller Saal. Wenn ich nur Kraft hätte! Normales Predigen und natürliche Rednergabe sind nutzlos. Warum wird der Segen nur zurückgehalten? Mehr Gebet und Gehorsam gegen Gott nötig. Jede Uhr zeigt die Zeit in Harmonie mit dem Universum an.
29. Jan. Saal gut besetzt. Durch die Gnade etwas Kraft, aber noch keine Erweckung. O, lass Erweckung kommen, mir bricht fast das Herz vor Sehnsucht danach. Ich habe immer noch nicht begonnen, das Leben eines Christen zu leben. Ich brauche Wege vom Wort geleitet und Gefühle, die in Harmonie mit dem Geist Christi sind.
24. Feb. Ganze Nacht mit M. G. im Gebet verbracht. Predigt einen Tag später: Stimme versagte, ebenso Geist. Wundervolle Erweckung in Wales. Warum nicht hier?

Aber im April 1905 wurden seine Gebete um eine eindrückliche Kraft der Erweckung auf eine sehr handfeste Weise erhört. Er verbrachte seine Osterferien, wie alle anderen Ferien auch, damit, Predigtversammlungen zu halten. Mit seinem älteren Bruder Arthur fuhr er in die kleine Fischerstadt St. Ives in Cornwall und hielt dort eine Evangelisation. Diese Veranstaltungen blieben vielen Fischern von St. Ives ihr Leben lang in Erinnerung. Als seine Tochter fünfunddreißig Jahre später diese Stadt besuchte und am Strand entlang wanderte, sah

sie einige alte Fischer ihre Netze flicken. Sie war erstaunt, welch ein Aufsehen die Nachricht erregte, dass ›Harrys Tochter‹ gekommen war. Wettergegerbte, zerfurchte Gesichter lächelten sie an, und einige gaben ihr ganz gerührt die Hand. Das Mädchen hatte in diesen Männern die Erinnerung an eine Zeit geweckt, als zwei junge Männer jeden Abend in der Kraft des Heiligen Geistes gepredigt hatten und dadurch ein Feuer der Erweckung in dieser Stadt entzündeten.

Eine, die damals eine junge Frau war, kann sich noch genau an diese Woche erinnern: »Wenn ich über diese langen Jahre zurückblicke, dann kann ich mich noch sehr gut an das Gefühl der Gegenwart Gottes erinnern, dass wir alle hatten. Wir fühlten unsere eigene Unwürdigkeit und wussten um die volle Würdigkeit Jesu Christi. Die Nachgespräche waren Zeiten großen Segens – viele nahmen die Einladung an, und eine ganze Reihe wurde gerettet. An einem Abend wurde John Newtons Lied gesungen:

> Ich hatte lange Zeit Freude am Bösen,
> unberührt von Scham und Furcht,
> bis etwas Neues meine Blicke traf,
> und meinen furchtbaren Lauf aufhielt.
> O das Lamm, das unbefleckte Lamm,
> das Lamm auf Golgatha,
> das Lamm, das geschlachtet wurde und auferstanden ist,
> um für mich einzutreten.

Es gab keine überbetonte Erregung der Gemüter, aber dieser Choral wurde immer und immer wieder voller Anbetung gesungen.«

Das kleine Tagebuch ist voller freudiger Geschehnisse:

9. Apr. Voller Saal, zwei Bekehrungen.

10. Apr. L. kam betrunken, wurde aber schließlich nüchterner und schrie auf: »Jesus hat mich errettet!«

11. Apr. Massen in der ersten Versammlung. Es kamen nochmals 50 gegen 21.30. Fünf Bekehrungen. Saal gegen 22.00 Uhr verlassen. Habe dringend Weisheit nötig, um Leute anzuleiten.

13. Apr. Fünf bis zehn Bekehrungen. Sprach über 1. Korinther 14,34. Schlägertrupps in der Versammlung. Blieb bis Mitternacht mit Abgefallenen zusammen. Zwei junge Männer hatten viel zu bekennen. Einer brach zusammen und rief: »Wenn das das Evangelium ist, dann nehme ich Christus an!«

14. Apr. T. C. brach zusammen und bekehrte sich. Viele haben zu Christus zurückgefunden. Es kamen noch mehr bis Mitternacht. Es beginnt wirklicher Widerstand.

15. Apr. Sonntag. Fünf neu zum Tisch des Herrn zugelassen. Eine wunderbar gesegnete Stunde. Einer stand auf und bekannte seine Sünden, als er das Mahl empfing. Drei Evangeliumsveranstaltungen am Abend. Brüder beteten oben, der Rest von uns arbeitete unten. 10 bis 12 Fälle wirklicher Segnung.

Montag: Ein Zurückgefallener brachte einen Kollegen mit. Dieser las Römer 10,9 über hundertmal, erhob sich und sagte: »Ich bin gerettet.« Eine junge Frau rief aus: »Ich glaube, ich habe es geschafft!« Bat um 21 Uhr im Gebet für C. C. Um 21.20 erhob er sich und bekannte. Versammlungsende 23.45.

Dienstag: Wurde von der Kirche als Betrüger denunziert, der die Leute zur Hölle schicken würde. Ich würde gerne einmal diesen Mr. D. treffen. Volle Veranstaltung, aber Gericht und Hölle ließen sie gleichgültig. Mangel an Kraft lässt mich mein Herz erforschen.

Mittwoch: Ernte. Neun Menschen, die sich bekehrten. Einer sagte: »Ich brauche nicht nach oben gehen, ich habe Christus schon in mein Herz eingeladen.«
Donnerstag: Der Wirt der Kneipe am Ort schloss sein Lokal mit den Worten: »In diesem Beruf kann ich meinem Herrn nicht dienen.«
Freitag: Überfließend, viele Bekehrungen.
Sonntag: Ende 23 Uhr, nach 11 Stunden Versammlungen.
Montag: Den ganzen Tag auf den Beinen. Ein alter Mann betete: »Mache mich doch den ganzen Tag über froh!«

Eine Menge von etwa dreihundert Menschen brachte ihn zum Bahnhof, als er nach London zurückfuhr. Vielleicht war die See niemals so blau wie an dem Tag, an dem er mit dem Zug die Küste von Cornwall entlang fuhr. Er hatte geschmeckt, wie süß es ist, große Zahlen von Menschen in das Reich Gottes eingehen zu sehen. Er hatte die Kraft der Erweckung genau so verspürt, wie er darum gebetet hatte. Aber so weit wir wissen, hat er nie wieder auf diese Weise gebetet, noch sah er jemals wieder so große spektakuläre ›Ernten‹ von Neubekehrten. Vielleicht drückte er seine neue Ausrichtung in den gedämpfter klingenden Worten aus: »Habe dringend Weisheit nötig, um Leute anzuleiten«, denn allmählich wandte er sich von der Erfolg versprechenderen Arbeit des Erweckungspredigers ab, um zu den ernsten und ruhigeren Aufgaben als Lehrer zu gelangen, der die Bekehrten im Glauben und im Wort auferbaut. Er übernachtete in dieser Nacht in einem Geschäft. Im Tagebuch heißt es dazu: »Eine gute Gebetsnacht, 23.00 - 5.30 Uhr. Danach auf der Ladentheke geschlafen, um dann zur Arbeit zu gehen.« Harold St. Johns Ferien waren vorbei.

Er hat dieses frühe Erlebnis der Massenbekehrung niemals vergessen, und er sprach dieser Art von Arbeit nie den Wert

ab, aber er war sich der Gefahren dieses Vorgehens bewusst, wenn die Arbeit nicht von solider biblischer Unterweisung gefolgt ist. Er konnte sich nie an ›vorzeigbaren‹ Ergebnissen freuen, ehe er nicht von ihrer Tiefe und Dauer überzeugt war. Und diese Liebe zu Tiefe und Dauerhaftigkeit zog ihn immer mehr in sein großes Lebenswerk des Bibelstudiums, der Lehre und der Auslegung hinein. Aber sein Weg lag noch nicht deutlich vor ihm und er stellte diese Veränderung noch in Frage. »Irgendetwas hindert. Wieder hat sich keiner bekehrt. Es waren Massen da, aber ich hatte keinen Freimut zum Reden, sondern kam deprimiert zurück, weil sich keinerlei Ergebnisse zeigen. Ich sollte Frucht sehen. Ich bin als Evangelist nicht erfolgreich, aber ich lehre mit Freuden.«

Dann kam allmählich die Erkenntnis, dass das alles in Ordnung war. »Ich werde morgen Kraft brauchen und muss Satan vorher vertreiben. Christus allein kann das. Müde nach vier Versammlungen. Kein Feuer, aber ich glaube, dass Gnade und Wahrheit verkündigt worden sind, der Tag des Herrn wird es offenbaren.«

Doch obwohl er immer mehr Stunden damit verbrachte, die Bibel zu studieren und zu lehren, sehnte er sich noch immer danach, das Evangelium der ganzen Schöpfung zu predigen. Er verbrachte viele Stunden damit, Traktate zu verteilen und die Slums zu besuchen. Sein Herz brach fast wegen einer armen Prostituierten, der er ein Evangelium geben wollte. »Ist das ein schlechtes Buch?«, wollte sie wissen. »Nein, es ist ein gutes Buch über Christus«, antwortete er. »Dann kann ich es nicht gebrauchen, ich muss mir meinen Lebensunterhalt verdienen«, antwortete sie. Sie gab ihm hastig das Heft zurück, eilte davon und ließ ihn allein mit seinen Qualen.

Jeden Abend predigte er auf der Straße oder in Obdachlosenasylen oder half Fräulein Ada Habershon in ihrer Arbeit unter

den Gefallenen und Ausgestoßenen. Am Anfang war er sehr besorgt darüber, dass diese Männer seiner Botschaft so gleichgültig gegenüberstanden. Aber später erzählte er voller Freude davon, wie es ihm gelungen war, diese Kluft zu überbrücken, und wie er dadurch eine Lektion lernte, die seine ganze zukünftige Arbeit beeinflussen sollte.

»Als ich noch sehr jung war, ging ich regelmäßig in die Slums von London. Ich ging in eine der normalen Unterkünfte, meist Sonntagabend. Ich trug Gehrock und Zylinder und stand da mit meinem Neuen Testament in der Hand und predigte und predigte. Ich war sehr erstaunt, wie verstockt sie waren! Hier stand doch ein Mann in Gehrock und Zylinder, und sie hörten überhaupt nicht auf ihn! Und dann verstand ich, warum sie nicht hören wollten, besorgte mir den ältesten Anzug, den ich mir nur irgendwo leihen konnte und steckte in seine Tasche die Summe von 4 Pence. Am Abend ging ich mit den Radaubrüdern und Herumtreibern aus dem Viertel in eine Unterkunft, in der zwei- oder dreihundert Männer schlafen sollten. Ich setzte mich dorthin, wo sie saßen, und die Flöhe, die sie bissen, bissen auch mich, und die gleichen Krabbeltierchen, die auf ihnen herumkrabbelten, besuchten auch mich. Ich verbrachte einige Nächte in diesem schrecklichen Raum und hörte mir ihre Nöte und Sorgen an. Eines Morgens um sechs Uhr früh, als sie alle ihr Frühstück bekamen, erhob ich mich und begann zu ihnen zu reden, und nun merkte ich, dass ich nicht die geringste Schwierigkeit hatte, ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen. Ich hatte gesessen, wo sie saßen, in der Regel neun schlaflose Stunden, und verstand genau, wie dreckig sie waren, wie das Leben mit ihnen umsprang, und nun waren sie völlig bereit, einem Mann zuzuhören, der alles mit ihnen geteilt hatte. Denn der größte Tag der menschlichen Geschichte war es, als es Gott gefiel, uns näher zu kommen als jemals zuvor. Nachdem Gott sich 4000 Jahre in einer Wolke und in tiefster Finsternis verborgen hatte, beschloss Er

in Seinem Herzen, uns näher zu kommen. Denn Er sandte Seinen Sohn nicht in erster Linie, damit Er uns Moral predigte. Als unser Herr das Werk der Erlösung begann, sagte Er erst einmal dreißig Jahre lang kein öffentliches Wort. Dreißig Jahre lang saß Er da, wo die Menschen saßen und lernte ihre Gedanken und Erfahrungen kennen. Dreißig Jahre lang lernte Er Hunger, Müdigkeit, Armut und die Nöte und Sorgen Seiner kleinen Familie kennen, und erst als Er all das kennen gelernt hatte, öffnete Er Seinen Mund zum Predigen. Und die Welt hat Ihm seitdem immer zugehört.«

Harold St. John konnte mit seiner liebenswürdigen reifen Weisheit zurückschauen und über den jungen, ernsthaften Mann im Zylinder milde lächeln, doch zu jener Zeit lachte er nur selten. Seine ständigen Reisen, die Nächte, die er im Gebet oder beim Bibelstudium verbrachte, machten ihn oft schwach und müde. Aber es scheint ihm nie in den Sinn gekommen zu sein, dass er mit seiner Arbeit auch nur im Geringsten zurückstecken sollte.

Aug. 1905: Starke Erkältung, nachts etwas Erleichterung. Ich schäme mich, dass das irdene Gefäß mich bei meiner Arbeit hindern darf. 4.30 aufgestanden. Diese Woche viele Verabredungen, aber wenig geistliche Kraft. Wenn sich meine Gesundheit immer mehr verschlechtern sollte, so möchte ich doch lieber sterben, als leben und Christus Unehre bereiten.

Jan. 1906: Mit 38,3°C Fieber zusammengebrochen. Ruhe verordnet. Guter Tag im Bett. Ich lerne in meiner Krankheit sehr viel. Psalm 107 auswendig gelernt. Zeit der Kraft. Ich habe einen schlimmen Abszess und Nervenschmerzen, aber wir können unsere Versuchungen immer im Lichte der Ruhe Christi sehen.

Er erinnerte sich, dass er das Kind seiner Schwester ein wenig auf seiner Brust herumtoben ließ, als er krank war, aber das war wohl die einzige Zerstreuung, die er sich während der Krankheit erlaubte. Geistige Entspannung verdammte er in diesen strengen jungen Tagen völlig.

6. Februar: Schreckliche Nervenschmerzen, aber die Gnade zahlt sich aus. Die ganze Nacht wach mit Gedanken über das Wort.
7. Februar: Bis zwei Uhr lauter Mist gelesen. Könnte ich je solch schrecklichen Unsinn glauben, wo ich doch auf Ihn warte?

Ende 1906 hat er wahrscheinlich die weitere Richtung seines Lebens erkannt, und die Einträge in sein Tagebuch sprechen von einer ruhigeren Auseinandersetzung. Am Silvesterabend schaute er über das anstrengende vergangene Jahr wie ein Läufer zurück, der eine Pause macht, ehe er sich von neuem zum Laufen bereit macht.

Als er das vergangene Jahre 1906 im Rückblick betrachtete, schrieb er: »Es gibt vieles, für das ich zu danken habe. Es haben sich relativ wenige Menschen bekehrt, aber ich denke, dass vielen Gläubigen geholfen worden ist. Ich muss darauf achten, mich nicht in persönlichem Luxus und gedankenlosem Gerede zu verlieren. Das ist schlimmer als eine Fliege im Salbentopf. Was mag 1907 bringen? Es wird mir mehr Gnade und Fürsorge Christi bringen, als ich je zuvor erlebt habe.«

Kapitel 3

Der vor Gott bewährte Arbeiter

»Mr. St. John«, sprach ihn einmal eine Frau nach einer Veranstaltung an, »ich würde alles in der Welt dafür geben, wenn ich die Bibel so gut kennen würde wie Sie!«

»Genau das«, antwortete der Prediger mit einem kleinen höflichen Nicken, »kostet ein solches Wissen.«

Die Welt bedeutete Harold St. John in diesen frühen Tagen des Eifers und der intensiven Arbeit nichts; er scheint sogar den harmlosesten Vergnügungen misstraut zu haben. Einmal berichtet er von einem Besuch im Zoo, doch scheint er gewappnet gegen jede Lauheit dorthin gegangen zu sein.

»Im Zoo gewesen. Viele Meisterwerke Gottes bestaunt. Genoss alles sehr, doch versuchte ich, beim Spazieren gehen zu beten. Es hilft, die Tore der Seele für alles um mich herum verschlossen zu halten.«

Er hatte es noch nicht gelernt, Entspannung in Verbindung mit dem Gott zu sehen, der uns alle Dinge so reichlich gibt, damit wir sie genießen können. Die Ufer seines Lebens waren noch immer steil und eng, und natürliche Freuden schienen ihm zu diesem Zeitpunkt Versuchungen zu sein.

»Ein leichtfertiges Herz steht meiner Ernsthaftigkeit im Wege. Wie sehr sehne ich mich doch danach, mit Ihm zu wandeln. Habe sehr verschlafen in der Bibel gelesen und mit den Kindern viel herumgetobt. Vielleicht ist es das, was mich hindert. Ich bin ein einsamer Mensch.«

Es scheint, dass er zu dieser Zeit jede nichtchristliche Lektüre

verdammt hat, aber es war für ihn ein ständiger Kampf, sich davon fernzuhalten. »Ehre und Tadel können mich nicht treffen. Ich muss in Christus wandeln. Ich verstricke mich leicht in Lesen und leichtfertiges Reden. Aber ich bin gerufen, mit Gott zu wandeln. Ich glaube, ich spiele manchmal mit heiligen Dingen. Ich muss ausgewogener auf die Sorgen des Lebens reagieren.«

»In meinem Körper wohnt Christus – welch ein ernst zu nehmender, überwältigender Satz! Ich habe daraufhin einiges Unreine von meinem Bücherregal verbannt. Dieser Satz trieb mich auf die Knie. Sollte ich Ihm nicht auch den letzten Schlüssel des Hauses ausliefern?«

Er baute für die Zukunft ein sehr enges Gerüst um sein Leben, und für sich selbst vergaß er nie seine frühen Entsagungen und seine Selbstdisziplin. Er kämpfte, um diese Disziplin zu erlangen, und als junger Mann fühlte er diesen Kampf sehr stark, aber in den späteren Jahren wurde die Disziplin zur Gewohnheit, und das ganze Gebäude wurde so vom Licht der Liebe und der Freude durchstrahlt, dass das Gerüst unsichtbar wurde. Es ist sicherlich nicht einfach, den asketischen jungen Mann in dem Vater wiederzuerkennen, der später in Begleitung eines kleinen Schulmädchens, seiner Tochter, in ein Café marschierte und, durch die Freude des Wiedersehens ergriffen, die erstaunte Kellnerin nach »dem größten und besten Eis, das Sie zu verkaufen haben« fragte. Und doch schlug bis zum Ende unter seiner großmütigen Großzügigkeit das Herz eines Asketen.

1906 schrieb er: »Heute Geburtstag. Welch ein Jahrzehnt! Ich sehe deutlich meine größte Gefahr: persönlicher Luxus. Nicht Ausschweifung, sondern Luxus. Paulus hielt sich selber in Zucht und so überwand er und wurde zu einem Mann Gottes. Gott macht mir das immer wieder klar. Muße und

Bequemlichkeit lässt mich abtreiben, aber ich muss doch gegen den Strom schwimmen.«

Nachdem er auf ein Leben der strengsten Selbstdisziplin zurückschauen konnte, ließ er in einem seiner letzten Vorträge noch einmal das Schlachthorn erschallen. Er sprach über 1. Korinther 9: »›Damit ich dies nun ganz sicher erreiche‹, sagt Paulus, ›werde ich zweierlei tun. Als Erstes werde ich ein Läufer, der seine Augen nur auf die Ziellinie gerichtet hat, und der jedes körperliche Verlangen und jede Form von Freiheit aufopfert, die es erschweren könnte, den Preis zu erringen. Und zweitens werde ich wie ein Boxer im Ring stehen, jeden Muskel angespannt, um meinen Feind niederzuschlagen. Ich werde diesen Leib nehmen, dieses Gefäß, in dem ich bereit bin, Christus zu dienen, und werde meinen Leib grün und blau schlagen, damit er immer zum *Dienst bereit* bleibt.‹«

»In unserer Zeit der Verwöhnung und des Wohlstandes, in dieser Zeit, in der Komfort immer größer geschrieben wird: Glauben Sie, dass es keine Christen gibt, die von solchen Verlangen wie Essen und Trinken und Ähnlichem eingefangen werden? Gibt es keine, die ihre Familie, die Frau und die Kinder höher als Jesus Christus einschätzen? Gibt es etwa niemanden, der in Begierden gefangen ist und für den der Zauber des Geldes ein dauernder Fallstrick zur Sünde wird? Ich zerschlage meinen Leib und knechte ihn, damit ich nicht, nachdem ich anderen gepredigt habe, selbst verwerflich werde.«

Er hat sich wohl immer sehr viele Gedanken darüber gemacht, wie er seinen Urlaub verbringen sollte. Er verbrachte ihn meist auf dem europäischen Festland, gab Traktate weiter und hielt Versammlungen ab. Er sah seinem Urlaub mit Beklommenheit entgegen, weil seine Freude daran durch die Angst verdunkelt wurde, dass er Zeit verschwenden oder lau werden könnte.

»Für meine Europareise werde ich sehr viel Gnade und Gebet brauchen. Das Böse erhebt sich kraftvoll - aber der Herr! Seine Liebe umgibt mich ständig. Wie wunderbar, von Seiner Liebe zu wissen!«

Obwohl Entspannung und Reisen dieses junge brennende Herz nicht befriedigen konnten, hatte er doch seine eigene Freude. Sie wurde ihm jedoch zeitweilig durch das Gefühl seiner völligen Unwürdigkeit verdunkelt. Doch war diese Freude so echt und tief, dass er manchmal davon fast überwältigt war. Sie ließ ihn sein ganzes Leben lang ein in sich selbst ruhender Mann sein, der ganz offensichtlich von allen Umständen unabhängig war.

»Meine tägliche Arbeit macht mir viel Freude. Welch ein Herr ist Jesus doch! Wie ist es nur möglich, dass nur wenige Ihn lieben?«

»Der endgültige Zweck unserer Erlösung ist die Verherrlichung Gottes. Gott hat mich zu einem glücklichen Menschen gemacht. Ich bete Ihn dafür an.«

»Bibel studiert. Vielleicht die beiden besten Abende, die ich je verbracht habe – fast zu viel Freude im Herrn. Ich bin einfach ausgelaugt, aber glücklich gemacht durch das Wissen um Seine Liebe. Ich kann bei jedem Schritt meines Weges auf Christus zählen.«

»Ich war nie freier oder glücklicher im Leben. Ich kann wenigstens Seine Herde in diesen verwirrenden Tagen ernähren. Ich kann nirgends Ruhe finden als in Ihm und in Seiner Liebe und in Seinem Dienst. Wunderbare Versammlung über Simsons Tod.«

»Das sind meine süßesten Stunden. Das Wort ist so wunderbar lebendig und brennt in meinem Herzen. Gute Zeit im Zug,

über Gottes stille Liebe nachgedacht. Am Tisch beinahe über dem Gedanken an Christi Liebe zusammengebrochen.«

Immer mehr wurde das Bibelstudium und der Dienst am Wort Gottes zu seinem Lebensinhalt. Obwohl er noch so jung war, sprach man schon davon, dass er ein begabter Bibellehrer war. Er nahm an den wöchentlichen Abenden für Angestellte teil, die in solch großen Geschäften wie Whiteley‘s oder Shoolbred‘s abgehalten wurden und half Lord Radstock bei seinen wohlbekannten Hauskreisen. Obwohl er einen Neunstundentag hatte, gab es fast keinen Abend, an dem er nicht zu predigen gehabt hätte, manchmal in London, oft aber auch wesentlich weiter entfernt.

Eine Dame in Sheffield erinnert sich dieser Wochenendbesuche noch gut. Damals nahm Harold St. John den Nachmittagszug, damit er noch rechtzeitig zur Abendveranstaltung kam.

»Über viele Monate hinweg jedes Wochenende, und auch danach noch oft, opferte Mr. St. John seine Zeit und Energie für Sheffield. Das war, als es noch keine Tonbänder gab und Stenografie noch nicht allzu verbreitet war. Aber ein Teil von uns machte sich Aufzeichnungen, und wenn wir diese miteinander verglichen, konnten wir seine Predigten fast wörtlich rekonstruieren. Diese Aufzeichnungen werden auch heute noch gelesen. Wahrscheinlich der größte Teil von St. Johns Arbeit war dem Ziel gewidmet, in anderen den Wunsch zu wecken, die Bibel eifriger zu studieren, und, wo immer möglich, Griechisch zu lernen. Hunderte von jungen Männern haben ihre Anregungen von ihm empfangen, der für sie ein Vater in Christus wurde. Mr. St. John nahm den Zug von London und ging sofort zu einem Gebetstreffen am Samstagabend. Einmal fürchteten wir schon, er habe den Zug verpasst, aber nachdem wir ihn suchten, fanden wir ihn unten

auf einem Tisch ausgestreckt in verzweifeltem Gebet. Nachdem er samstagabends, sonntagmorgens, in der Sonntagsschule, auf der Straße und bei einer Evangelisationsstunde gesprochen, und auch bei den Mahlzeiten noch intensive Gespräche geführt hatte, nahm er den Nachtzug nach London und schlief im Wartesaal, bis es Zeit war, an die Arbeit in der Bank am Montagmorgen zurückzukehren.«

Seine Notizen zur Bibel müssen buchstäblich Tausende von losen Blättern gefüllt haben, die er in völliger Ordnung hielt. Er arbeitete immer an einem Buch, über das er dann bei verschiedenen Treffen predigte. Seine Bibelstudien waren für seinen eifrigen Geist und sein hungriges Herz die reinste Freude, doch mit seinen Predigten rang er förmlich. Er kritisierte gnadenlos seinen Stil und unterwarf sich einer harten Selbstkontrolle. Er richtete sich selbst vor Gott und wurde nie auch nur für einen Augenblick von dem Applaus und der Zustimmung, die man ihm entgegenbrachte, verblendet oder unvorsichtig gemacht.

»Volle Versammlung. Um sieben Uhr morgens angekommen. Ich fürchte, dass ich mir nicht klar genug über die Heiligkeit der Gegenwart Gottes bin und auf geistliche Führung nicht empfindlich genug reagiere. Ich soll nicht einfach nur predigen, ich soll Menschen weiterhelfen.«

»Ein voller Tag, aber Mangel an Erfülltsein mit dem Geist Gottes, musste es als Sünde bekennen. Ich habe versucht, zu viel hervorzuholen. Mein Gegenstand muss Christus allein sein – nicht eine gute Predigt. Das ist zu billig.«

»Armselige Auslegung in Hast bei der Morgenversammlung. Es macht sich nicht bezahlt, in Eile zu sein, wenn man in Seine Gegenwart kommt. Mögen andere etwas aus dem Ärmel schütteln – es ist unwürdig!«

»Mangel an Gebet hält die Kraft fern. Wann werde ich diese Lektion lernen?«

»Die Gebetsarbeit wächst an – wenn ich nur alles so praktizieren könnte.«

»Alte Predigten sind nicht das Wahre. Ich muss lebendige, neue Auslegungen erarbeiten. Im Wort ist so viel verborgen, aber mein Geist scheint wie ein Dschungel zu sein, unwissend und oberflächlich. Nicht mehr so viel Besuch wie früher. Mein Stil vertreibt die Jüngeren. Ich stelle zu viele Ansprüche und rede über ihre Köpfe hinweg. Ich muss Christus auf viel einfachere Weise darstellen lernen.«

»Ein schlechter Tag. Eine überfüllte Versammlung, aber nur Plattheiten. Ich kann nicht von der Wiederkunft des Herrn sprechen, da ich nicht genug danach lebe. Irgendetwas in meiner Seele lief falsch, weg vom Herrn. Kam von Herzen gedemütigt nach Hause, obwohl alle anderen den Abend wunderbar fanden.«

»Eineinhalb Stunden Nachgespräch mit einer Menge junger Männer. Ich habe sie alle vertrieben, indem ich sie nicht halten konnte. O treuloser Diener, aber welch ein Meister!«

»Entmutigende Versammlung mit einer Hand voll resignierter Leute. London lässt alles Feuer einfrieren.«

Obwohl er immer schnell seine Fehler eingestand und immer wieder beklagte, wie schwer es für ihn sei, seine hochfliegenden Gedanken innerhalb der Grenzen des normalen Intellekts zu halten, konnte er doch sehen, wie Gott segnete. Manchmal erkannte er das mit einer Art erstaunter Demut. »Wäre ich ein Mann von größerer Gnade und von größerem Eifer, dann wäre dies mein Lebenswerk: heiliges, lebendiges Predi-

gen. Aber was bin ich doch für ein zerbrochenes Schilfrohr, obwohl die Leute scheinbar auf das achten, was ich sage. Die geistliche Kraft wächst, und ich denke, dass Menschen gesegnet werden.«

»Sechs oder sieben Vorträge gehalten. Meine beste Predigt, seit ich im Dienst bin. Aber das kam sicherlich nicht durch menschliche Kraft.«

»Wenn man anfängt, Vorräte zu sammeln, dann zeigt das, dass man nicht mehr die rechte geistliche Haltung hat. Ich muss aufpassen, dass ich nicht wieder in meine beiden Lieblingssünden verfalle. Soweit, was mich angeht, aber wie wundervoll war Christus heute zu mir und wie nahe! Er hat meinen unwirksamen Dienst benutzt. Nur unser großer Meister konnte ein solch wertloses zerbrochenes Gefäß benutzen und damit zu Seinem Ziel kommen. Ehre, Ehre sei dem Eckstein. Ich sehne mich danach, meinem Herrn zu begegnen.«

In diesem Tagebuch bekommen wir auch Einblick in den Ernst, mit dem er sich vorbereitete. Sein Predigen war weder von irgendeiner leichtfertigen Rede noch von irgendwelchen unausgegorenen Gedanken geprägt. Seine Predigt war immer das Ergebnis eines engen Umgangs mit dem Herrn und von sorgfältiger Vorbereitung.

»Hat Christus in mir einen Kanal, durch den er sich ausdrücken kann?«, fragte er sich einmal selbst, und er erkannte mehr und mehr, dass Segen immer davon abhing, dass er in Christus blieb und er den geistlichen Kampf des Gebetes gegen die Mächte der Finsternis immer wieder aufnahm.

»Schlaflose Nacht, aber ich habe meine Predigt auf den Knien zwischen vier und fünf Uhr morgens erhalten. Predigen ist eine wunderbare Aufgabe, aber ich muss jedesmal ein Stück

von mir dafür lassen. Ein Riesenarbeitspensum liegt wieder vor mir und ich muss sehr viel beten. Ich bin so ungeschickt, so wenig gewöhnt an Sein wunderbar leichtes Joch. Ich muss immer wieder die Lektion Jakobs lernen: Jakob hatte gelernt, auszuhalten. Wird mir der Herr geben, was ich brauche, nämlich Kraft, um mit dem Engel zu ringen?«

Er wusste, dass Niedergeschlagenheit und Entmutigung ihn völlig lähmen konnten, und er war ständig auf der Hut vor ihnen.

»Gott hat mich berufen, die Liebe Christi zu bestaunen. Ich werde dadurch vom Murren abgehalten. Ich darf nicht verzweifeln, und wenn meine Last noch so schwer wäre. Ich muss der Versuchung der Niedergeschlagenheit widerstehen. Ich lebe in Tagen der Versuchung und Christus ist mir lieber als mein Leben. Er enttäuscht mich niemals und ich bin verbunden mit dem Auferstandenen.«

Er wusste auch, wie wichtig es ist, sich für den Dienst gesund zu erhalten und sich zu disziplinieren, damit er ein Werkzeug nützlich dem Hausherrn wäre.

»Wie nah müssen wir uns doch für einen solchen Dienst bei Gott halten und wie schnell verliert die Rose ihre Blätter. Ich muss immer wieder daran denken, dass ich wie ein polierter Stab bin, und jede Kleinigkeit kann die Politur zerkratzen. Wachsen in der Heiligung geht nach festen Gesetzen vor sich und ich muss ihnen gehorchen – viel Gebet, wirkliches Bibelstudium, Selbstdisziplin und Zucht der Gedanken. Das ist Gottes Weg für mich.«

»Christus ruft laut nach Hingabe und ich muss mich aufmachen, meine wunderbaren neuen Kleider anziehen und arbeiten, denn die Nacht kommt. Mein Leben scheint mir zwi-

schen vier Worten eingebunden zu sein: Sein, sollen, wollen, können. Verschwende ich meine Zeit durch halbe Hingabe und halbe Weltlichkeit? Ich sehne mich danach, immer wieder für Christus hinauszugehen. Asa ging in seiner Jugend den richtigen Weg, aber er verschwendete seine späteren Jahre. Bin ich genauso?«

Die kleine Gemeinde im Clarendon Saal beschrieb ein Gläubiger folgendermaßen: »Die Versammlung im Clarendon Saal in Notting Hill in London, wo Harold St. John seine erste geistliche Heimat fand, hatte eine ganz ausgezeichnete Atmosphäre. Mit ihr waren immer wieder bedeutende Leute verbunden, wie eine ältere Gräfin, von der er in einer Ansprache erzählte, die er gegen Ende seines Lebens hielt, Colonel Wellesley, ein naher Verwandter des ›Eisernen Herzogs‹ und James F. Hamilton, ein sehr ehr- und liebenswürdiger Herr, Sekretär der Coutts Bank von 1906 bis zu seinem Tod 1915. Mrs. St. John schreibt, dass sie, wenn sie zurückschaue, den Eindruck habe, dass der Schreiber des Jakobusbriefes diese Versammlung sehr geschätzt hätte. In der Gesellschaft dieser Tage gab es zum Beispiel keinerlei Beziehungen zwischen den Angehörigen verschiedener Klassen der Gesellschaft, doch in der Gemeinde konnte man völlige Einheit in Christus und brüderliche Liebe spüren.«

»Harolds Mutter leitete die Frauenstunde und wurde dabei von ihrer ältesten Tochter Ella unterstützt. Die ganze Familie ging zu den verschiedenen Sonntagsschulklassen. Einmal wurde Oliver, der jüngste der Brüder St. John, von einem kleinen Jungen gefragt: ›Bist du der St. John (= heiliger Johannes) aus der Bibel? … O, ich hatte immer gedacht, du wärst es!‹ Abends gab es Klassen für Jungen, die von Harolds Schwester Ella geleitet wurden, und in der sie verschiedene handwerkliche Fähigkeiten lehrte. Sie war eine wirklich geheiligte Frau. Außerdem gab es eine ganze Reihe Taubstummer, die

zu den sonntagmorgendlichen Gottesdiensten kamen und für die die alte Frau Schofield übersetzte – eine große Attraktion für die Kinder, die bei der Versammlung dabei waren. Harold übersetzte für sie, wenn Frau Schofield nicht anwesend war, und auch sein Bruder Arthur konnte sie vertreten.«

»Während des Winters gab es monatliche Bibelarbeiten, bei denen eine Andacht gehalten wurde und Fragen gestellt werden konnten. Der Raum war immer voll, denn es kamen immer Leute aus anderen Stadtteilen Londons dazu, und es gab Tee. W.J. Lowe hielt sehr oft die Andachten. Er war ein guter Freund von Mr. Swain und verbrachte während Frau St. Johns Kindheit sehr viel Zeit mit ihm. Er war ein sehr liebenswürdiger, sanfter Mann, der immer ein Zwinkern im Auge hatte und sehr gebildet war. Er sprach sehr oft bei den ›Brüdern‹ in Frankreich und war auch in der Schweiz sehr beliebt. In der Vorstellung der jungen Ella Swain hatte er viel Ähnlichkeit mit Elisa.«

»Harold hielt regelmäßig Bibelstudien für junge Männer ab, nicht im Gemeindehaus, sondern im Haus seiner Mutter. Jeder ging einmal die Woche zu einer Gebetsversammlung und zur Bibelstunde im Clarendon Saal. Es gab Freiversammlungen, Wohnheime wurden besucht und Traktate verteilt. Der Saal lag genau im richtigen Viertel, einerseits für die Sonntagsschularbeit und andererseits für die Frauenarbeit und die Sonntagsschule blühte.«

Von dieser Gemeinschaft profitierte Harold St. John sehr, er erhielt Rat und Kritik von älteren reifen Christen, von denen er einen oder zwei zu seinen Vätern im Glauben zählte, etwa James Hamilton und W. J. Lowe. Und doch blieb er sich selbst treu und weigerte sich, den Stil seiner Vorbilder im Glauben zu kopieren. Er schreibt einmal von seinen beiden besten Freunden:

»Ich darf nicht in Manieriertheit verfallen oder mich selbst für den ganz normalen Dienst unfähig machen. Ich habe, genau wie sie, nur mit Gott zu tun. Ich darf sie von Herzen bewundern und Gott danken, der sie schon sehr viel weiter als mich gebracht hat. Aber ich darf nur und ausschließlich von dem reden, was ich mit dem Herrn erfahren habe. Er verweigert keine aufbauende Gabe.«

»Mittagessen mit dem lieben Charles Mackintosh, der meint, dass ich meinen Dienst verderbe und Kraft verliere, wenn ich mich dauernd überarbeite und zu viele Versammlungen abhalte. Samuel Hooke beschämt mich immer, wenn ich sehe, wie nüchtern, ruhig und voller Kraft er ist. Er ist durchs Feuer gegangen, ich habe es mir bisher nur angeschaut. Doch mein Erlöser lebt.«

»John Evans Geist geht ganz andere Wege als der meine. Er denkt folgerichtig und nicht durcheinander. Ich selbst zappele mit meinen Gefühlen und Freudenausbrüchen hin und her. Ich muss mich immer wieder im Licht seiner moralischen Größe sehen.«

Das Jahr 1909 brachte Streitfragen in die Gruppe der Versammlungen, zu denen Harold sich zu jener Zeit hielt. Ein sektiererischer Geist begann sich breit zu machen. Bestimmte Gemeinden wurden denunziert, während ihre Führer in ganz England sich auf die verschiedenen Seiten schlugen. Das Resultat war ein Bruch und die Trennung. Es ist besser, über die Einzelheiten zu schweigen, aber es war für Harold St. John ein sehr kritisches Jahr. Er wollte sich nicht von Menschenmeinung bestimmen lassen und brachte seine Leiden und seine ganze Verwirrung zu Gott, um Ihn darüber richten zu lassen. Ein für allemal bezog er Stellung für geistliche Duldsamkeit, persönliche Demut und eine umfassende Barmherzigkeit, so weit sie mit den Grundlehren der Bibel vereinbar waren. Eine

seiner größten Sorgen war in dieser Zeit, wenn auch nur um Haaresbreite von den biblischen Grundwahrheiten abzuweichen.

»Das mittelalterliche Lehrgebäude«, schrieb er einmal, »brach zusammen, weil es die einzige Wahrheit nicht beachtete. Die Aufgabe der Wahrheit machte es zur leichten Beute für den Eifer des Irrtums und für die Verweichlichung durch den Luxus. Wir können uns nicht auf den Ruinen der vergewaltigten Wahrheit erheben.«

Und doch zögerte er verunsichert zwischen den Ansprüchen der Wahrheit und der Barmherzigkeit. Er verabscheute die übereilten Urteile und die oft unwissenden Anklagen.

»Er verbringt viel Zeit damit, Irrlehrer wie Pappkameraden aufzubauen, um sie dann abzuschießen. Die Steinigung von Propheten ist ein armseliges Werk.«

»Ist X jemand, der verfolgt ist, oder sollte ich ihn meiden? Wenn ich das tue, dann sollte ich mich selbst verachten. Ich wage es nicht, die Salbung Gottes zu verachten.«

»Wie sehr mir doch die Sorgen um die Gemeinde nachgehen. Sie verwunden mich bis ins Innerste. Ich sehne mich danach, von all dieser Verwirrung und dem Unfrieden frei zu sein, um Christus zu dienen. Wenn wir Christus außer Acht lassen, dann scheint eine Spaltung unvermeidlich zu sein, aber ich sehne mich danach, zu erkennen, was Er uns in Bezug auf Gemeinschaft lehren möchte.«

Er machte sich viele Feinde dadurch, dass er sich nicht schnell auf eine Seite schlug, ehe er nicht ganz genau wusste, wie der Fall gelagert war. Er war ungewöhnlich tolerant und lernte sehr viel aus all den Angriffen, denen er ausgesetzt war.

»Es tut mir gut, in der Öffentlichkeit getadelt zu werden. Ich werde meinen Weg finden. G. und F. griffen mich persönlich an. Die lieben, lieben Brüder. Wenn wir einmal bei dem Herrn Jesus sein werden, dann werden wir wissen, ob ich um meinetwillen gearbeitet habe oder nicht. Bis dahin will ich sie lieben.«

»Captain X. war sehr roh zu mir. Große Versuchung, mich selbst zum Narren zu machen, aber Gott sei Dank: Er hat meine Zunge fest gehalten. Bin über die Maßen niedergeschlagen, manchmal scheint der Tod der einzige Ausweg. Soll ich so etwas als Christentum akzeptieren?«

Doch auch in dieser Zeit fand sein besorgtes Herz Trost bei Gott. Mitten in den Kämpfen konnte er schreiben:

»Gott sei Dank, dass auf meinem Entschluss, die Liebe des Vaters zu genießen, keine Wolke liegt, nur die Versuchungen der Heiligen. Paulus zählte sie noch nicht einmal in der Liste der Dinge auf, die von der Liebe Christi trennen könnten.«

Und als dieses stürmische Jahr zu Ende ging, konnte er auf alles vom Standpunkt des Friedens hinunterschauen.

»Christus und ich waren das ganze Jahr zusammen, und der Glaube ist gewachsen, auch wenn es innere Anfechtungen gab. Ich kann niemals bezweifeln, dass Jesus lebt. Ich könnte höchstens am Buchstaben zweifeln. Aber beide sind engstens miteinander verbunden! Ein trauriges Jahr, voller Versagen, aber Er führte sie auf rechter Straße, und bald werde ich den Gott des Friedens sehen und Ihn erkennen, wie ich erkannt bin. Bis dahin möge Er mich vor Zwiespältigkeit bewahren, und wenn ich durch all das lerne, was Gemeinschaft bedeutet, dann hat es sich gelohnt. Wir haben einen wahrhaftigen Christus und eine wahrhaftige Rettung.«

Kapitel 4

Der Liebende

Als Harold St. John erst 16 Jahre alt war, kam er einmal in einen Gottesdienst, in dem ein blauäugiges Mädchen von drei Jahren auf dem Schoß ihres Kindermädchens herumzappelte. Schließlich konnte sie ihr entkommen und krabbelte auf dem Boden herum. Sie wurde hinausgebracht und der junge Harold trug sie ritterlich nach Hause. Später versicherte er gerne, dass er sich schon damals entschied, auf dieses kleine Mädchen zu warten, aber vielleicht wurden seine Erinnerungen von den nachfolgenden Ereignissen ein wenig verklärt.

Aber in jedem Fall war die kleine Ella Swain etwas ganz Besonderes für ihn. Ihre rosigen Wangen und ihre gesunde, einfache Erscheinung, ihre rasche Auffassungsgabe und übersprühende Lebensfreude gaben ihm Ruhe und erfrischten ihn. Sie war in keiner Weise asketisch. Für sie war alles wunderschön und mit einem goldenen Schimmer überzogen, ob es ein Neger war, der am Strand Lieder sang oder ein Gedicht, das sie in der Schule lernte. Sie lebte »aus dem Vollen«. Harold St. Johns Schwester wurde ihr Kindermädchen, so dass er sie eine Zeit lang sehr oft sah.

Sie war die Tochter von Walter Rees Swain, Inspektor seiner Majestät, und Alice Swain. Da ihr Vater ein Schulinspektor war, glaubte er natürlich an eine breite, sorgfältige Ausbildung für Mädchen. Er war Naturwissenschaftler und er hatte große Freude daran, seine Tochter in die Geheimnisse des Universums einzuführen. Die Verbindung zwischen Walter R. Swain und seiner Tochter war ungewöhnlich eng, und Ella lernte freudig alles von ihm, was er ihr erzählte. Sie interessierte sich nicht nur für Naturwissenschaften, sondern hatte auch Freude an Geschichte und Poesie, und während ihr zu-

künftiger Ehemann beim Brotbrechen in Godalming geistliche Freuden erlebte, saß sie gebannt vor Tennysons Gedichten und las sie sich laut vor.

Für den Vater bedeutete sein Beruf, dass er oft umziehen musste, so dass er Mrs. St. John bat, Ella als Pensionsgast bei sich aufzunehmen, bis sie die neue Schule besuchen könnte, die Frau Huxley (Mutter von Sir Julian und Aldous Huxley) bald in der Nähe von Godalming eröffnen wollte. Damals war sie zwölf Jahre alt und ihr größtes Vergnügen war, mit den Jungen auf dem Platz vor dem Haus Fußball zu spielen. Harold, der zu dieser Zeit vierundzwanzig Jahre alt war, neckte sie gerne, zog sie an den Haaren und nannte sie »Schweinchen«. Sie kann sich noch gut erinnern, dass er ein fröhlicher junger Mann war, voller Humor und immer gut gelaunt. Manchmal durfte sie mit ihm zu einer Straßenversammlung gehen und seinen Hut fest halten, und das war für sie die größte Wonne.

Sie wohnte sechs Monate bei der Familie, dann kehrte ihre Familie nach Godalming zurück. Später kamen sie und Frau Swain noch einmal, um die St. Johns zu besuchen. Und in dieser Zeit erlebte das sechzehnjährige Mädchen einige der Bibelabende mit, die Harold in erster Linie für junge Männer im Haus seiner Mutter veranstaltete. Die Bibelarbeiten behandelten den Propheten Amos.

Diese Abende öffneten ihr die Augen. Bis dahin hatte sie die Bibel sehr geschätzt und die Lehre ihrer Eltern respektiert und geglaubt; aber verglichen mit Botanik und Poesie fand sie die Bibel langweilig. Die Missionsreisen des Paulus und die Könige Israels waren für sie der Gipfel der Eintönigkeit. Aber durch Harolds Auslegung der kleinen Propheten wurde ihr die Bibel mit einem Mal lebendig. Diese tiefen, geheimnisvollen Lehren, die trotzdem praktisch waren, stillten den Hunger ihres

eifrigen, sich entwickelnden Geistes – hier war literarische Schönheit mit Kraft gepaart; Harold sprach über philosophische Wahrheiten, glühende Herausforderungen und brennende Hingabe. Sie antwortete im Innersten ihres Herzens auf diese Ansprachen und jeden Abend saß sie gefesselt im Wohnzimmer mit den jungen Männern zusammen und, wann immer sich die Gelegenheit dazu ergab, begleitete sie Harold zu den verschiedenen Orten, an denen er sprach.

Sie war fasziniert und begann selbst, ihre Bibel zu studieren. Sie fand in ihr die Antwort auf ihre Probleme und bemerkte, dass die Bibel ein Buch ist, mit dem man leben kann. Während der nächsten zwei Jahre verbrachte Harold viele Sonntage damit, in Godalming zu predigen, und er übernachtete immer in ihrem Elternhaus. Obwohl sie gute Freunde waren, war ihre Beziehung doch ohne jede Romantik. Für sie war er ein verehrter Lehrer, zwölf Jahre älter. Und bei allen ihren Gesprächen hielten sie sich immer nur an ein Thema. Er vergaß nie, diese Gespräche in seinem Tagebuch fest zu halten.

»Fuhr mit Schweinchen mit dem Zug zur Versammlung. Wir freuten uns im Zug gemeinsam an Josua 4 und 5. Sie ist aktiv und sehr interessiert.« »Schrieb Schweinchen einen langen Brief über Matthäus 13. Ein liebes Kind. Gott segne sie und erhalte sie mitten in allen Eitelkeiten dieses Lebens.« Doch in seinem Herzen wuchs eine stille, beständige Liebe, die sich mit väterlichem Interesse um ihr geistliches Wachstum kümmerte. Im September 1906 sprachen er und ein anderer Bruder mit ihr, weil sie um Zulassung zum Brotbrechen gebeten hatte.

»Traf mich mit S. wegen dem Tisch des Herrn. Eine zarte Blume. Wer wird sie im Leben beschützen? Gott gebe, dass er ein ehrlicher Mann ist. Ich habe niemals jemanden wie sie gesehen; Gott wird ihr sicherlich eine großartige Zukunft be-

reiten.« Ein wenig später heißt es dann. »Ich habe lange über die Zukunft nachgedacht. Ich fühle mich sehr zu S. hingezogen, sofern es Gottes Willen entspricht. Ich glaube, wir würden wirklich glücklich sein.«

Aber er schwieg darüber, denn noch hatte sie anderes im Sinn. Sie hatte die Zulassung für das Geschichtsstudium am Westfield College der Londoner Universität und stürzte sich wie immer voll in ihre Pläne und Studien. Sie ging darin völlig auf. Er wusste, dass dies eine Verzögerung von mindestens drei Jahren mit sich bringen würde, aber mit seiner selbstlosen Sorge um ihr Wohl versuchte er nicht, sie davon abzuhalten. Er war nun einunddreißig Jahre und sehnte sich nach einer Gehilfin, einem eigenen Zuhause und Kindern.

»Eine große Welle des Heimwehs kam heute über mich. Ich sehne mich nach einem eigenen Zuhause«, schrieb er. »Die Einsamkeit wird immer größer, da ich mich geistlich immer mehr von meiner Umgebung entferne. Sie verstehen mich nicht und ich sie nicht. Zum Glück wird es immer Kinder geben, solange ich hier bin. Mein Herz streckt sich nach ihnen aus und ich bekam nie schreckliches Heimweh. Ein einsamer Mann – eine traurige Aussicht. Ich sehne mich nach einem Jochgenossen, mit dem ich für den Herrn hinausgehen kann.«

So wartete er geduldig, während sie das College-Leben voll auskostete. Sie wurde Studentensprecherin, Leiterin des Diskutierklubs und eine geschätzte Freundin der Leiterin und Gründerin des Colleges, Miss Constance L. Maynard, die für ihre Studentin eine glanzvolle akademische Karriere erträumte. In ihrem zweiten Jahr gewann Ella das Derby-Stipendium für Geschichte, später wurde ihr eine Junior-Lektorenstelle im Holloway College angeboten, die sie jedoch aus familiären Gründen ablehnte. Ihre Zukunft sah glänzend aus, doch dann machte ihr Harold unerwartet den Heiratsantrag, als sie mit-

ten im dicksten Verkehr eine Straße überquerten. Sie war vollkommen überrascht, aber weil er schon seit Jahren für sie »der am meisten geheiligte Mann war, den ich kannte«, sagte sie sofort zu und noch am gleichen Abend gaben sie beim Abendessen ihre Verlobung bekannt.

Sie hatte erwartet, in Bayswater Hausfrau zu werden, mit einem Mann, der schon eine gewisse Stellung im Leben erreicht hatte, aber diese Vorstellung musste sie begraben. Einige Monate später erstaunte Harold St. John alle mit seiner Entscheidung, die Arbeit in der Bank an den Nagel zu hängen und als Missionar ins Ausland zu gehen, ohne regelmäßiges Einkommen. Diese Entscheidung war nicht übereilt getroffen worden: Schon vor Jahren hatte er seinen Auftrag in einer solchen Arbeit gesehen, doch die Zeit war noch nicht reif gewesen. Es war aus familiären Gründen unmöglich gewesen und er hatte sich traurig mit einem Leben in London abgefunden. Das Land, nach dem er sich immer gesehnt hatte, war Mexiko, wo sein Vater gestorben war.

»Immer wieder kommt mir Mexiko in den Sinn«, hatte er fünf Jahre früher geschrieben. »›Gehet hin‹, sagte Jesus, und in Seinem Namen kann ich das auch tun. Mexiko nahm mir den Vater, kann ich dem Land das Evangelium bringen? Sicherlich treibt mich noch ein weiterer Grund, nämlich das Evangelium da zu predigen, wo es noch niemand gehört hat. Doch was soll aus Mutter werden?« »Es ist nicht leicht für mich, auf Mexiko zu verzichten und mich in einem bequemen Leben ohne Mühen niederzulassen, doch ich sehne mich danach, dass zwischen mir und Jesus keine Scheidewand mehr ist. Wäre eine Arbeit in Mexiko nach Gottes Willen? Ich wage nicht, etwas in der Richtung in Angriff zu nehmen, ehe nicht meine Motive für eine solche Arbeit geklärt worden sind.« Etwas später heißt es: »Ich muss Mexiko aufgeben. Ich muss mich in London niederlassen. Eine schreckliche Aussicht für

mich, nur der Gedanke daran, dass Seine Weisheit größer als alles ist, macht es erträglich.«

Aber sein Verlangen hatte die ganze Zeit ruhig unter der Oberfläche gebrannt und mit sechsunddreißig Jahren war er frei zu gehen. Er ging jedoch nicht nach Mexiko, sondern nach Südamerika. Eines Nachts wusste er plötzlich, dass dies sein Auftrag sei, und nach dieser Nacht war er sich seines Rufes völlig gewiss. Die einzigen Worte, die er hatte, um diese Erkenntnis auszudrücken, fand er in den Worten des Liedes:

> Christus, der Sohn Gottes, hat mich gesandt
> in die Länder der Mitternacht.
> Ich empfing die machtvolle Berufung
> aus den durchbohrten Händen.

Zum Bedauern seiner Vorgesetzten gab er alle seine hervorragenden Aussichten auf und bereitete sich auf das Missionsfeld vor. »Er wäre sicherlich bis zur Spitze aufgestiegen«, sagten seine Kollegen bedauernd, und der Abteilungsleiter äußerte unverhohlene Skepsis.

»Wovon wollen Sie leben und wer wird Ihre Ausgaben bestreiten?«, fragte er, »da Sie doch nicht einmal mit einer anerkannten Missionsgesellschaft hinausgehen?« »Ich gehe, um Gottes Werk zu tun«, antwortete Harold, »Gott hat mich gesandt, Er wird auch für mich sorgen.« »Nun, St. John«, sagte der Mann nachdenklich, »ich wünschte, ich hätte Ihren Glauben.«

Ein Jahr verbrachte er in einer Ausbildungsstätte für Missionare, wo er Kurse in Naturheilkunde und Erster Hilfe belegte. In diesem College gab es einen anderen jungen Mann, der sich noch gut an ihn erinnern kann, und der auch in seinem Dienst gesegnet wurde. Etwa 45 Jahre später schreibt er:

»Sechs Leute traten 1912 in die Ausbildungsstätte für Missionare in Nordwest Hampstead ein, um sich auf Gottes Arbeit vorzubereiten. Wir alle waren für verschiedene Aufgaben und Orte bestimmt. St. John und ich teilten unseren Tisch, unser Studierzimmer und gingen in die gleiche Klasse. Wir genossen unsere Gemeinschaft sehr. Er hatte fast immer einen Regenschirm dabei und wir gingen viel spazieren, um, wie die Jünger, die nach Emmaus gingen, die Gemeinschaft des Dritten zu genießen, der uns nahe war und mit uns ging. Harold war sehr demütig und konzentrierte sich ganz auf sein Studium. Er bewunderte immer unsere Bibelkenntnis, aber uns war klar, dass das nur seine Demut war. Er war zu Großem bestimmt, das wussten wir. Er folgte dem Einen, der sich selbst erniedrigte, um erhöht zu werden.«

Ella Swain machte zur gleichen Zeit eine Krankenschwesternausbildung für Missionare am Mildmay Hospital. Sie und Harold waren nun gemeinsam in London, und obwohl damals eine Krankenschwester nur wenig freie Zeit hatte, gelang es ihm doch, mit ihr auszugehen, einmal alle vierzehn Tage. Miss Cattel, die fromme alte Hausmutter des Schwesternwohnheims, war damit gar nicht einverstanden. Sie meinte, dass ein solches Verhalten doch ein wenig übereilt sei und schlug Ella vor, dass eine andere Schwester mit ihnen gehen sollte, um den Anstand zu wahren. Ella, die die alte Hausmutter sehr lieb hatte, zögerte, doch um Zeit zu gewinnen, meinte sie, dass sie das erst mit ihrem Verlobten besprechen müsse. Das tat sie dann auch, doch der machte der Diskussion sofort ein Ende. »Sag der alten Dame, dass wir keine Kuratel brauchen«, antwortete er. So machten sie ihre unschicklichen Ausflüge auch weiterhin.

Von Bethnal Green ging Ella dann nach Brighton, um eine Hebammenausbildung zu machen und im Bezirk zu arbeiten. Im Juli 1914 heirateten sie und sie gaben dazu einen eigenen

Empfang für die stolzen Mütter und Babys, die Ella betreut hatte. Der Traugottesdienst wurde von James Hamilton geleitet, dem vielgeschätzten Versammlungsleiter im Clarendon Saal in Notting Hill. Harold sah Hamilton als seinen geistlichen Vater an. Nachdem Harold zwölf Jahre gewartet hatte, wurde ihm sein Herzenswunsch erfüllt – er bekam eine Frau, die in jeder Hinsicht eine vollkommene Ergänzung für ihn war. Sie entschieden zu Beginn ihrer Ehe einfach, dass für ihn die Arbeit für den Herrn immer Vorrang haben sollte, und sie vergaß niemals ihre Entscheidung oder stellte sein langes Wegbleiben von zu Hause in Frage. Ihr praktischer Sinn glich seine Alltagsentrücktheit aus, denn sie war dazu geboren, ihrem Mann ein gemütliches Heim zu schaffen. Ob sie in der Wildnis Brasiliens waren oder in ihrer von Ungeziefer verseuchten Wohnung in Buenos Aires oder ob sie später in England wohnten, wo ihr rot geziegeltes Häuschen voller Kinderstimmen war: Immer war sein Zuhause ein Ort der Ruhe für ihn, wohin er sich nach seinem anstrengenden Dienst zurückziehen oder in Ruhe studieren konnte. Sie verlangte sehr wenig von ihm; sie war zum Geben geboren und über vierzig Jahre hinweg beeindruckte die ruhige, tiefe und selbstlose Liebe, die die beiden füreinander empfanden, jeden, der auch nur gelegentlich hereinschaute. Keines ihrer Kinder kann sich daran erinnern, dass zwischen ihnen je harte Worte gefallen wären, und die Atmosphäre dieses Hauses ermutigte viele der jungen Leute, für die es immer offen war.

»Meine Familie soll einmal genau so wie Ihre sein«, schrieb eine junge Braut. Und als es dann an den letzten Abschied ging, bezeugten viele den Segen und den Einfluss, der von dieser Ehe ausgegangen war.

»Ich danke Gott für das wunderbare Beispiel, das Ihr gemeinsames Leben gab«, schrieb eine bekannte Missionarin aus Indien. »Ich danke Ihm für das Vorrecht, oft im Kreise Ihrer Fa-

milie zu Gast gewesen zu sein, und diese wunderbare Atmosphäre der Liebe und Harmonie zu erleben, die sogar die Wände Ihres Heimes zu durchdringen schien.«

»Die Liebe, in der Sie miteinander umgingen, war ein machtvolles Zeugnis und Beispiel für jeden, der Sie beobachtete«, schrieb eine Lehrerin, die als Kind bei ihnen zu Besuch gewesen war. Und eine andere, die sie seit ihrer Kindheit sehr gut gekannt hatte, schreibt: »Ich habe immer gedacht, dass Sie beide das ideale Ehepaar sind – so einig in allen Dingen und immer so strahlend glücklich miteinander. Ich bin überzeugt, dass Ihr Leben für alle jungen Leute um Sie herum eine Predigt war.«

Es gab allerdings auch Briefe von Leuten, die nie im Leben ein glückliches Zuhause kennen gelernt hatten. Sie beobachteten die beiden wehmütig und fragten sich oft, ob solch eine Beziehung überhaupt echt sein könne.

»Sie können kaum ahnen, wie viel Ihr gemeinsames Leben für mich bedeutet hat«, schrieb einer. »Es hatte mir vielleicht mehr als jede Predigt und alle Lehre zu sagen, obwohl ich niemals jemanden kennen gelernt habe, der so predigen konnte wie Sie. Aber jeder wusste, dass man immer zu Ihnen kommen konnte, wenn man Rat brauchte. Man stieß bei Ihnen immer auf offene Ohren und die Bereitschaft, die Probleme in ein Gebet zu verwandeln. Und man ging mit dem Gedanken wieder weg, dass nun alles gut werden würde.«

»Ich preise den Herrn für all den Segen, den ich und viele andere durch Ihre wundervolle Liebe zueinander empfangen haben«, ergänzte jemand anders. »Ich kann mich noch genau an den ungeheuren Eindruck erinnern, den Ihre Ehe auf mich machte, als ich Ihnen vor dreizehn Jahren das erste Mal begegnete. Ihre Liebe ließ mich erkennen, dass es wahrhaftig

keine größere als die Liebe Christi geben kann, wenn sie sich in menschlichen Beziehungen so auswirken kann.«

Ein anderer treuer Diener des Herrn schrieb: »Ich erinnere mich noch gut an einen Abend, den ich bei Ihnen zu Hause in Malvern verbrachte. Das ist jetzt zwanzig Jahre her. Das Ehepaar Salway und Douglas Brealey waren auch anwesend. Die Atmosphäre bei Ihnen war so glücklich, dass ich oft sagte, dass das, was ich da erlebt hatte, dem Himmel auf Erden von allem, was ich bisher erlebt habe, am nächsten kommt.«

Aber all das lag noch in weiter Ferne. Ihr erstes Heim war ein Haus in Buenos Aires, in dem nachts Massen von Kakerlaken die Wände hochkrabbelten und sie die Bettpfosten nachts in mit Petroleum gefüllte Schälchen setzen mussten, um überhaupt schlafen zu können. Ella musste lernen, ihren Haushalt in einer Küche zu führen, die von vier spanischen Familien mitbenutzt wurde. Es war von Anfang an ein harter Kampf für sie, aber zum Glück besaßen beide eine gute Portion Humor, und Ella war für Harold sein Sonnenschein und sein Lächeln. »Sie ist wie ein Kolibri, der an eine Schildkröte gefesselt ist«, meinte er einmal. Ein Markenzeichen ihres gemeinsamen Lebens war es, dass er nie sehr wählerisch mit Namen für sie war. Sie hörte ebenso gut auf Tinker, Claud, Keren-Happuch wie auf Jemima, Jones oder William.

Als er älter wurde und ihn Nüchternheit und eine ruhige Ausgeglichenheit kennzeichneten, las er einmal ein Traktat über das gekreuzigte Leben. »Ein gekreuzigter Christ«, hieß es da, »kann unabhängig von Heimat, Frau und Kindern leben. Er ist in jeder Umgebung zu Hause und hat alle Wünsche aufgegeben.« Er hielt inne, überlegte einen Augenblick und erklärte dann, dass das gar nicht seine Meinung sei und sagte, indem er einen Kosenamen seiner Frau benutzte: »Ich glaube, dass ich Ahitophel doch vorziehe.«

Kapitel 5

Der Missionar

»Ich sehe den Herrn immer deutlicher. O mein angebeteter Herr!«, schrieb Harold St. John im Jahre 1909. Aber er war durch Zeiten tiefer Niedergeschlagenheit und Selbstkritik gegangen, und als er 1913 seinen Beruf bei der Bank aufgab und sich für die Auslandsmission zur Verfügung stellte, streckte er sich nach einer neuen Ausrüstung für seinen Dienst aus.

Sein eher ernstes, gezwungen wirkendes Leben der Heiligung verwandelte sich in überströmende Freude, als ob er nicht länger auf seine Schritte auf der Leiter zum Himmel zu achten habe, sondern im Himmel schon zu Hause war und selbstvergessen in der Liebe Christi aufging.

Es war so, wie F.W.H. Myers schrieb:

> Wer Ihn nur einmal sah,
> undeutlich nur, verborgen, weit entfernt,
> verachtet der nicht alle Herrlichkeit außer Ihm?
> Schönheit, Kraft – nichts existiert mehr neben Ihm.
> Inmitten aller Menschen, die er danach ertragen muss,
> zutiefst erfüllt von erhabener und süßer Überraschung,
> taub für ihren Spott, unberührt vom Gelächter,
> steht er nur noch unter der Herrschaft jenes bewegenden Anblickes.

Harold St. John wurde von der örtlichen Brüdergemeinde ausgesandt und ein Gottesdienst wurde abgehalten, in dem man für ihn betete. Er gab sich sehr viel Mühe, etwas über die Geschichte und die Religion Südamerikas in Erfahrung zu bringen, wie man aus seinen Abschiedspredigten sehen kann, die er in Sheffield und London 1914 gehalten hat. Diese An-

sprachen, voll Beredsamkeit und Leidenschaft, erweckten viele seiner jungen Zuhörer.

»In unserer heutigen Zeit ist die Hauptaufgabe jedes Christen die Evangelisation. Keine Bedenken wegen des Alters, des Geschlechts, der Armut oder des Reichtums dürfen uns als Ausrede dienen. Ich darf sagen, dass dein erster Gedanke weder deiner Frau noch deinen Kindern und auch nicht deiner Arbeit zu gelten hat. Das sind nur Nebensachen. Ein Anliegen sollte die Kontrolle über alle anderen Schritte haben: Das Evangelium jeder Kreatur zu sagen. Ich wiederhole: Die Hauptaufgabe deines Lebens ist es, das Evangelium jeder Kreatur zu sagen, wenn du ein Christ bist. Wenn du einmal vor Jesu Angesicht stehen wirst, dann wird Seine erste Frage ganz gewiss nicht sein: ›Wie hast du dein Geschäft geführt?‹ sondern: ›Wie hast du mein Evangelium gepredigt? Hast du dich um meine Interessen gekümmert? Warst du einer, der am Wort fest gehalten hat und das Licht meines Evangeliums klar und unverhüllt durch diese Welt getragen hat?‹ Achtet darauf, dass ihr nicht solche werdet, deren Er sich schämen muss. Die Kirche trägt die Verantwortung, den Makel, der ihr anhaftet, wieder auszulöschen. Diesen Makel trägt sie, weil die halbe Welt noch immer nichts von Jesus Christus gehört hat und es nun schon 1900 Jahre her ist, seit unser Herr in Galiläa sagte: ›Geht hin in alle Welt und predigt das Evangelium der ganzen Schöpfung.‹ Vielleicht werden einige der jungen Männer hier von Gott nach Südamerika geschickt, um das Evangelium zu predigen, noch ehe wir wieder hier sind. Wir werden nichts anzubieten haben, als die einfache Geschichte vom Kreuz Christi, Seiner Auferstehung und Seiner Wiederkunft. Diese Wahrheiten sind die uns anvertrauten Pfunde, das Kapital, mit dem wir im Auftrag Jesu handeln sollen und zwar auch in den entferntesten Winkeln dieser Erde.«

»Wir werden in Frieden geleitet werden. Du kannst den Frie-

den dieser Welt bekommen und ihn genießen, wenn du die Augen vor der Zukunft verschließt und deine Seele gegen Gestern abschottest. Aber der Friede des Herrn beinhaltet das genaue Gegenteil: Er öffnet deine Augen und zeigt dir, dass deine Sünden von gestern vergeben sind, und in Bezug auf die Zukunft zeigt Er dir eine strahlende Zukunftshoffnung mit der Sicherheit, Sein Angesicht zu sehen.«

»Auch heute noch ist der beste Weg, Seine Jünger auszusenden, der, den der Herr auch damals beschritten hat (Luk. 10,2-4). Wenn es uns einmal vergönnt sein wird, hierher zurückzukehren, dann kann es sein, dass Er uns wie diese Arbeiter fragt: ›Als ich euch ohne Börse und Tasche und Sandalen sandte, mangelte euch wohl etwas?‹ Der Herr kennt die zeitlichen Bedürfnisse Seiner Jünger, und ihre geistlichen Nöte sind noch wesentlich wichtiger als die zeitlichen.«

Es war keine leichte Zeit, in der er als Missionar auf das Feld hinausging, während um ihn die jungen Männer zum Militär eingezogen wurden. Doch obwohl er die Ansprüche seines Vaterlandes sorgfältig geprüft hatte, war der Ruf, vorwärts zu gehen viel zu klar, um zurückgestellt werden zu können. So schifften sie sich am 29. Oktober 1914 von den Tilbury Docks auf der *Highland Rover* ein. Das muss ein bewegter Abschied gewesen sein, denn das Meer war voller U-Boote, und das Schwesterschiff, die *Highland Hope*, war einige Wochen zuvor gesunken. Als das Schiff vom Kai ablegte, lehnte sich Harold noch einmal über die Reeling und rief seiner Mutter zu: »Vergiss mich nicht und mach dir keine Sorgen!«

Sie mussten sehr mutig sein. Ein Freund, der sie in Buenos Aires vom Schiff abholen sollte, war zum Militärdienst eingezogen worden, und so kamen sie in dem fremden Land an, ohne empfangen zu werden und ohne die Sprache zu sprechen. Doch hatte Harold eine Adresse in einem ärmeren

Viertel der Stadt, die sie mit einiger Mühe finden konnten. Als sie schließlich angekommen waren und es dunkel wurde, kamen die Kakerlaken aus ihren Schlupfwinkeln und begannen, in Scharen an den Wänden hinaufzuklettern. Die kleine Küche und das Badezimmer mussten mit vier einheimischen Familien geteilt werden, so dass es gar nicht so einfach war, wie es sich anhört, etwas zu essen zu machen. Wenn Ella hier jemals mutlos wurde, so zeigte sie es jedenfalls nicht. Sie stellte die Bettpfosten in Schälchen mit Petroleum und begann erst einmal, alles zu säubern. Harry war wirklich begeistert und schrieb freudig von der »Gnade Gottes, die uns diese geeignete Wohnung hat finden lassen«. Sie hatten alle notwendigen Möbelstücke mitgebracht – zwei Feldbetten, einen zusammenklappbaren Tisch, Stühle und ein Waschgestell.

In vieler Hinsicht war es wirklich ein geeigneter Platz für sie, denn durch den engen Kontakt mit den einheimischen Familien lernten sie deren Sprache erstaunlich schnell. Obwohl sie so alleine hatten beginnen müssen, lernten sie schon bald die Christen der örtlichen Mission Evangélique kennen und wurden bei deren Gottesdiensten herzlich aufgenommen. Ehe drei Monate vorüber waren, schrieb Harold in einem Brief:

»Wir sind sehr glücklich und arbeiten so hart, wie es die extreme Hitze hier nur erlaubt. Spanisch, die Bibel, Hausarbeit und alles Andere halten uns den ganzen Tag beschäftigt und ich habe auf den großen Plätzen der Stadt schon einige hundert Traktate verteilen können. Natürlich kann ich es noch nicht wagen, zu den Leuten hier zu sprechen. Ich kann gar nicht so viel schreiben, da ich nichts von geistlichem Interesse zu berichten habe, und Gottes persönliche Geschichte mit mir kann ich kaum niederschreiben. Es ist jetzt eher Zeit, nachzudenken und zu beten, um Klarheit für die Zukunft zu gewinnen.«

Zum neuen Jahr verhalfen ihnen das Ehepaar Lowe freundlicherweise zu einem kleinen Haus, das an einen Versammlungsraum einer Vorstadt angrenzte. Beide machten rasche Fortschritte beim Erlernen der Sprache und schon im Frühjahr wurde Harold zu einer Evangelisationsreise mit Mr. Payne nach Bolivien eingeladen. Mr. Payne war ein gestandener Pioniermissionar in Argentinien. In der Zwischenzeit kümmerte sich Ella um eine Missionarin, die ihr zweites Baby erwartete.

Aufgeregt, dass er endlich an die Arbeit gehen konnte, machte sich Harold auf, um seinen Führer zu treffen. Er reiste aus eigenem Antrieb mit einer Art Viehtransporter, der den Allerärmsten zum Reisen diente. Er verbrachte die Reise damit, Traktate an seine sechzig Mitreisenden zu verteilen und unterhielt sich mit ihnen über die Essen- und Weinmengen, ohne die keiner der Einheimischen jemals reiste. Er erreichte Catamarca am Freitagmorgen und wurde von Mr. Payne und Mr. Stacey abgeholt. Harold muss sehr müde gewesen sein, nachdem er 38 Stunden in dem Viehtransporter zugebracht hatte, aber er scheint sich gleich in den Evangelisationsfeldzug gestürzt zu haben. Auf dem Platz von Catamarca wurden zehn Tage lang jeden Nachmittag große Freiversammlungen abgehalten und ein großer Saal war jeden Abend überfüllt.

Von Catamarca aus ritten Mr. Payne und Harold hinauf in die Berge und die Nebel der Sierra Mountains, um eine christliche Familie zu besuchen, wobei sie den Flüssen folgten, bis sie die Höhe des Passes erreicht hatten. Sie beendeten ihre Reise im Dunkeln, nachdem sie eine zweifelhafte Straße benutzt hatten, die immer wieder von tiefen Bächen ohne Brücken gekreuzt wurde. Schließlich erreichten sie ein kleines Gehöft mit einer Lehmhütte und einem Blechschuppen. Nach vierzig Stunden Reise waren sie dankbar für den herzlichen Empfang, den ihnen diese einsam wohnenden Christen boten. Seit drei Jahren hatten sie ein kleines Gästezimmer für einen Diener Gottes

bereitgehalten, der vielleicht vorbeikommen könnte, aber die beiden waren die Ersten, die sie in der Einöde besuchten.

Das Zimmer war allerdings auch als Stall für einen kleinen Zoo verschiedener Tiere benutzt worden. Die beiden Besucher schliefen jedoch tief und fest in Gemeinschaft des Hundes, einiger Hennen und Ziegen und eines Papageis. Drei Tage blieben sie, veranstalteten Versammlungen, besuchten die Umgebung und evangelisierten. Ein Mann, der seit Jahren Christen verfolgt hatte, bekannte Christus als seinen Herrn. Harold behandelte auch eine Reihe Kranker, und bevor sie gingen, versammelte sich die kleine Gemeinde zu einer Abendmahlsfeier in der kleinen Blechhütte. Dort in dieser primitiven Hütte predigte Harold St. John das erste Mal auf Spanisch und sein Becher der Freude floss über. Nachdem er sechs Wochen auf diese und ähnliche Weise verbracht hatte, traf er Ella in Cordova wieder. Sie mieteten sich zwei kleine Zimmer, studierten und besuchten mit Mr. Payne einsame Gruppen von Christen in den Bergen, verteilten dabei Traktate und predigten. Harold wurde wieder zu der Art von Arbeit zurückgeführt, die er auch schon in England getan hatte: Er arbeitete nicht in erster Linie als Evangelist, sondern ernährte die Herde Gottes. Im Mai 1915 schrieb er:

»Ich habe viel über die Herrlichkeit des Hirtenamtes nachgedacht. Jesus setzte einige als Apostel, als Propheten, als Evangelisten, als Hirten und als Lehrer ein. Der die Aufgaben gibt, hat sie in Seinem Leben auch selbst ausgeübt: Er war Apostel (Hebr. 3,1), Prophet (Apg. 3,22), Evangelist (Luk. 4,18), Lehrer (Joh. 3,2). Er sagte jedoch nie: ›Ich bin der gute Apostel, Prophet, etc.‹, er sagte nur: ›Ich bin der gute Hirte, der gute Hirte lässt sein Leben für die Schafe.‹ Das ist genau das Gegenteil von dem, was die Hirten der früheren Zeiten taten: Die Schafe starben für *sie* – Abel nahm eine Erstgeburt von seinen Schafen. Mit Christus stirbt zum ersten Mal ein Hirte

für die Schafe. Viele halten es für wertvoller, Menschen für Christus zu gewinnen, ihnen nachzugehen, sie zu besuchen und ihre Kraft für die Vergrößerung der Herde einzusetzen, als vor normalem Kirchenpublikum zu predigen. Beide werden benötigt, aber die Arbeit eines hingegebenen Hirten ist überaus wertvoll. Würde nicht jede Gemeinde Englands in einem guten Zustand sein, würden sie nicht in der Liebe und der Erkenntnis wachsen, würden sie nicht zahlreicher werden und den Erfolg des Evangeliums sehen, wenn nur einer von ihnen sich dem Herrn ganz hingeben würde und es sein einziger Wunsch wäre, sein Leben für die Schafe hinzugeben, und zwar einzig und allein weil es *Seine* Schafe sind? Man braucht dazu keine Unterschrift oder einen Stempel von der Behörde, man braucht auch keine menschliche Anerkennung. Liebe zu Christus und Liebe zu den Schafen – diese Ausrüstung reicht vollkommen.«

Diese Arbeit, die weit zerstreuten Christen zu besuchen, brachte ihn weit im Land herum, manchmal bis zur Grenze Paraguays. Einmal berichtete er davon, wie sie zusammen kleine Gruppen von Gläubigen in den kahlen Steppen des Chaco besuchten, von Station zu Station ritten und überall freundliche Aufnahme und großes Interesse an ihrer Predigt fanden.

»Die Arbeit in diesem Landesteil entstand ganz einfach dadurch, dass Gottes Wort gelesen wird. Zwei oder drei Frauen in einem Dorf bekamen eine Bibel in die Hand, an anderer Stelle begannen einige Holzfäller die Bibel zu lesen. Sie gehorchten der Wahrheit und versammeln sich nun ohne jede menschliche Hilfe, um gemeinsam in Gottes Wort zu lesen. Als wir sie besuchten, hatten sie sehr viele Fragen, und da es ihre Gewohnheit ist, alle Fragen, die ihnen beim Lesen der Bibel kommen, aufzuschreiben, ziehen sie, sobald ein Besucher kommt, eine Liste mit Fragen aus der Tasche, die so lang ist, dass es Stunden dauert, alle zu beantworten. Das Leben

hier ist hart und rau. Ich habe ausgerechnet, dass wir innerhalb von zehn Tagen durchschnittlich je drei dreiviertel Stunden schlafen konnten. Wir waren kaum in Versuchung, uns auszuruhen, weil wir beim Schlafen von der einen Seite von einem Holzkohlenfeuer geröstet wurden und auf der anderen Seite froren. Das lässt einen nicht gerade süß träumen, vor allem, wenn man morgens mit den Füßen des anderen im Gesicht aufwacht. Ich schmuggelte ein Stück Seife und eine Zahnbürste bei den Evangelien mit, aber ich finde weder Gelegenheit noch Ermutigung, auch nur eines von beiden zu benutzen. Wasser ist knapp, Waschen und Baden werden als englische Dummheiten angesehen. Doch es ist erstaunlich, wie zufrieden man um fünf Uhr morgens ungewaschen und ohne Frühstück hinausgehen kann.«

Harold hatte den ganzen Tag über und meist auch noch abends alle Hände voll zu tun: Er besuchte Lehmhütten, in denen er den Armen die Schätze der Bibel ausbreitete, er verteilte im Gefängnis Evangelien, und er besuchte eine tuberkulosekranke Frau so lange, bis sie den Herrn annahm und voller Freude zu Ihm heimging. Er predigte oft im Freien. Meist war er lange von zu Hause weg und schlief einmal eine Zeit lang bei einem Barbier, seiner Familie und noch einer Menge anderer Leute in einem kleinen, quadratischen Raum, dessen Boden mit so weichen Ziegeln ausgelegt war, dass Harold nicht auf Strümpfen umhergehen konnte, ohne dass sie sich verfärbten. Die einzigen Möbel waren ein Bett und ein Stuhl. Er wusch sich im öffentlichen Hof und hatte dabei ein aufmerksames Publikum. Sein Raum hatte zwar eine Tür, aber kein Fenster oder eine andere Möglichkeit, der Luftzufuhr als ein winzig kleines Gitterchen. Aber er kam auch so zurecht, obwohl die Hitze ihn beinahe erstickte. Trotz Hitze und all der anderen Unannehmlichkeiten strahlte er große Freude aus, lebte ein erfülltes Leben und nahm jede sich bietende Gelegenheit zum Zeugnis wahr.

Ella, die daheim in Cordova geblieben war, machte durch ihre argentinischen Nachbarn große Fortschritte in Spanisch und nahm sogar schon an den Frauentreffen teil. Doch ihr erstes Kind war unterwegs und sie fühlte sich oft nicht wohl. Zum Glück waren jedoch englische Missionare in erreichbarer Nähe und bis auf diesen Tag erinnert sie sich dankbar an die Liebe und Freundschaft, die ihr von den Paynes und Gilbert Lear entgegengebracht wurden. Wenn Harry nach Hause kam, fand er sie immer fröhlich. Sie beklagte sich nie, obwohl sie sehr abgenommen hatte. So war es wohl eine Fügung Gottes, dass sie genau zu dieser Zeit die Nachricht erhielt, dass ihr Vater ernstlich erkrankt sei. So beschlossen sie und ihr Ehemann, dass es für sie besser wäre, nach Hause zurückzukehren, da man erwartete, dass ihr Vater bald sterben würde. Er starb zwei Wochen nach ihrer Ankunft und sie blieb bei ihrer Mutter, von der sie gut versorgt wurde, bis drei Monate später, am 2. Januar 1916, eine Tochter geboren wurde.

Die junge Mutter schrieb damals: »Wir hatten zum neuen Jahr ein freudiges Ereignis. Am zweiten Januar schickte Gott Harry und mir ein kleines Mädchen, um uns alle zu trösten. Sie schläft gerade in ihrem weißrosa Bettchen und ist so lieb. Sie ist sehr kräftig, hat einen Schopf schwarzer Haare und große blaue Augen. Sie heißt Hazel Margaret.«

So erreichte der einsame Mann, nachdem er mit seinem Pferd durch die Sierra Mountains geritten war, eines Abends Cordova und fand ein Telegramm vor, das die Geburt seiner Tochter ankündigte. »Ich zähle die Nachricht zu all den Gnadenbeweisen, die mein außerordentlich glückliches Leben noch mehr bereichern«, schrieb er, und mit der ihm eigenen Sorgfalt ging er sofort los und kaufte einen großen Teddybär und ein Buch mit Kinderreimen, die er nun zusammen mit seinem Griechischlexikon und den spanischen Kommentaren studierte und auswendig lernte.

Kapitel 6

Der Hirte

Ella wurde länger als erwartet in England aufgehalten, weil sie sich einer Blinddarmoperation unterziehen musste. Auch war es während des Krieges fast unmöglich, eine Überfahrt zu bekommen. Harry durchstreifte auf seinen außerordentlich erfolgreichen Missionsreisen das wilde Land zu Pferde. Er durchzog mit Mr. Payne Bolivien und Paraguay. Er erzählte von einem Mann, der mitten in einem Gottesdienst aufstand und bat, man möge ihm doch erlauben, Christus zu bekennen. Ein anderer Mann reiste sechzig Kilometer, nur um gerettet zu werden. Er berichtete auch von einer Frau, die mit siebenundzwanzig Jahren an Tuberkulose starb, nachdem sie in dem vollkommenen Werk des Herrn Frieden gefunden hatte. Und er muss Hunderte von Kilometern durch die argentinischen Berge gereist sein, um die zerstreuten Christen dort zu besuchen. »Wir steigen an jeder kleinen Hütte ab, bringen ihnen die Neuigkeiten, die wir haben, versammeln so viele wir können und dann holen wir die Bibel hervor, lesen einige Verse und zeigen ihnen sehr einfach und liebevoll den Weg zum Frieden mit Gott. Wir bieten an, mit ihnen zu beten, singen ein Lied, steigen wieder auf und reiten weiter. Eines Morgens hatten wir einen Mann zu besuchen, der in einem Steinbruch arbeitete, und da seine Arbeit um sechs Uhr morgens begann, mussten wir schon sehr früh losreiten. Wir bemerkten, dass seine Freude an Christus durch das harte Leben in dem Bergwerkslager sehr gedämpft war, und wir hatten eine ruhige, ernste Zeit mit ihm. Wir ließen ihn unter der Fürsorge dessen zurück, der David schreiben lehrte: ›Er erquicket meine Seele.‹«

Von April bis Juni begleitete er Mr. Strange in seinem Motorboot, mit dem er die Inseln des Rio Plata besuchte. Es war bitterkalt, und, um Harolds Worte zu gebrauchen, »die Leute

sind so dreckig wie sie arm sind. Einer wollte sich verteidigen, als ich ihm sagte, wie schmutzig er sei und sagte: ›Ich habe mich doch erst letzten Oktober gewaschen.‹ Ein anderer meinte: ›Was mich anbetrifft, ich würde nicht für hundert Dollar baden.‹ Wir konnten in zwei Häusern Versammlungen abhalten und in einem Fall kamen alle Besucher mit dem Boot, etwa dreißig Leute, die der Entfernung, der Dunkelheit, der Kälte und den Gefahren des Flusses getrotzt hatten, nur um das Evangelium zu hören.«

»Einer der Christen, denen wir begegneten, war ein gewisser Don Enriquo, der Wirt einer gut gehenden Kneipe gewesen war, aber als ihn die Liebe Gottes eroberte, gab er seinen Beruf auf. Als ich ihn traf, verdiente er nur einige Pesos die Woche, indem er im Winter bis zu den Knien im Schlamm arbeitete, um Reiser für Korbmacher zu schneiden. Wie man sich vorstellen kann, waren er und seine Familie trotz ihrer Armut überglücklich. Jesus hat in diesem Land viele Seiner Edelsteine verborgen, die mich durch ihre Selbstverleugnung beschämen. Sie wissen um den Anspruch des Kreuzes, sich selbst aufzuopfern. Mit ihrem einfachen Sinn für Gerechtigkeit wagen sie nicht, dem Sohn Gottes weniger als alles zu opfern.«

Im Juli war Harold schon wieder auf einer Wanderung durch Uruguay. Auf dieser Reise durchstreifte er das Land auf buckeligen Landstraßen zu Fuß und legte dabei eine Entfernung von mehr als 350 Kilometern zurück, wobei er meist auf Lehm- oder Ziegelfußböden schlief. Er erzählte von der wachsenden Freude, das Kreuz zu predigen und von der liebevollen Güte und Bewahrung, die Gott ihm auf jedem Schritt seines Weges zukommen ließ. Zwei Ereignisse waren von besonderer Bedeutung:

»Eines Abends beendeten mein Kamerad und ich einen langen Marsch, den wir mit Büchern beladen angetreten hatten.

Einige Meilen waren wir nun schon einen Weg entlang durch die Berge gegangen, der mehr ein Trampelpfad war, bis wir schließlich in der Dunkelheit den Weg kaum noch erkennen konnten. Es war mitten im Winter und bitterkalt, und wir hatten bis zu dem Dorf noch einige Meilen vor uns. Mein Begleiter war nicht so hart im Nehmen wie ich, und so war es unmöglich, draußen zu übernachten. Um ein Feuer anzuzünden, war es zu nass. Ich bat Gott, uns einen Ausweg zu zeigen, doch ich schrieb Ihm nicht vor, wie Er es tun sollte, weil ich mich an Tersteegens Ausspruch erinnerte: ›Ich bin meines Vaters Kind, aber nicht Sein Privatsekretär.‹ Als wir gerade beteten, hörten wir das Geräusch von Rädern, und aus der Dunkelheit tauchte eine Art plumpe Kutsche auf, deren Fahrer uns begrüßte und uns anbot, uns bis zum Dorf mitzunehmen. Es stellte sich heraus, dass ein reicher Farmer plötzlich krank geworden war und man einen Doktor gerufen hatte, und dass sich die Kutsche, mit der er gebracht wurde, jetzt auf der Rückfahrt befand.«

»Der zweite Vorfall war eine freundlichere Berührung durch die Hand Gottes. Als ich aus dem Norden kam, um meine Frau wiederzusehen, war sehr heißes Wetter, so dass ich nur meine leichteste Kleidung trug. Weil sie keine Möglichkeit hatte, an eine Überfahrt zu kommen, verzögerte sich ihre Ankunft um einige Monate, und ich reiste nun im eisigen Winter ohne genügenden Schutz vor der Kälte. Meine anderen Sachen waren irgendwo eingelagert und neue Kleider waren sehr teuer. So legte ich die Angelegenheit dem Herrn vor und wartete. Zwei Tage später kam nach einer Versammlung ein Schneider zu mir und sagte: ›Ich habe noch einen Anzug, den ein Kunde nicht haben wollte, als er fertig war. Ich glaube, er könnte ihnen passen, aber vielleicht ist er zu klein, oder das Material ist nicht gut genug für sie.‹ Ich antwortete, dass, wenn der Herr es so beabsichtigt hätte, Er sicherlich auch gutes Material ausgewählt und auch dafür ge-

sorgt hätte, dass der Anzug passen würde, denn auch die Haare auf meinem Haupt seien gezählt und deshalb solle sich mein Freund keine Sorgen machen. Wie erwartet, war ich zwei Tage später hervorragend warm angezogen.«

In der Zwischenzeit mussten Ella und Hazel über den 1916 so gefährlichen Ozean reisen. Es war eine schreckliche Überfahrt. Überall merkte man, dass Krieg war. Ella wagte kaum zu schlafen, weil es auf dem Schiff große schwarze Ratten gab, die ihr nachts die Zehen annagen wollten, und sie hatte Angst, sie könnten auch das Baby beißen. Als das Schiff in die Tropen kam, erkrankte die kleine Hazel, und die Luft in der Kabine wurde nicht gerade dadurch verbessert, dass eine Portugiesin, mit der Ella und Hazel die Kabine teilen mussten, einen sehr streng riechenden Käse unter ihrem Bett liegen hatte. Aber immerhin hielt dieser Käse die Ratten von dem Kind ab. Die Umstände besserten sich, als sie den Äquator erreichten und am 27. in Montevideo landeten. Schon als das Schiff noch weit weg war, erkannten sich Harold und Ella; sie hielt Hazel in einem blauen Kleidchen hoch, und er schwenkte den großen Teddybär. Die »niedliche kleine Dreizimmerhütte«, wie Harold das kleine Haus nannte, das er gemietet hatte, und in dem Ella zurückblieb, um unter den Frauen zu arbeiten, wenn er unterwegs war, war bald schon nicht mehr so niedlich. Wegen des außerordentlich heißen Sommers waren die Wasserversorgung und das Kanalisationssystem zusammengebrochen. Hazel war ernsthaft krank und so zogen sie nach Los Cocos um, das weit oben in den Bergen liegt. Hier war das Leben, wie Harold schrieb, »einfach, aber zivilisiert, obwohl etwa zwei Nächte zuvor unter den Tieren eine Panik ausgebrochen ist. Wie man mir erzählte, waren am frühen Morgen wilde Tiere vorbeigekommen, um nach Beute Ausschau zu halten, und hatten zwei Schafe gerissen.« Es war ein sehr schöner Ort, der durch die Freundschaft und Herzensgüte der Blairs und der Sugdens bereichert wurde. Von dem kleinen

Haus aus konnte man ein etwa 80 Kilometer langes Tal überblicken, in dem viele kleine Dörfer lagen. Harold lag dieses Tal sehr am Herzen. Im April 1917 schrieb er: »Ich frage mich, ob mich der Herr ruft, um den Dienern Gottes zu helfen, dieses stille Tal zu evangelisieren. Schon viele Leute haben das Evangelium gehört und fast jede Familie hat christliche Literatur erhalten.«

Obwohl Harolds Herz für die Nöte des Tales brannte, fühlte er sich am meisten zu den Christen hingezogen, die die Versorgung durch einen Hirten und gesunde Lehre so nötig hatten. Als dann Anfang 1917 Stuart MeNair, ein kämpferischer Pioniermissionar, aus Brasilien kam und über die Möglichkeit sprach, eine Bibelschule einzurichten, war Harold daran sehr interessiert. Im Februar 1917 machte er sich erst mit einem Boot und dann zu Fuß auf, um die Sache genauer in Augenschein zu nehmen.

McNair hatte seit zwanzig Jahren in Brasilien in einem nur spärlich besiedelten Gebiet gearbeitet, und dank seines hingegebenen Dienstes versammelten sich die Gläubigen Sonntagmorgens aus einem sich über viele Kilometer erstreckenden Gebiet. Manche von ihnen reisten einen ganzen Tag lang durch die Berge, nur um zum Gottesdienst zu kommen. Die beiden Missionare besuchten jede kleine Gruppe von Christen im Umkreis von hundert Kilometern und predigten dabei oft mehrmals am Tag. Von diesen vergleichsweise ungebildeten Gläubigen schreibt Harold: »Wenn ich meine Eindrücke von den Gemeinden zusammenfasse, so muss ich sagen, dass mir am meisten gefiel, dass diese Brüder das meiste aus der Bibel selbst gelernt hatten und kaum etwas von Menschen. Das gibt ihnen eine große Frische und Einfachheit. Die meisten von uns, die wie ich schon viele moderne Missionsarbeiten im Ausland gesehen haben, sind erstaunt über den im Grunde genommen ›englischen‹ Charakter von Lehre und

Gemeindeorganisation, mit dem Unterschied, dass hier eine viel strengere Kirchenzucht geübt wird.« Aber sie hungerten und dürsteten nach Unterweisung, und dies machte sich Harold zum Anliegen. Er eilte zurück nach Argentinien und kam gerade noch rechtzeitig zur Geburt seines ersten Sohnes. Aber sobald Mutter und Kind kräftig genug waren, packten sie ihre Sachen und machten sich auf die 3500 Kilometer lange Reise von Los Cocos nach Carangola. Der kleine Farnham war erst sieben Wochen alt, und selbst der optimistische Harold beschrieb das ganze als »die schwierigste Reise«, die er je unternommen hatte. Sie war sehr hart und das Schiff war extrem überfüllt. Wo immer sie Rast machten, plagten sie die Insekten. Sie hatten alle ihre irdischen Habe bei sich, was den Mann am Zoll zu der Bemerkung veranlasste: »Die Zeiten haben sich wohl geändert, seit die Apostel ohne Börse und Sandalen losgingen.« Harold antwortete demütig, dass die Apostel ja auch nicht mit kleinen Kindern unterwegs waren und versuchte die Unterhaltung auf Zentraleres zu bringen. Aber auch die letzten zehn Meilen, die sie auf Maultieren durch die Dunkelheit reitend hinter sich bringen mussten, waren schließlich vorbei. Sie konnten sich im oberen Stockwerk des Hauses von McNair niederlassen. Im September sandten die beiden Missionare Blätter an alle verstreuten Gruppen von Christen, auf denen sie sie über die neue Bibelschule von Carangola informierten. Die Blätter hatten folgenden Wortlaut:

Bibelschule in Carangola

Anfang November möchten wir mit einer Bibelschule beginnen, damit jungen Männern geholfen wird, die gerne mehr über die Bibel wissen wollen. Sie sollen sich auch in Grammatik und anderen Fächern verbessern können.

Die Kurse werden sechs Monate dauern, der Unterricht wird von 5 bis 8 Uhr abends stattfinden, damit die Studenten sich

ihren Lebensunterhalt verdienen können.

Es entstehen den Studenten keinerlei Kosten außer der Ausgaben für Bücher, wir können uns jedoch nicht um Unterkünfte für sie bemühen. Jeder muss sich sein Leben hier auf seine Weise einrichten und unter seinen Nachbarn arbeiten.

Jeder, der sich anmelden will und uns persönlich nicht bekannt ist, sollte ein Empfehlungsschreiben von einer Person mitbringen, zu der wir Vertrauen haben.

Unser Hauptanliegen ist eine Atmosphäre des Gebetes und der geistlichen Kraft, damit die Studenten sich nicht nur mehr Wissen erwerben, sondern Gott immer besser kennen lernen.

Stuart McNair
Harold St. John

Bis November hatten sich zwölf Studenten angemeldet, die fast alle in den Kaffee- oder Zuckerplantagen vom Sonnenaufgang bis in den späten Nachmittag hinein arbeiteten. Eine Reihe von ortsansässigen Besuchern kam zu Abendstunden dazu, und so war der Raum meist sehr voll. Stuart McNair unterrichtete Literatur, Erdkunde und ein wenig Mathematik, während Harold die biblische Lehre übernahm. Er wählte zu Beginn die Themen »Stiftshütte« und »Römerbrief«, und die Studenten mussten jede Woche eine Klassenarbeit schreiben. An den Wochenenden zerstreuten sich die Studenten weit über das Land und predigten das Evangelium. Tagsüber arbeitete Harold im medizinischen Bereich, da ein Arzt, der von der nächstgelegenen größeren Stadt kommen musste, für einen Besuch mehr als fünf Pfund verlangte. Lepra gab es sehr häufig und es existierten fast keine Maßnahmen gegen ansteckende Krankheiten. Harold erzählte, dass die Leprösen ohne Zögern den Abendmahlskelch nahmen, und er berich-

tete von einem Mann, den er immer wieder besuchte, dessen ganzes Bein voller Geschwüre war, und der sich schließlich bekehrte. Die Mutter dieses Mannes war auch gläubig und ihr Haus wurde bald zu einem örtlichen Versammlungsraum der Gemeinde.

Die Bibelschule in Carangola war eine Art Pionierunternehmen. Ihre geistlichen Auswirkungen waren bald sichtbar: Sie waren tiefgreifend und der Mühe wert. Der Geist konnte ungehindert an dieser Gruppe einfacher, einfältiger junger Männer arbeiten, und viele verließen die Bibelschule als begabte Diener und Evangelisten des Herrn.

Es gab einige strenge Prinzipien, auf denen die Schule basierte. Eines davon war, dass alle von Anfang an wussten, dass diese Bibelschule ein anstrengendes Unternehmen war. Die jungen Männer mussten sich so weit wie nur möglich selbst finanzieren, entstand jedoch hier und da ein Defizit, so steuerten die ortsansässigen Christen etwas bei. Niemand stellte die Frage, ob die Jungen nicht von den Missionaren zu sehr vorgezogen würden, denn die örtliche Gemeinde und die Bibelschule waren eine Einheit. Die Stunden waren kostenlos und offen für alle. Einheimische Christen, die keine Gelegenheit zu einer solchen Schulung hatten, wurden zum Lernen eingeladen, und alle wussten um ihre Verantwortung für die jungen Evangelisten. Über diese Situation schreibt Harold am Anfang des dritten Bibelschuljahres:

»In Bezug auf Essen haben wir beschlossen, dass wir mehr Abwechslung bieten möchten und einige hundert Dollar mehr als im letzten Jahr ausgeben wollen, aber wir erfuhren, dass die örtlichen Brüder nichts davon wissen wollten, dass wir diese Mehrausgaben selbst bestreiten, und so wurde der Differenzbetrag durch Sammlungen und Spenden mehr als ausgeglichen. Die Brüder haben die Gesetze des christlichen Gebens

sehr gut verstanden und viele opfern treu den Zehnten von allem, was ihr Land hervorbringt, für das Werk des Herrn. So ist es uns möglich, einen Versammlungsraum zu bauen und dadurch brasilianische Arbeiter zu unterstützen, ohne dass wir auf Hilfe von außen angewiesen wären. Solche Menschen werden von Gott sehr gesegnet, geistlich wie materiell.«

Es gab keine Hürde wegen mangelnder Vorbildung, es wurde ebenso Lesen und Schreiben unterrichtet wie Griechisch und Englisch. Es wurden an die Studenten nur drei Anforderungen gestellt: Liebe zu Christus, das Verlangen, etwas zu lernen und die Sehnsucht, Seelen für Gott zu gewinnen. So ist es nicht erstaunlich, in einem von Harold St. Johns Briefen zu lesen: »Wir haben soeben einen netten Schwarzen aufgenommen, der kaum lesen kann. Er ist fünfzig Kilometer gewandert und musste seine Sachen dabei durch tiefe Flüsse tragen. Er sieht aus wie eine Bohnenstange, aber er ist unwiderstehlich komisch.«

Ebenso wie McNair war Harold diesen Jungen Lehrer, Freund und Vater zugleich.

»Ich tue mein Bestes«, schrieb er seiner Frau 1920, nachdem sie mit ihren Kindern heimgefahren war, »um mich mehr als je zuvor für meine Studenten einzusetzen, und zwar, indem ich mit ihnen sehr engen persönlichen Kontakt pflege. Sie kommen jederzeit zu mir, um mit mir zu sprechen, und heute morgen kamen sechs von ihnen mit allen möglichen persönlichen Schwierigkeiten. Es tut mir gut, mich mit diesen einfachen, ehrlichen Jungen zu befassen. Die Morgenandacht ist für mich der höchste Genuss, zu der wir ein oder zwei Lieder singen, um dann an die Arbeit zu gehen. Es ist immer großartig. Heute sprach ich viel über die Ehe und das Vorbild, das wir unseren Frauen sein sollen. Mein Brief ist sehr durcheinander, nicht wahr? Aber ich möchte so gerne mit dir reden,

dauernd wollen Leute mit mir sprechen, und da sind dann noch die vielen Beine mit Geschwüren, die ich zu behandeln habe. Ich muss tausend Dinge gleichzeitig tun.«

Die sorgfältige Ausbildung, die die Jungen erhielten, betraf jeden Bereich ihres Lebens: Geistig, geistlich und praktisch wurden sie weitergeführt. Dann begann Miss McNair, die 1919 zu ihrem Bruder kam, mit Kursen über Säuglingspflege für christliche Mütter, die Harold offensichtlich auch besuchte, denn er schreibt sehr ausführlich darüber.

»Die Stunden sind gut und sehr praktisch. Es geht um Ernährung, Sauberkeit usw., genau das, was gebraucht wird, und die Frauen kommen scharenweise. Während einer Stunde begann Leonores Baby zu schreien und sie gab ihm einen Klaps auf den Po, doch es weinte nur noch mehr. Da nahm ich es ihr ab, tätschelte seinen kleinen Rücken, legte seinen kleinen fünf Wochen alten Kopf auf meine Schulter, und bald schlief es tief und fest. Leonore war ganz amüsiert. Du hättest dich sicher gefreut, alle Schwestern zu sehen. Die arme Dona Raymondo, die hier zuhört! Sicher hat sie an die sechs kleinen Gräber oben auf dem Berg gedacht und wer kann sagen, wessen Schuld es ist, dass sie da liegen?«

Die Jungen wuchsen in der Gnade und die Christen am Ort hatten Harold St. John angeboten, ihm und seiner Familie ein Haus zu bauen, damit sie zu ihm zurückkehren könnte. Harold war mit seiner Arbeit sehr glücklich. »Ich bin in meinem Element und so glücklich, wie man nur sein kann, wenn du und die Kinder nicht da sind«, schrieb er. In einem anderen Brief heißt es: »Ich glaube, es sind deine Gebete, die diese Tage so wunderschön und friedlich machen. Ich wache jeden Morgen mit einer besonderen Freude Gottes im Herzen auf und alle Arbeit geht mir wie von selbst von der Hand. Wir hatten heute morgen eine sehr ernste Andacht, und zwar

darüber, wie man sein Leben aus Steinen oder aus Lehm bauen kann. Ich zeigte in 1. Mose 11,3, Jesaja 9,10 und 65,3 wie Menschen ihr Leben mit selbst gemachten schlechten Lehmziegeln bauen, um Schwierigkeiten aus dem Weg zu gehen, doch Gott verwendet Steine, und zwar lebendige Steine, um Sein Werk zu tun. Die Jungen waren sehr aufmerksam und die Gebetszeit war sehr intensiv. Ich glaube, die Dinge kommen in Bewegung. Ein Mann, der wie ich in einem angenehmen Klima lebt, in einer Umgebung, wo ihm jeder nur Gutes tut, und mit einer Arbeit, die keinen müßigen Augenblick erlaubt und doch voll und ganz befriedigt, ohne einen Schatten Angst, und um allem noch die Krone aufzusetzen, der die Gewissheit des Friedens Gottes hat, ein solcher Mann ist sicherlich wunschlos glücklich.«

Und doch wünschte er sich mehr. Alles schien ihn dort halten zu wollen: Die Liebe der Christen am Ort und seiner Studenten, die Freundschaft der McNairs, die unschätzbare Arbeit, die er tat und am allermeisten die Aussicht, dass seine Familie bald zurückkehren würde. Aber die Bibelschule war nun in vollem Gange und blühte, und das würde sie sicher auch weiterhin unter McNairs Leitung tun. Es gab so viele andere Bezirke, andere Länder, in denen ein solcher Versuch noch nicht gestartet worden war, wo sich die jungen Christen nach Unterweisung sehnten. Schon erreichten ihn Briefe, in denen er gefragt wurde, ob er nicht kommen könne und Bibelschulen in Britisch Guayana, auf den Westindischen Inseln und in den USA gründen könne.

Wo er auch hinkam, war er von dem eifrigen Durst der Christen nach kompetenter, geisterfüllter Lehre ergriffen. Er erzählte von einem Besuch bei einer großen, glücklichen Familie, – alle bekehrt – die in einer Blockhütte lebte und deren Mitglieder sofort losliefen, um ihre Nachbarn zur Bibelstunde einzuladen. Es war sechs Uhr abends, und er hatte noch kein Abend-

brot gehabt, und so deutete er an, dass die geistliche Regel lautete, dass man erst den Körper und anschließend den Geist befriedigt. Aber die Leute kamen schon an, und so begann die Stunde um halb sieben und dauerte bis viertel nach neun. Als sie soeben fertig waren, kamen noch einige Nachbarn von weiter her, so dass man eine zweite Stunde hielt, die bis viertel nach elf dauerte. Dann erst gab es Abendessen und um Mitternacht endlich konnte sich Harold auf dem Bretterboden zum Schlafen ausstrecken. Doch schon um halb fünf wurde er von seinem Gastgeber geweckt, der den Kopf zum Fenster hineinsteckte und fragte: »Lieber Bruder, kannst du mir nicht das neunte Kapitel der Offenbarung erklären?« »So«, erzählte Harold weiter, »unterhielten wir uns über biblische Themen, bis es Zeit war, zum Zug zu gehen. Und ich frage mich, wie viele meiner Leser so energisch und aufmerksam wären wie diese Leute, wenn zu ihnen nur einmal im Jahr ein gleichgesinnter Christ kommen würde.«

Die endgültige Entscheidung muss ihn sehr viel gekostet haben. Es hieß für ihn, sich von dieser ersten, geliebten Bibelschule loszureißen, aber es bedeutete noch mehr: nämlich ein Leben auf sich zu nehmen, in dem er ständig auf Reisen war, bei denen ihn seine Frau und seine drei Kleinkinder nicht begleiten konnten. Es war für ihn die Wahl zwischen einem eigenen Heim, das ihm in Carangola angeboten wurde, und der Trennung. Seine Frau sehnte sich danach, nach Carangola zurückzukehren, aber sie versuchte nicht ein einziges Mal, ihn in seiner Entscheidung zu beeinflussen. Diese Entscheidung wurde allein vor Gott getroffen, und 1921 verließ er Brasilien für immer und reiste nach Britisch Guayana, um dort die Christen zu einer Zeit des Bibelunterrichtes zu versammeln.

Das sollte nun seine Arbeit bis an sein Lebensende bleiben: dauernde Reisen und unaufhörliche Aktivität. In vielen Teilen der Welt sind christliche Männer und Frauen durch seinen

Dienst und seine Bibelauslegung erweckt und gesegnet worden. Es war eine harte, selbstlose Arbeit, aber er war vom Anfang bis zum Ende immer strahlend glücklich damit, und er hatte nie eine Beendigung dieser Arbeit im Auge. Ganz zu Anfang seines Lebens als Christ hatte er voller Freude in sein altes Tagebuch geschrieben: »Wenn ich einmal heimgehe, dann fängt die Arbeit in der Ewigkeit gleich am nächsten Morgen an. Das Leben ist keine Sackgasse, es ist eine Durchfahrt, die vom Zwielicht in die Morgendämmerung führt.«

Kapitel 7

Vater von fünf Kindern

»›Der Herr liebt die Tore des Zion mehr als alle Wohnungen Jakobs.‹ Was hat dieser Vers zu bedeuten? Er sagt uns, dass Gott zwar unsere Familien liebt – und seien Sie sich darüber nie im Unklaren: Er liebt unsere Familien und Er möchte, dass Sie sie Ihm weihen – aber es gibt noch etwas, das Er mehr liebt, und das ist Sein eigenes Haus und die Anliegen, die Er auf dieser Erde hat. Deshalb vergessen Sie nie, dass immer Gottes Haus die erste Stelle in Ihren Gedanken einnehmen soll, und an die zweite Stelle gehört Ihre Familie. Der Herr liebt die Tore des Zion mehr als alle Wohnungen Jakobs. Die Gemeinde Gottes ist Gottes größtes Anliegen in dieser Welt, und wenn Sie sich um Gottes Haus kümmern, dann wird Er sich um das Ihre kümmern. Aber wenn Sie sich zuerst um Ihr eigenes Haus kümmern, werden Sie bald merken, dass Er Sie sich selbst überlässt« (Auszug aus einer Predigt über Psalm 87).

Die Entscheidung, die Erziehung seiner Kinder hauptsächlich seiner Frau zu überlassen, ist sicherlich nicht leichtfertig gefallen. Er würde sie auch nicht getroffen haben, hätte er nicht ein vollkommenes, fast blindes Vertrauen in Ellas Weisheit und ihre Fähigkeiten gehabt. Sie hatten bei ihrer Hochzeit vereinbart, dass die Familienbande ihn niemals bei seiner Arbeit für Gott hindern sollten, und sie haben diese Entscheidung nie in Frage gestellt. Und doch liebte er seine Kinder sehr und war im Innersten seines Herzens ein echter Vater. Von dem Augenblick an, an dem er das Buch mit den Kinderversen kaufte und auf seinen Ritten Gedichte wie »Humpty Dumpty« mit vollem Ernst auswendig lernte, bis in seine letzte Lebenswoche hinein, in der er trotz schwerer Atemnot und umherwandernder Gedanken, diese noch einmal sammelte und namentlich für seine fünf Kinder betete, waren ihm seine

Kinder immer gegenwärtig, obwohl es kaum Männer geben dürfte, die ihre Kinder während ihrer Kindheit seltener gesehen haben als er. Wie schon erwähnt wurde, war sein erstes Kind schon acht Monate alt, ehe er es zum ersten Mal sah. Aber die nächsten zwei Jahre war er ernsthaft mit seinem kleinen Sohn beschäftigt, den sie beinahe verloren hatten. Farnham war erst drei Wochen alt, als sein Vater früh das Haus verließ, um in Buenos Aires einen Traugottesdienst zu halten. Er musste fast hundertzwanzig Kilometer fahren und hatte versprochen, spätestens am nächsten Abend wieder zu Hause zu sein. Aber als der Gottesdienst zu Ende war, entdeckte er, dass der Zug gestrichen worden war, mit dem er hatte zurückfahren wollen, und es gab keine Hoffnung, dass ein anderer fahren würde. Der nächste Zug sollte erst vier Tage später fahren. Die Missionare boten ihm freundlich eine Unterkunft an, doch sie kannten Harold St. John schlecht. Von dem Gedanken an seinen kleinen Sohn getrieben, machte er sich auf, um über das Gebirge zu wandern. Er wanderte die ganze Nacht und den ganzen nächsten Tag. Sehr spät am nächsten Abend erreichte er seine Familie zur angekündigten Zeit, mit wunden Füßen und übermüdet, aber er freute sich herzlich, wieder zu Hause zu sein. Ohne Zweifel frönte er der schlechten Gewohnheit, sich an Hazels Bettchen zu schleichen und sie aufzuwecken, damit er ein wenig Gesellschaft beim Abendessen hätte. Danach ging er dann immer stundenlang im Raum auf und ab, um Hazel mit Liedern von Moody und Sankey wieder in den Schlaf zu wiegen.

1918 zog die Familie aus ihren Räumen in der Bibelschule aus, um mehr Platz für die Studenten zu machen, die auf dem Gelände untergebracht waren. Sie zogen in ein Haus, das Ella »das Haus der tausend Fliegen« taufte. Mit dem vorigen Besitzer hatten Schweine darin gelebt und viele Ratten besuchten sie, so dass es ein nicht gerade friedlicher Ort für eine junge Mutter war.

»Im Moment ist es mir lieber, abends nicht mehr außer Hause zu sein, es sei denn, es wäre absolut nötig«, schrieb ihr Mann. »Ellas Aussehen fesselt die Vorstellungen der Menschen hier, so wie es auch mich seit Jahren fesselt. Sie dichten ihr riesige Reichtümer an. Drei Nächte hintereinander haben ungebetene Gäste versucht, ins Haus einzudringen.« Dennoch war das Haus geräumig und luftig und vielleicht ist nie ein kleines Häuschen mehr von seinen Besitzern geliebt oder liebevoller in Erinnerung gehalten worden. Dass die Familie das Reisen jetzt einschränkte, half sehr, das Vertrauen der Nachbarn zu gewinnen. Dass diese freundliche junge Mutter in ihre Mitte zog, war den einheimischen Schwestern eine Quelle der Freude und Gegenstand der Neugier, ebenso wie ihre einfachen Besitztümer.

Ungewollt löste sie das Problem einer geeigneten Kopfbedeckung für die Morgenandacht, als sie einmal ihre Wäsche einer alten Negerin zum Waschen gab. Sie war sehr erstaunt, als sie sonntagmorgens einige ihrer Handtücher auf dem Kopf der Frauen der Gemeinde wiedersah. Trotzdem wurden ihr diese Dinge im Laufe der Woche sauber wieder zurückgegeben. Sie stellte deshalb keine Fragen und so wurde diese Sitte beibehalten.

Die Gemeinde war treu und voller Liebe und liebte besonders ihre Missionare, die es so schnell lernten, wie sie zu leben und zu sprechen. Harold schrieb von ihnen: »Sie gebrauchen bei jeder Gelegenheit den Namen Gottes, aber mit großer Ehrfurcht. Man ist nicht erstaunt, etwa folgende Worte mitzuhören: ›Hier ist noch etwas Mais vom Mittagessen übrig, wenn es Gott gefällt, kannst du ihn morgen nochmal braten.‹ ›Das mache ich, wenn es Gottes Wille ist.‹ Allerdings, ich muss bekennen, dass ich einmal überhaupt nicht erfreut war, als ich eine junge Frau nach ihrer Adresse fragte und sie mir antwortete: ›Der Herr Jesus kennt sie.‹ Das war sicherlich wahr, doch mir half das überhaupt nicht!«

Die kleine »Pakita«, wie sie Hazel riefen, spielte barfuß mit ihren brasilianischen Freunden, sprach ihre Sprache und wurde fast so braun wie sie. Aber das Baby »Nana« wollte nicht gedeihen. Es hatte dauernd Durchfall und das Ganze wurde noch durch Abszesse in den Ohren verschlimmert. Es lag ruhig in seiner Wiege, zu schwach, um sich zu bewegen, außer, dass es seine dünnen Ärmchen dem Gesicht der Mutter entgegenstreckte und ihr schwache Küsschen gab. Sorgfältige Ernährung und Pflege schienen nicht zu helfen, und der nächste Doktor wohnte viele Kilometer entfernt und wollte auch für sehr viel Geld nicht kommen. So taten die Eltern mit ihren wenigen medizinischen Kenntnissen, was sie konnten und beteten fast ununterbrochen bei der Wiege. Schließlich war die Krise überwunden, und als der Junge etwas stärker war, riskierten sie es, ihn zum Doktor zu bringen. Wir haben einen Bericht von der Mutter, in der sie diese Zeit beschreibt. Er ist für Kinder geschrieben und gibt einen guten Eindruck von dem Land, in dem sie lebten.

Ein Besuch beim Doktor. »Er ist sehr blass, der kleine englische Junge«, sagte die kohlrabenschwarze Dinah, als sie beobachtete, wie er durch die Tür hinein zu seinem Vater getragen wurde. Der Junge nickte der schwarzen Dinah erst zu und beobachtete dann die kleinen weißen Zicklein, die zu ihren Füßen miteinander spielten. Es war in der Morgendämmerung und Blütenkelche lagen nass im Morgentau, während Spinnweben wie silberne Gewebe glänzten. Der Junge war nun gerade kräftig genug, um sehr vorsichtig die fünfzehn Kilometer bis zum nächsten Doktor getragen zu werden. Er lebte in einem abgelegenen Tal der Berge, wo die Straßen nur Sandpfade und sich windende Fußwege waren, an denen ab und zu eine Farm oder eine Hütte lagen, die aus Lehm und Ästen gebaut waren.

Er konnte sich nicht daran erinnern, sein Tal jemals verlassen

zu haben. Es war für ihn ein großes Abenteuer und seine großen grauen Augen schauten aufmerksam unter den langen Wimpern hervor und sein Kopf lehnte sich gegen die Schulter seines Vater. Er hatte keine Angst: War er denn nicht in den stärksten und liebevollsten Armen der Welt geborgen und saß nicht seine Mutter neben ihm auf dem Pferderücken? Aber es gab so viel zu sehen, dass er keine Lust zu schlafen hatte.

Er sah, wie das Sonnenlicht über die Höhenrücken allmählich die Täler erreichte und die Schatten vertrieb, als die Sonne langsam immer höher stieg, bis die ganze Welt in ein goldenes, herrliches Licht getaucht zu sein schien. Vati und ihm wurde es mit der Zeit immer heißer, trotz der Sonnenhüte und einem Sonnenschutz. Der Junge lebte in Brasilien und war es nicht gewohnt, in die pralle Sonne hinauszugehen. Schwärme von Schmetterlingen kamen aus ihren Verstecken und tanzten lustig um die Blüten herum. Über das Tal hinweg rief ein brauner Vogel nach seinem Gefährten und eine Gottesanbeterin saß aufrecht auf einem Felsen, als ob sie Gott für die Schönheit der Morgendämmerung danken wolle.

Schließlich kam eine kleine Stadt in Sicht, die tief unter ihnen an einem Fluss lag, der in tausend kleinen Wasserfällen über die Felsen schäumte. Eine alte farbige Frau mit einem zerfurchten Gesicht wusch ihre Wäsche im Fluss und rief, als sie vorüber kamen: »Was für ein guter Ehemann!« und die Mutter lächelte und rief zurück: »Ja, der beste der Welt!« Und so erreichten sie nach vier Stunden Wanderung das Haus des Doktors.

Der Junge saß auf einem weißen Tisch und spielte mit dem Kompass und der Uhr, die ihm sein Vater gegeben hatte, während der fremde Mann an ihm herumzupfte und seltsame Dinge an seinen Rücken und an seine Brust, an den Hals

und an die Ohren hielt. Und als das alles vorbei war, gab er dem Doktor seine kleine dünne Hand, als wolle er dem Doktor für seine Aufmerksamkeit danken. Ehe er ging, bot eine alte Brasilianerin an, seine Milch aufzuwärmen, und nahm ihn und Mutti mit in ihr Schlafzimmer. Dort zeigte die Frau ihnen ihre Heiligen und ihre Bilder. Sie habe St. Sebastian am liebsten. »Er ist mein Jesus«, erklärte sie. Sie und Mutti unterhielten sich lange, während der Junge sich auf ihrem Bett ausruhte, und die alte Candida freute sich sehr, ein Neues Testament geschenkt zu bekommen, von dem sie zwar schon gehört, aber das sie noch nie gesehen hatte.

Als sie sich wieder nach Hause aufmachten, hatte sich alles verwandelt. Die Luft stand, wie sie es nur am späten Nachmittag tut. Kinder lehnten mit ihren Geschwistern an den Wänden der Hütten. Ein kleines, sehr fettes Mädchen, das nur mit einem Rosenkranz bekleidet war, stellte mit der Majestät einer Gräfin einen Stuhl in die Hütte hinein.

Sie gingen so schnell sie eben konnten, denn die Dunkelheit würde sie bald überfallen. Am Himmel erschienen immer mehr rosa Wolken, die schnell immer blasser wurden, und bald war auch das letzte Licht der Dämmerung verlöscht. Sie mussten nun langsamer gehen, aber der kleine Junge lag zufrieden mit weit offenen Augen in den Armen seines Vaters und staunte die ersten Sterne und die gelegentlichen Blitze an, die für einen Augenblick den Pfad erhellten und die blassgrünen Blätter der Bananenstauden und die orangefarbenen Orchideen erhellte, die auf den Bäumen wuchsen. Einmal erleuchtete ein Blitz ein altes hölzernes Kreuz, eines der vielen, die es in diesem Bezirk gab, das errichtet worden war, um die Stelle zu kennzeichnen, an der ein Reisender gestorben war, vielleicht durch einen Unfall, vielleicht aber auch durch Verbrecher. Immer weiter ging es und die Luft war voll von den Geräuschen der Nacht. Sie überquerten Bäche und rutschten über

glatte Felsen hinunter, bis sie schließlich ihr Haus in ihrem Tal erreichten. Der Mond war schon aufgegangen und sie konnten die Hütte des Aussätzigen und das kleine Geschäft im Dorf sehen. Der kleine Junge schlief ein, als er merkte, dass er wieder zu Hause angekommen war und bewegte sich nicht mehr, auch nicht, als er die Außentreppe hinauf in die kleine Wohnung unter dem Dach getragen und in sein Bettchen gelegt wurde.

So wurde Farnhams Leben gerettet, aber er war noch immer sehr schwach, und das dritte Kind wurde Mitte April erwartet. Sogar der optimistische Vater erkannte, dass diese Bedingungen weder für Kleinkinder noch für Neugeborene geeignet waren, und außerdem waren die ersten fünf Jahre seines Dienstes um. So sagten sie Ende Februar der besorgten, liebevollen Gruppe von Christen Lebewohl und machten sich in Richtung Küste auf, wo sie sich nach England einschifften. Aber sie waren sehr spät im Jahr aufgebrochen und die Stürme waren schrecklich. Das neue Baby wurde beinahe zu früh im Golf von Biscaya geboren, aber Ella gelang es doch noch, die vorzeitige Geburt zu verhindern, und sie erreichten St. Leonhard, wo geeignete Vorbereitungen für die Geburt getroffen werden konnten, die in zwei Wochen erwartet wurde.

Aber Ella hatte nicht mit ihrem Ehemann gerechnet. Frühling lag in der Luft und ihn drängte es danach, sicher zu Hause in England mit seiner Familie zu sein. Sie besorgten sich einen großen, toplastigen Kinderwagen für die beiden älteren Kinder und gingen zu einem Familienspaziergang hinaus. Harold war an Kinderwagen nicht gewöhnt, denn die Straßen um Carangola waren für solche Gefährte nicht geeignet gewesen, und an einem kleinen Abhang verlor er die Kontrolle über den Wagen. Er sauste den Abhang hinunter und Harold hinterher. Es gelang ihm nicht, den Wagen aufzuhalten, er kippte um, und die beiden Kinder purzelten auf die Straße.

Sie waren schnell gerettet. Sie hatten sich nur furchtbar erschrocken und waren unverletzt geblieben, aber der Schreck war für die Mutter zu viel gewesen. Sie ging geradewegs zu ihrem Haus hinunter und zum Erstaunen ihrer Vermieterin kam Patricia Mary einige Stunden später zur Welt.

Sechs glückliche Monate verbrachte die Familie in England und dann kehrte Harold St. John allein zurück. Ella wohnte mit den Kindern in einer Wohnung, die ihre Mutter für sie vorbereitet hatte. Er vermisste seine Familie sehr und seine Briefe handelten fast nur von den Kindern. Er schrieb, als er zurück in der Bibelschule war: »Habe gerade einen Spaziergang zu unserem guten alten Haus hinter mir. Ich fühlte mich elend. Ich ging genau unterhalb des Hauses entlang und stellte mir den kleinen Puck vor, wie er dort spielen würde. Ich ging bei Leonardo vorbei und er rief mich hinein, nach seinem Baby zu sehen, das acht Monate alt ist, und sehr krank, und von da an waren B. und ich die ganze Zeit draußen und kämpften nur noch um das Leben des Kindes. Als ich mir gestern seinen mageren kleinen grauen Körper besah, musste ich an Tit denken (das dritte Kind), wie ich sie immer vor mir sehe, dick und rund mit ihrem Wollhöschen, wie sie sich am Rand ihrer Wiege festhält, über das ganze Gesicht lacht und es ihr völlig gleichgültig zu sein scheint, dass ihr Vati abreist – ein, Bild von einem Baby.«

»Endlich Post und das Herz schlägt mir höher, als ich sehe, dass der erste Brief von dir ist. Wie süß von Farnham, dass er mein Foto mit ins Bett nimmt. Ich kann das Lämmchen vor mir in seinem süßen Schlafanzug sehen und ich stelle mir seine hübschen braunen Augen vor.«

»Ich schicke für Pakita einen Geburtstagsbrief mit, den ich an ihrem Geburtstag geschrieben habe. Sie ist unser liebes, erstes Kind.«

»Du bist mir immer wunderbar nahe und oftmals schaue ich hoch und meine, du müsstest geradewegs mit den Kindern zur Tür hereinspazieren. Erzähl mir bitte alles von ihnen. Den Einheimischen gefallen sie sehr, sie scheinen genau nach ihrem Geschmack zu sein. Jeder mag die Fotos, besonders das von der Kleinen, die so kess und rund und zufrieden dreinschaut. Ist es nicht schade, dass ich Tit in dieser Zeit gar nicht sehen kann? Ich freue mich so über ihren Zahn. Sie ist ein wunderbares Baby.«

»Ich freue mich an jeder Kleinigkeit. Durch deine Beschreibung kann ich mir alles vorstellen: Das Kinderzimmer und jedes einzelne Kind. Durch deine Beschreibungen ist alles nur noch halb so schwer. Wäre es nicht schön, wenn Puck vielleicht unter den Zenanas arbeiten könnte und der alte Herr vielleicht in Afrika?«

Tatsächlich arbeitete der »alte Herr« später in Afrika und »Puck«, die das Britisch-Libanesische Internat für Mädchen leitete, half mit, die Türen zu so mancher Familie des Nahen Ostens für das Licht des Evangeliums und der Bildung zu öffnen. Aber die Saat für die missionarische Arbeit der Kinder wurde viele Jahre zuvor von dem einsamen Vater in den Wäldern Brasiliens gelegt. Auch die Mutter hatte ihren Anteil daran, die, angeregt durch eine Bibelarbeit über das letzte Kapitel des dritten Buches Mose, die von den »Geräten, dem Herrn geweiht« handelte, sich bei einer Missionsveranstaltung für Japan erhob, als alle, die sich dem Herrn ganz hingeben wollten, aufgefordert wurden, aufzustehen. Sie weihte ganz einfach ihre drei Ältesten der Missionsarbeit für den Herrn (die beiden Jüngsten waren damals noch nicht geboren), wenn Gott sie so leiten würde. Und das Opfer wurde von Gott angenommen, denn die Eltern wussten von Anfang an, dass Kinder eine Gabe Gottes sind, die zum Dienst für Gott erzogen werden und Gott vollständig und ohne Vorbehalte zu-

rückgegeben werden sollen. Das war für sie die tiefere Bedeutung von Psalm 84,3: »Der Altar des Herrn ist der einzige Ruheplatz, an dem man die Gefühle seines Herzens zur Ruhe bringen kann, und nur wenn sie ganz an den Herrn abgegeben sind, sind sie völlig sicher.«

Und während wohl kaum ein Kind mehr geliebt und besser versorgt wurde als diese Kinder, wussten sie doch instinktiv, dass sie nicht der Mittelpunkt der Familie noch der Gefühle ihres Vaters waren, und dieses Wissen gab ihnen einen gewissen Frieden. Wenn man weiß, dass man der Mittelpunkt und Inhalt des Lebens der Eltern ist, dann hat man eine Verantwortung, die für ein gehorsames Kind zu schwer und zu einengend sein kann, um sie zu tragen. Sie wussten, ohne dass es ihnen je gesagt worden war, dass die Ansprüche Gottes und seiner Arbeit immer an erster Stelle kamen, und dass sie gewisse Grenzen des Benehmens einzuhalten hatten, die sie nie überschreiten durften, dass es gewisse Zeiten gab, die sie nicht zu beanspruchen und gewisse Ansprüche, die sie an ihre Eltern nicht zu stellen hatten. Das mag sich wie eine Last anhören, doch das war ganz und gar nicht so. Die Atmosphäre dieser Familie ist nur sehr schwer zu beschreiben, aber unbewusst beschrieb Harold St. John sie einmal selbst, als er sehr bildhaft über die Bundeslade sprach, die für eine Weile im Hause des Obed-Edom stand.

»Nun war es eine sehr ernste Sache, die Bundeslade in die Stadt Davids zu bringen. Ein Mann wurde vom Herrn erschlagen und die Bundeslade wurde in das Haus eines Edomiters gebracht. Sie blieb dort und man kann sich sehr gut die Ängste der Frau vorstellen – die Mutter, die vielleicht sieben oder acht Kinder hatte – denn da war diese schreckliche blutbespritzte Kiste, und der Mann, der sie berührt hatte, starb, und hier war sie nun in ihrem Haus bei ihren Kindern und sie fragte sich sicherlich. ›Wie kann ich sie nur davon abhalten, die

Lade zu berühren?‹ Aber wie es meist ist, stellten sich ihre Ängste als überflüssig heraus, und der Segen des Herrn ruhte so auf dem Haus, dass jedermann davon sprach. Das war ein Haus, in dem Christus die Mitte war, und die edomitischen Kinder hatten sich so sehr verändert, sie waren mit einem Mal so leicht zu erziehen, und das Familienleben lief wie geschmiert. Was war da nur geschehen? Christus hatte den Platz erhalten, der Ihm zusteht.«

Niemand konnte behaupten, dass es immer einfach war, mit den Kindern umzugehen, aber das fiel ihrem Vater nie auf. Er überließ den schwereren Teil ihrer Erziehung der Mutter und zweifelte auch nicht einen Augenblick daran, dass sie sehr viel geeigneter als er dafür war. Er war selten genug zu Hause, so dass er die Kinder durch die rosarote Brille sehen konnte. Während seiner kurzen Besuche wurden fast alle Regeln, die es sonst gab, aufgehoben. Das waren wilde, fröhliche Zeiten. Er holte sie früh am Morgen schon aus dem Bett oder erzählte ihnen im Park erfundene Geschichten mit biblischen Anspielungen. »Es war einmal ein Tiger, der hieß Hesekiel, der aß jeden Morgen siebenundfünfzig Bananen zum Frühstück, und er hatte eine Frau, die hieß Keren-Happuch.«

Er spielte mit ihnen Bärenfamilie unter dem Kinderzimmertisch; man führte kleine Theaterstücke auf, machte Lagerfeuer, Picknicks, Mitternachtsfeste und lange, lange Wanderungen von 25 oder 30 Kilometern in die Berge hinein oder nach Upton-On-Severn. Und doch verursachte diese Ausgelassenheit keine der normalen Enttäuschungen oder Ungezogenheiten, die so oft solchen Unregelmäßigkeiten folgt, denn er hielt sie ganz offensichtlich für artige Kinder, und, wie es bei Kindern – und nicht nur bei ihnen – oft ist: Sie waren zeitweilig so, wie er von ihnen dachte. Außerdem war er so ansteckend fröhlich, dass ihm niemand seine Laune durch Ungezogenheit verderben wollte. Ohne ein Wort zu dem Thema zu verlieren, hin-

terließ er in seinen Kindern den Eindruck, dass das Gute erstrebenswert, vernünftig und außerordentlich beglückend sei, die einzige wahre Freude, die es gibt.

Sein Einfluss auf seine Kinder war wohl größtenteils unbewusst, denn er lehrte sie nur selten ganz bewusst etwas in dieser Zeit. Obwohl er in der Sonntagsschule sehr gute Stunden hielt, meinte er nicht, dass er mit Kindern gut umgehen könnte, und er überließ alle kindgerechte Vereinfachung geistlicher Wahrheiten seiner Frau, von deren geduldigem, gründlichem Bibelunterricht viel zu erzählen wäre. Sie konnte sich auf die Ebene des Jüngsten begeben, doch Harold St. John blieb immer, wo er war. Er öffnete seinen Kindern nur manchmal die Tür zu seinen Gedanken einen Spalt weit, damit sie einen kurzen Blick in die geheimnisvolle Herrlichkeit dahinter tun konnten.

Dieser Blick war um so faszinierender, weil er nur annähernd verstanden wurde, so wie etwa, als er seine siebenjährige Tochter auf den Schoß nahm, und ihr ehrfürchtig, mit einer vor Bewegung zitternden Stimme, alle neunzehn Verse des Liedes von Mr. Cousin vorlas, das von Samuel Rutherfords letzten Worten inspiriert war: »Der Sand der Zeit rieselt herab und die himmlische Morgendämmerung bricht an.«

Und das Ergebnis? Das Kind war gefesselt und hingerissen. Sie hatte das Gefühl, dass Vati ihr etwas anvertraut hatte, was ihm sehr viel bedeutete, und vor ihr wurde eine Welt bunter Bildhaftigkeit ausgebreitet, die es zu entdecken und auszukosten galt, und die sie vielleicht erst nach vielen Jahren verstehen würde. In erstaunlich kurzer Zeit hatte sie alle neunzehn Verse auswendig gelernt und der alte schottische Heilige hätte sicher geschmunzelt, hätte er den kleinen Wildfang in ihrem roten Badeanzug gesehen, wie sie einen steilen Wasserfall eines Baches hinaufklomm und vor sich hin murmelte:

Tiefe Wasser kreuzen meinen Pfad
und wie scharf war doch die Dornenhecke.
Nun liegt all das weit zurück,
nun erringe ich die wohlgestimmte Harfe.

Sicherlich war es diese Kombination der einfachen geraden Lehre der Mutter mit der tiefinneren Verbundenheit des Vaters mit Gott, der die Kinder vor der modernen Tendenz bewahrte, den Glauben in der Pubertät abzulegen, weil man meint, er wäre nur etwas für Kindergarten und Sonntagsschule, weil er vielleicht immer viel zu vereinfacht dargestellt worden ist. Für die Kinder von Harold St. John war der Glaube immer ein Ziel für einen Erwachsenen, so schön wie ein goldener Sonnenuntergang, den der Vater erreicht hatte, und den auch sie erreichen würden, wenn sie nur in der Gnade leben und den Leitlinien folgen würden, die ihre Mutter ihnen immer wieder wie eine Landkarte vorgezeichnet hatte.

Es war sehr nötig, dass jemand die Kinder begleitete, besonders am Tisch des Herrn, wenn die Fünf Sonntag für Sonntag in die Kirche gingen, und sie sich in ihren steifen ungewohnten Sonntagskleidern wanden. Sie lauerten nur so darauf, irgendetwas zu sehen oder zu hören, das auch nur im Geringsten lustig war, um ihnen die langen, warmen und ermüdenden eineinhalb Stunden ein wenig zu vertreiben. Es war notwendig, dass jemand das Hallo dämpfte, mit der eine herumstreunende Katze begrüßt wurde, die sich ins Seitenschiff verirrt hatte, und als sie sich dann über den alten Bruder amüsierten, der mit zitternden Händen versuchte, sie einzufangen. Auch musste jemand über die stille Kettenreaktion der Belustigung wachen, die ausgelöst wurde, als aus »und alsbald krähte der Hahn« beim Vortragen »und alsbald hahnte der Kräh« wurde. Es musste auch jemand dabei sein, als der kleine Oliver einmal, als über Kolosser gesprochen wurde, in Gekicher ausbrach und der erstaunten Mutter zuflüsterte: »Ich

wusste ja noch gar nicht, dass es in der Bibel auch ein Buch über Galoschen gibt!« Doch über all dem konnte der Vater nicht wachen, denn er war sich dieser Schwierigkeiten gar nicht bewusst – er war in seinen Gedanken ganz woanders. Die Kinder zappelten und gähnten und unterhielten sich mit den letzten Kapiteln von Hiob, in denen es um so interessante Themen wie Vogeleier geht, oder sie lasen über Daniels Tiere oder auch die ungeeignetsten Geschichten aus dem Buch der Richter, und nur zu oft langweilten sie sich. Aber keines von ihnen glaubte auch nur für einen Augenblick, wenn es in die leuchtenden, erhobenen Gesichter beim Abendmahl schaute oder den Menschen zuhörte, die mit vor Anbetung zitternder Stimme von ihrem Herrn sprachen, dass das Brotbrechen wirklich etwas Langweiliges wäre, und hinterher fühlten sie oft eine mit Traurigkeit vermischte Erwartung: Traurig waren sie, weil sie so klein, so weltlich und so unverbesserlich albern waren, und deshalb nicht sehen konnten, was so wunderbar an dem allen war, und sie waren voller Erwartung, weil sie vielleicht eines Tages einmal groß genug sein würden, um verstehen zu können, was Vati verstand, und alles mit seinen Augen sehen könnten, und dann würde diese morgendliche Versammlung vielleicht auch für sie der schönste Platz auf Erden werden, das Tor zum Himmel. Vielleicht deshalb waren sie am meisten von den Geschichten von König Arthurs Tafelrunde und dem Heiligen Gral fasziniert und bei ihren Spielen war fast immer einer von ihnen Sir Galahad. Keiner wusste, was der heilige Gral eigentlich war, aber man musste ein ganz reines Herz so wie Vati haben, um ihn sehen zu können.

Obwohl er sie in ihrer Kindheit nur selten absichtlich etwas lehrte, hatte er doch strenge Grundsätze für die Anforderungen, die er stellte und für das Vorbild, das er selbst gab. Er sprach über seine Prinzipien oft in seinen Predigten. Er fasste viel vom Geist dieser frühen Jahre in einer Predigt zusammen,

die er einmal über die Wallfahrtslieder (Stufenlieder) hielt: »›Glücklich ein jeder, der den HERRN fürchtet, der wandelt auf seinen Wegen! Denn essen wirst du die Arbeit deiner Hände. Heil dir! Gut steht es um dich. Deine Frau gleicht einem fruchtbaren Weinstock im Innern deines Hauses, deine Söhne den Ölbaumsprossen, rings um deinen Tisch.‹«

»Wie kommt es, dass ein Mann diese Kinder und ein glückliches Familienleben hat? In Vers 2 werden Frau und Kinder in zwei Bildern dargestellt. Von den Kindern wird gesagt, dass sie wie Ölbaumschösslinge sind. Sie wachsen am Abhang der Berge, meist außerhalb des Hauses. Von der Frau wird dagegen ausgesagt, dass sie wie ein fruchtbarer Weinstock innerhalb des Hauses sei, denn im Nahen Osten haben die Häuser einen Innenhof und dort werden Weinstöcke gezogen. Wenn sie außerhalb gepflanzt wären, würde jeder ihre Früchte stehlen, und ihre Besitzer hätten gar nichts von ihnen, deshalb sind sie im Innersten des Hauses verborgen. Der Psalmist ist wohl sehr altmodisch, wenn er meint, dass der beste Platz für eine Hausfrau, wenn sie eine solche wird, im Haus ist. Ist er wirklich so altmodisch? Dieser Psalm wurde vor sehr langer Zeit geschrieben, und wir haben hier eine sehr schöne Darstellung einer hebräischen Familie in alter Zeit.

Wir alle säen und bauen für Gott, und Psalm 128 zeigt auf, dass wir im Grunde Familienbauer sein sollten. Diese kleine Gruppe der Psalmen handelt von sehr einfachen, alltäglichen Dingen. Man kann dort etwas über das Tagewerk des Mannes lesen, von seinem Familienleben. Und was soll das bedeuten, ›eine Familie zu bauen‹? Es bedeutet auf keinen Fall, dass das, was wir im Allgemeinen ›religiöses Leben‹ nennen, sich in drei Kreisen abspielt: Als Erstes das innere Leben mit Gott, dann das Leben in der Gemeinde und dann, nach der Gemeinde und dem Herrn gibt es dann noch das christliche Leben der Familie. Es gibt nichts, worauf man mehr achten

müsste oder was mehr beschützt werden muss als die Familien, denn die Väter und Mütter sind verantwortliche Wächter der Mauern ihrer Häuser. Einmal kam in Amerika eine Mutter zu mir und sagte: ›Mr. St. John, ich wünschte, Sie würden einmal mit meinen Kindern sprechen. Meine Familie ist völlig kaputt. Meine einundzwanzigjährige Tochter will sich zum ersten Mal scheiden lassen und meine zwei Jungen laufen dem Teufel so schnell in die Arme, wie sie nur können.‹ Ich sagte: ›Einen Moment mal, wie sah es in Ihrer Familie aus?‹ Sie antwortete: ›Mein Mann und ich waren eigentlich nie sehr religiös, aber wir waren immer anständig.‹ Ich sagte: ›Sie waren genau wie die Leute um Sie herum vor zwanzig Jahren waren, und da wundern Sie sich, wenn Ihre Kinder sich heute so verhalten, wie alle um sie herum es heute tun?‹ Sie sagte: ›Wir sind immerhin einmal im Monat zum Gottesdienst gegangen, die drei anderen haben wir mit Ausflügen verbracht.‹ Ich antwortete: ›Ich würde sehr gerne mit ihren Söhnen sprechen, aber ich fürchte, es wird vergeblich sein. Der Herr hat Sie als Wächter für Ihre Familie eingesetzt und Sie waren Ihm verantwortlich, Ihre Kinder in der Furcht Gottes zu erziehen. Ihre Kinder haben gesehen, dass Sie sich nicht wirklich um Gott kümmern. Sind Sie so erstaunt, dass Ihre Söhne und Ihre Tochter genau wie Sie sind, nur mit dem einen oberflächlichen Unterschied, dass man heute weiter geht, als Sie damals gegangen sind?‹‹

»Nehmen wir einmal den Tag des Herrn. Wie viele Sabbate, die Jesus verbracht hat, sind in der Bibel beschrieben? Es sind nicht weniger als neun. Und wie verbrachte Er diese Tage? Er ging umher und nahm den Leuten ihre Lasten ab – ob es ein Fall von Wassersucht war, von Lähmung, eine verkrümmte Wirbelsäule oder eine verdorrte rechte Hand. Überall, wohin der Herr ging, tat Er Gutes. War Er den ganzen Tag bei irgendwelchen religiösen Veranstaltungen? Nicht im Geringsten. In Markus 2 wird uns berichtet, wie Er einen schönen

Landspaziergang unternahm, nicht nur zu Seinem eigenen Vergnügen, sondern Er half Seinen Jüngern im Glauben weiter, und während sie so gingen, unterhielten sie sich über religiöse Themen. Ich freue mich immer, wenn ich lese, wie der Herr Seine Sabbate verbrachte. Es ist eine reine Freude, zu erfahren, dass Er an einem Sabbat zum Beispiel morgens in die Synagoge ging, mittags fand man Ihn im Haus einer kranken Frau, und am Abend saß Er im Eingang eines Hauses und die Leute brachten ihre Kranken zu Ihm, und wenn Er einmal etwas freie Zeit hatte, machte Er einen Spaziergang durch die Felder.

In Lukas 4 kann man nachlesen, dass Jesus nach Seiner Gewohnheit am Sabbat in die Synagoge ging. So lasst uns nicht annehmen, dass unser Besuch am Tisch des Herrn oder die verschiedenen Gottesdienste etwas Unwichtiges sind. Und ebenso bedeutsam ist es, unsere Kinder dazu anzuhalten, unseren Fußstapfen nachzufolgen. Denn wir haben diese Familien zum Geschenk bekommen, damit wir unseren Kindern Vorbilder werden, und wie John Bunyan einmal sagte: ›Ich habe immer versucht, meinen Kindern kein Anstoß zu werden, damit sie nicht auf Abwege kommen.‹«

Das war sicherlich nicht leicht zu sagen, da doch seine Kinder mit gespitzten Ohren unter den Leuten saßen und ganz genau zuhörten. Doch er tat immer, was er anderen predigte und so bestand er die Prüfung. In mancher Hinsicht mag es so ausgesehen haben, dass er seine Kinder verwöhnte, denn er tadelte oder korrigierte sie nur selten. Doch er wusste, dass die Mutter das genug tat. Mit seiner Nüchternheit, die ihn so auszeichnete, hatte er erkannt, dass er ein vom Herrn erwählter Mann war, von dem gewisse Dinge verlangt werden und für den strengere Maßstäbe als für andere Menschen gelten. Er wusste, dass wir ganz normale, gesunde Kinder waren, und für die galten seine Maßstäbe nicht, und er verwechselte

auch nie unsere und seine Aufgaben. Sofern wir nicht bösartig waren, hatte er nichts dagegen, wenn wir andere karikierten (und zwei von uns hatten ein großes Talent dafür), aber er selbst sprach niemals ein respektloses oder ungehöriges Wort über andere Menschen. Mit Absicht wurde es uns selbst überlassen, unsere rauen und turbulenten Streitigkeiten zu schlichten, aber bis zum Schluss hörten wir nie ein scharfes, ungeduldiges oder liebloses Wort zwischen unseren Eltern fallen. Er ermutigte uns immer, uns zu entspannen und machte uns gerne besondere Überraschungen, doch wir wussten, dass er selbst sich verleugnete und seinen Körper immer unter Kontrolle hielt. Diese lebendige, positive Heiligung, die ihren eigenen Weg ging, und nur selten jemand anderen kritisierte oder tadelte, war außerordentlich erfrischend und hielt auch uns in Zaum. In diesem klaren Licht sahen wir die Unterschiede nur zu deutlich. Wir schlichen uns oft an ihn heran, klein und traurig, nur um zu bemerken, dass er unsere kleinen Vergehen gar nicht wahrgenommen hatte. Während wir ungezogen und launisch waren, war Vater mit den Kleinen Propheten beschäftigt gewesen!

Kapitel 8

Vater einer großen Menge

»Liebe Brüder, was wisst ihr darüber, wie man für die jungen Männer sorgt? Und du, meine ältere Schwester, was weißt du darüber, wie man sich um die jüngeren Schwestern in Christus kümmert? Ist euch das ein Herzensanliegen? Ich persönlich empfinde es als eine große Bereicherung meines Lebens, dass mir dauernd junge Männer aus den verschiedensten Ländern über ihre Probleme schreiben. Ich sage: Gott sei dem Bruder gnädig, zu dem nicht die jungen Männer seiner Gemeinde kommen und ihn um Rat fragen. Und wenn du dich mit diesen jungen Leuten um dich herum beschäftigst, wenn du dich um ihre Seelen kümmerst, dann werden sie sich in einem erstaunlichen Maße um dich sammeln.

Von welchem Versagen sprachen Christus und Paulus? Sie sprachen eben davon: Um derer willen, die nach uns kommen, ist es unsere Aufgabe, unser Leben so in Ordnung zu halten, dass die jungen Leute, die uns immer mit ihren so aufmerksamen Augen beobachten, an uns niemals etwas sehen, das nicht Christus und Seiner Liebe gemäß ist; dass unsere Worte immer so sorgfältig abgewogen sein sollten, als handele es sich um Gold oder Silber, dass wir uns vor losem, achtlosen Geschwätz in Acht nehmen sollten, dass wir uns nie erlauben sollten, einen anderen Christen vor ihren Ohren zu tadeln, damit unsere jungen Leute uns nicht verachten.

So möge uns der Herr die Gnade eines offenen Herzens für unsere jungen Leute geben und uns helfen, vor ihnen untadelig zu wandeln, auf geraden Wegen, so dass sie, wenn sie uns beobachten, in die Fußstapfen treten können, die wir im Sand der Zeit hinterlassen haben. Viele von uns haben nur noch sehr wenig Zeit, die sie im Dienst des Herrn verbringen

können. Wir wachen über die Geräte des Heiligtums und es wird die Zeit kommen, dass wir uns umdrehen und sie in die Hände junger Männer und Frauen legen müssen. Achten wir darauf, dass die Hände, in die wir sie legen, durch den Rat, den wir gaben, und die Worte, die wir sprachen, und noch mehr, durch unsere Art zu leben, gestärkt worden sind?

In bewölkten Nächten während des Vogelzuges fliegen viele Vögel in Philadelphia gegen die Statue von William Penn und fallen tot zu Boden. Der Wächter des Denkmals erzählt, dass es immer junge Vögel sind, die zu niedrig fliegen und sterben. Eltern, Älteste und Lehrer, lehrt eure Kinder, hoch zu fliegen! Um des Wohles ihrer Seele willen, lehrt sie durch euer Beispiel und eure Prinzipien, dass sie die Höhe anstreben, die reine Luft der Gegenwart Gottes!« (Auszüge aus Predigten von Harold St. John).

Wie schon gesagt, geschah der Einfluss von Harold St. John auf seine Kinder fast ausschließlich unbewusst. Er spielte kaum eine aktive Rolle in ihrer Ausbildung und Erziehung, obwohl er viel zu ihrer Unterhaltung und Freude veranstaltete. Aber er betete und plante für sie, und er wartete geduldig, bis die Zeit und ihre Mutter sie geformt hatten, denn er wusste, dass eines Tages auch seine Aufgabe kommen würde.

Während ihre Mutter den vergangenen Jahren nachtrauerte und ihre rundlichen Säuglinge sich nur zu schnell in Jungen und Mädchen verwandelten, freute er sich über jedes Stadium ihrer Entwicklung und zeigte bei jedem Fortschritt sein fachmännisches Interesse. Er freute sich sehr über die amateurhaften Konzerte des Familienorchesters und er konnte sich von einem Schachspiel mit seinem noch sehr kleinen Sohn fesseln lassen. Er widmete den ersten, mit Rechtschreibfehlern übersäten literarischen Versuchen seiner Tochter die gleiche Aufmerksamkeit, die er sonst seinen griechischen

Kommentaren zuwandte, und er war der Einzige, dem zu zeigen sie sich nicht schämte.

»Meinst du nicht, dass Töchter etwas Wunderbares sind?«, fragte er einmal unvermittelt. »Sie sind so zuverlässig und angenehm.«

So wuchsen sie heran, während er sie beobachtete und wartete. Er versuchte nie, ihnen die geistlichen Reichtümer aufzuzwingen, die er so reichlich für sie gesammelt hatte, ehe sie nicht bereit und reif dafür waren, und da es unter ihnen keine Wunderkinder gab, dauerte es, bis sie schon weit ins Teenageralter fortgeschritten waren, ehe sie erkannten, welch einen wunderbaren Dienst er tat oder warum eine Abendmahlsfeier mit ihm immer etwas Besonderes war. Aber er taufte alle fünf, als sie noch Teenager waren, im Evangeliumssaal in der Cowleystraße in Malvern, und fing an, sie in seine eigene Methode des Bibelstudiums einzuführen. Jedes von ihnen konnte bezeugen, dass er ihnen einen Zugang zur Schrift eröffnete, wie nie jemand zuvor es getan hatte, indem er jedem von ihnen besondere Stunden der Aufmerksamkeit und des Unterrichtes widmete. Als sie etwa in dem Alter waren, die Schule zu verlassen, wollten die älteren Kinder diese Reichtümer mit ihren Freunden teilen, und so gab es über einige Jahre hinweg die sogenannte »Applegarth Conference«. Dieser Gruppe junger Leute gaben Harold St. John und unsere Mutter ihr Bestes. Die Vormittage und Abende waren von Bibelstudium und Diskussionen ausgefüllt, am Nachmittag gab es Picknicks, Streifzüge in die Umgebung und Festessen im Freien, die von der Mutter organisiert wurden. Sie schloss die ganze Bande hungriger, lautstarker junger Leute sofort in ihr Herz. Sie besprachen ihre Probleme mit Harold St. John mit ungewöhnlicher Offenheit, weil er niemals schockiert oder überrascht war, und sein Humor, seine liebevolle Art, seine Nüchternheit und sein großes Verständnis haben wohl manchen rebellischen, verwirrten jungen Christen zu richtigen Entscheidungen und auf

den Pfad des Friedens geführt. Wenn sie einmal sehr dogmatisch oder rechthaberisch wurden, leitete er seine Antwort so ein: »Mein geschätzter, starrköpfiger, kurzsichtiger, voreiliger Dummkopf …«

Was machte ihn, seinen Rat und seine Unterweisung so außerordentlich anziehend für die jungen Leute? Ob er zu Hause war oder bei größeren Konferenzen, er war sehr oft der Mittelpunkt einer Schar erwartungsvoller junger Männer und Frauen, oder er hatte eine persönliche Unterhaltung mit einem, der seine Seele vor ihm ausschüttete und ohne Vorbehalte von seinen geheimen Versuchungen erzählte. War es vielleicht die Unverrückbarkeit seiner Maßstäbe und die übermenschlichen Ansprüche, die er an sie stellte, oder aber waren es sein liebevoller Humor und sein tief gehendes Verständnis, mit dem er diese Ansprüche vorbrachte, oder aber auch seine Demut, die ihn so beliebt machten? Jedenfalls schreiben nach seinem Tod Hunderte von Menschen aus allen Teilen der Welt und mit den verschiedensten Lebensumständen, um von seinem großen Einfluss zu berichten, den er auf sie in ihren jungen Jahren hatte, und einige dieser Männer und Frauen waren bevollmächtigte Führer im Herrn geworden.

»Er hat mehr als jeder andere dafür getan, mir Christus lebendig zu machen», schrieb eine Missionarsfrau aus Rhodesien. »Es ist wundervoll, daran zu denken, dass seine Freude, die das Großartigste ist, an das ich mich von ihm erinnern kann, nun frei und vollkommen ist.«

»Sein Einfluss, den er auf viele gehabt hat, dauert heute noch an«, schreibt der Herausgeber der Zeitung »The Witness«, der einer von St. Johns besten Freunden war. »Ich schulde ihm unermesslichen Reichtum, und die immer enger werdende Freundschaft, die wir in den letzten Jahren genießen durften, war eine der wunderbarsten Erfahrungen meines Lebens. Wo

immer ich auch hinreise, ob nach Nordamerika oder Australien, sein Name wird überall voller Respekt genannt, aber kein Herz wird ihn mit so viel Hochachtung in Erinnerung halten wie das meine.«

»So weit es uns betrifft, wurde unser geistliches Leben größtenteils durch seinen Dienst geprägt«, schrieb ein anderer aktiver Diener Gottes.

»Deine Unterweisung hat meinen Geist so sehr angeregt, dass du mir immer anwesend zu sein scheinst, wenn ich die Bibel lese«, schrieb ihm eines seiner eigenen Kinder in den zwanziger Jahren. »Auch wenn du sterben würdest, so würdest du mir doch nie fern scheinen; ich brauche nur die Bibel aufzuschlagen, so finde ich dich darin wieder.«

Ransome Cooper schrieb über ihn: »Mr. St. Johns Dienst hat mich ausgesprochen stark geprägt. Er besuchte Liverpool, als ich dort wohnte, und sprach über den Wildesel, der herumstreift, wo es ihm passt, ungezähmt, ohne seine Lüste zu zügeln. Mit gut gewählten Worten übertrug er diese Wahrheit auf einige hundert junge Männer, die sich am Sonntagabend im Saal des C.V.J.M. drängten. Er sprach davon, wie notwendig es wäre, unsere böse Natur an die Kandare zu nehmen, die unsere neue erlöste Natur so gerne überrennen und uns in Sünde führen möchte. So bekamen wir einen Eindruck davon, wie ein gestraucheltes christliches Leben aussehen würde, wenn wir nicht durch die Kraft Gottes gezügelt würden. Ich für meinen Teil war tief beeindruckt. Etwas von dem heiligen Erschrecken bei dem Gedanken an Gottes absolute Reinheit und dem Bewusstsein der Verdorbenheit meiner eigenen bösen Natur ist mir seitdem geblieben.«

»Ich war zusammen mit ihm in der Bank, als er noch jung war«, schreibt ein anderer, »und die Erinnerung an ihn ist

noch immer lebendig. Ungläubige wie Gläubige sprachen von ihm mit dem größten Respekt, da er immer strahlend glücklich war und immer bereit, allen und jedem zu helfen. Ich kann nur sagen, dass er mehr Einfluss auf mein Leben gehabt hat als jeder andere, den ich je getroffen habe.«

»Ich schulde ihnen etwas, das ich ihnen nie zurückgeben kann – den Anlass zu meiner Bekehrung«, schrieb eine, die ihn in ihrer Mädchenzeit gut gekannt hatte. »Von ganzem Herzen danke ich Gott jedes Mal, wenn ich an Sie denke. Schon oft habe ich gedacht, wenn ich eine Tat oder Worte abwog: ›Ich kann mir nicht vorstellen, dass Harry das täte.‹ Ich weiß, dass der Herr unser Vorbild ist, doch jemand, der konsequent handelt, ist immer eine Herausforderung an uns.«

»Wir haben immer sehr bedauert, dass er nicht mehr zu uns in unser Konferenzzentrum kommen konnte, da er so gut mit den jungen Leuten umgehen konnte«, schrieb Tom Rees, der Leiter von Hildenborough Hall. »Er hatte ein ausgezeichnetes Verständnis für sie und war auf so vielen Wissensgebieten bewandert. Er konnte den einfachsten Menschen mit seinen Predigten ansprechen, und doch fand der Student, der intellektuelle Schwierigkeiten hatte, in Harold St. John einen Experten, der ihm seine Fragen auf der gleichen Denkebene beantworten konnte. Und er blieb in Bezug auf das praktische Verhalten der Christen immer auf der Erde. Er hatte keinerlei extreme oder gar fanatische Ideen. Sie waren immer kompromisslos geistlich orientiert, widersprachen aber nie dem gesunden Menschenverstand.«

»Ich persönlich schulde Mr. St. Johns Rat und Mitgefühl mehr, als ich je ausdrücken könnte«, schrieb eine spanische Missionarin. »Er war für mich wirklich ein geistlicher Vater. Ich habe nie jemanden getroffen, der Christus ähnlicher gewesen wäre als er, und viele Gläubige und andere Menschen bezeugen dasselbe.«

In seinem späteren Leben vergaß er nie die Gefühle und die Rastlosigkeit seiner Jugend. Er war weit davon entfernt, sie zu verachten, denn er sah darin etwas Unvermeidliches, aber nichtsdestotrotz Herrliches, ohne das die Welt um vieles ärmer würde. Mit viel Liebe legte er die Bedeutung des Wortes »Jugend« in einer Ansprache aus, die er über Psalm 119,9 in Wellington in Neuseeland hielt.

»Ich werde es jetzt riskieren, meine jungen Freunde wirklich ernsthaft zu verärgern, wenn ich euch jetzt sage, was das Wort Jugend bedeutet. Erstens bedeutet es hoch und nieder geworfen zu werden und gleichzeitig heißt es auch, sich sträuben und wieder glatt werden wie eine Löwenmähne. Jeremia übersetzt es mit ›laut schreien‹ und die letzte Bedeutung lautet: ›Sich auf den Boden werfen.‹ Ihr jungen Damen werdet sicher sagen: ›Das ist aber keine Beschreibung von mir. Ich werfe mich nie auf den Boden.‹ O, ihr tut es immer wieder – ich weiß genau, was ich sage, denn ich spreche nicht zu Babys oder Kleinkindern, sondern zu der Sorte von Leuten, die in diesen Versen hier angesprochen werden, die, die von der Kindheit zur Reife gelangen. Ihr werdet sicherlich als körperlichen Ausdruck so etwas verachten, aber euer ganzes Leben ist ein einziges Fragezeichen. Ihr seid so rastlos, wie die Jugend immer sein wird, stellt alles in Frage, was ihr auch hört. Das ist das wunderbare Kennzeichen und Vorrecht der Jugend, ja, ihre eigentliche Herrlichkeit. Die Jugend ist sehr gut mit dem Wort ›Vulkanalter‹ beschrieben worden, denn was ist ein Vulkan anderes als der Protest der innersten Kräfte der Erde gegen die Kräfte, die sie binden? Und wenn die Kräfte dann einmal über die Erdoberfläche fließen, dann weiß man, dass der Protest nur an die Oberfläche gekommen ist. Das ist die höchste Herrlichkeit der Jugend, gegen vieles zu protestieren, und es könnte sein, dass der Tag kommt, an dem ihr zynisch werdet und zu faul seid, noch gegen irgendetwas Protest einzulegen. Erhaltet euch eure Jugend und die Tage

eurer jugendlichen Unberührtheit, all diese herrlichen Tage, in denen ihr nicht viel wisst, aber denkt, dass ihr alles wisst. Die Tage, an denen ihr keine Farbtöne auf der Palette habt, und noch keine Farben auf der Leinwand, sind sehr gut, und das Leben auch. Wo wird die Jugend einen Lebensweg finden, der für sie von vornherein transparent scheint?«

»Der geschickte Führer richtet die Augen seiner Truppe zuerst auf einen strahlenden Berggipfel, und dann, wenn er so die Aufmerksamkeit und Hingabe seiner Truppe erreicht hat, trainiert er sie in der praktischen, etwas ermüdenden Klettertechnik.« So bewegte Harold St. John mit feierlichen Aufrufen die Herzen seiner jungen Zuhörer und weckte in ihnen den Wunsch nach einer völligen Hingabe, aber er ließ sie nie in einem Gefühl der Hoffnungslosigkeit oder der besiegten Ohnmacht zurück. Kurz oder ausführlicher, so wie es gerade seine Zeit erlaubte, stellte er die täglichen, praktischen Gewohnheiten dar, durch die das Versprechen ihrer Hingabe eingehalten werden konnte: Richtige Zeiteinteilung, den Nutzen der Entspannung, regelmäßige Teilnahme am Gemeindeleben, planmäßiges Geben für das Werk des Herrn, Sorgfalt im Reden, Selbstdisziplin, Ehrfurcht vor dem Rat älterer Leute, und, was ihm am wichtigsten war, die Gewohnheit des Gebets und Bibelstudienmethoden, aber über dieses letzte Thema waren seine Ausführungen so reichhaltig, dass wir ihnen ein eigenes Kapitel widmen wollen.

An wie vielen Orten erscholl sein Ruf zu vollkommener Hingabe und wurde in den Herzen der jungen Zuhörer aufgenommen, nachdem er ihre Aufmerksamkeit zuvor durch eine Anekdote gewonnen hatte. Der folgende Abschnitt ist typisch dafür, wie er oft seine Ansprachen beendete.

»Ich kann mich daran erinnern, dass ich vor vielen Jahren einmal in England in der Nähe eines großen Hauses war, in dem

der Erbe, dessen Name Arthur Scott war, seine Volljährigkeit feierte. Sein Vater gab zu diesem Anlass ein großes Fest. Unter seinen Verwandten war ein alter Onkel und der junge Mann erwartete von ihm ein großzügiges Geschenk. Nun, der Onkel fuhr mit seinem Wagen vor und sagte, er könne an dem Fest leider nicht teilnehmen, aber er würde gerne zwei Umschläge für seinen Neffen hinterlassen. ›Einen‹, sagte er zu seinem Neffen, ›darfst du gleich öffnen, den anderen sollst du öffnen, wenn du alleine bist, bevor du heute Abend ins Bett gehst.‹ Der junge Mann öffnete den ersten Umschlag und war sehr erfreut über einen großzügigen Scheck. Seine Finger zuckten, auch den zweiten zu öffnen, aber er war anständig genug, ihn noch in Ruhe zu lassen. So steckte er ihn in seine Tasche, und als er dann spät in der Nacht in der Stille seines Zimmers das Siegel aufbrach, war zu seiner großen Überraschung nichts darin als ein kleiner Zettel, auf dem stand: ›Das Leben ist für mich …‹ und danach eine Linie. Der junge Arthur, den ich später sehr gut kennen lernte, stand da und starrte das Stück Papier an. Er kannte die Bibel kaum, aber ich zweifle nicht daran, dass er durch den Heiligen Geist daran erinnert wurde, dass es an einer Stelle in der Bibel heißt: ›Das Leben ist für mich Christus.‹ Er fragte sich nun: ›Warum hat mein Onkel diesen Vers nur halb aufgeschrieben?‹ Mit einem Mal erkannte er, dass dies eine Herausforderung war, über sein eigenes Leben nachzudenken, weil die meisten Menschen nur den ersten Teil des Verses für sich in Anspruch nehmen können, aber der ganze Vers ist nur auf wenige Menschen anwendbar. ›Das Leben ist für mich‹, wirst du vielleicht sagen, der du heute Abend hier sitzt, ›ist‹ – was? ›im Geschäft weiterkommen‹. ›Das Leben ist für mich‹, sagt ein anderer junger Mann, ›Mary Jane zu heiraten.‹ ›Das Leben ist für mich, einmal für eine Fußballmannschaft ausgewählt zu werden und mein Bild in der Zeitung zu sehen.‹ Und so geht es immer weiter. Was ist das Leben für mich? Sind das denn die einzigen Antworten, die ihr geben könnt? Habt ihr denn nichts Besseres?«

»Ja, da ist dieser kleine Jude, sitzt im Gefängnis, körperlich schwach und mit einer verachteten Botschaft auf der Zunge, zerschlagen und verwundet, und hat für seinen Heiland willig dreißig Jahre Leiden ertragen. Und mit einer schweren Eisenfessel am Handgelenk schreibt er unter Schmerzen langsam die Worte: ›Das Leben ist für mich Christus.‹«

»Soll das bei euch auch so sein? Ihr wisst, dass es nur ein kleiner Schritt von der Verlorenheit zur Rettung ist. Jeder sollte sich zuerst mit dieser Frage beschäftigen, ob er in den Himmel oder in die Hölle will. Aber wenn diese Frage schon entschieden ist, dann kommt die zweite Frage, der du dich nicht entziehen kannst. Die Frage lautet nun nicht mehr ›Himmel oder Hölle?‹, sondern ›Himmel oder Erde?‹ Lebst du für Zeitliches und willst du dann Jesus deine Armut bringen oder willst du einfach voller Vertrauen sagen: ›Lieber Herr Jesus, ich bin mit dir gestorben, und ich will nun das suchen, was droben ist, daran will ich mein Herz hängen‹? Wenn du das tust, so wirst du erleben, dass dein ganzes Leben von himmlischen Quellen gespeist wird, und Christus, dein Leben, wird dir näher sein als deine Hände und deine Füße, sogar näher als dein eigener Atem.«

Wenn er die jungen Leute so angesprochen hatte, machte er immer durch Grundsätze und Beispiele deutlich, dass solch ein Akt der Hingabe sich in jeder Stunde des folgenden Lebens eines Menschen auswirken müsse. Und er ermahnte seine jungen Leute, auf die Verwendung ihrer Zeit zu achten und darin Disziplin zu üben. »Wir bringen immer die absurde Entschuldigung vor, wir hätten keine Zeit, die Bibel zu lesen oder zu beten«, rief er einmal aus, und schlug dabei, wie er es öfter tat, mit der Faust auf das Rednerpult. »Mein lieber junger Freund, du hast alle Zeit, die es nur gibt. Unser Heiland sagte einmal, dass der Tag zwölf Stunden hat, und du willst mir erzählen, du habest keine Zeit fürs Bibellesen und Be-

ten?! Merke dir, zwölf Stunden sind eine lange Zeit und du kannst in zwölf Stunden all das erledigen, was dir dein Herr aufgetragen hat. Und wenn Er dir sagt, dass du beten sollst, so hat er dir dazu genug Zeit gegeben. Zwölf Stunden am Tag, sagst du, sind aber andererseits viel zu wenig, so dass ich kaum zu etwas komme. Zwölf Stunden! Genug, um all das zu tun, was Gott dir aufgetragen hat. Zwölf Stunden! Keine Zeit, irgendetwas zu tun, was dein Herr dir nicht aufgetragen hat. Ich bin nicht sehr beunruhigt, wenn du einmal nicht zum Frühstücken kommst. Ich werde mich auch nicht gerade sehr aufregen, wenn du dein Mittagessen verpasst, aber mir bricht das Herz, wenn ich annehmen muss, dass du keine Zeit hast, deine Bibel zu lesen, göttlichen Gedanken nachzugehen und dem Herrn zu dienen.«

Sein Bewusstsein, dass wir Verwalter unserer Zeit sind, machte ihn sehr besorgt um die Freizeit der jungen Menschen. Sie sammelten sich um ihn, um seine Meinung zu den sogenannten »Weltlichkeiten« zu hören. »Was ist Schlechtes daran?«, fragten sie, aber eine solche Frage beantwortete er nie, da er sich nie gerne mit etwas Negativem beschäftigte. In ihm hatte alles seine positive Ausrichtung, und so konterte er mit der Gegenfrage: »Was ist Gutes daran?« »Junge Männer«, erzählte er, »fragen mich oft um Rat, ob eine bestimmte Gewohnheit erlaubt ist, und junge Mädchen schreiben mir manchmal wegen moderner Dinge, bei denen sie sich unwohl fühlen. Ich frage sie: ›Warum tust du das?‹ und wenn die Antwort lautet, ›weil ich Lust dazu habe‹ oder ›weil die anderen Mädchen es auch tun‹, dann sollte ich sie immer danach fragen, ob ›dazu habe ich Lust‹ denn je ein biblischer Maßstab für das Handeln der Gläubigen gewesen ist. Und ich muss sie fragen, ob sie der Welt ein Kompliment dadurch machen sollten, dass sie sie und ihre Anhänger nachäffen. Diese Dinge sind furchtbar einfach. Wenn dir der Herr etwas ans Herz gelegt hat, dass du es zu Seiner Ehre tun sollst, dann verfolge

es mit Energie und vollem Einsatz, wenn nicht, dann lass es, bis Er dir in diese Richtung eine Weisung gibt.«

Doch war das ein Thema, das er so gut wie nie anschnitt, und er sprach nie ausführlicher darüber, wenn er nicht gefragt wurde. Er legte nie ein Gesetz auf, aber wenn er herausgefordert wurde, stellte er mit viel Humor Fragen, die jedes Gewissen selbstständig vor Gott beantworten musste. Er erzählte einmal, wie er über das Gelände einer amerikanischen Bibelschule ging und eine Gruppe von etwa fünfzehn jungen Leuten bemerkte, die sich unter einem Baum versammelt hatten und anscheinend sehr heftig über ein Thema stritten. »Eine von ihnen, ein lockiges blondes Ding von etwa sechzehn Jahren, sah mich und rief mich herüber. Sie hätten ein großes Problem und sie fragte: ›Mr. St. John, sind sie der Meinung, dass ein junger Christ tanzen gehen darf?‹ Ich antwortete: ›Erst einmal bin ich ganz froh, dass du *junger Christ* gesagt hast. Ein alter Christ wird gar kein Verlangen nach Tanzen haben, weil seine Knochen zu steif sind. Aber du hast mir eine sehr schwere Frage gestellt, und es fällt mir schwer, darauf eine Antwort zu geben. Wenn du mich etwas Einfaches gefragt hättest, etwa die Bedeutung der Räder oder der Flügel der Seraphim bei Hesekiel, so hätte ich dir sofort antworten können, aber zu solch einer tiefgründigen Frage wie deiner habe ich leider keine Antwort.‹

Ich blickte in fünfzehn enttäuschte Gesichter. ›Aber ich werde euch sagen, was ich für euch tun kann. Ich werde euch helfen, eure Frage selbst zu beantworten, jeder für sich persönlich.‹ Ich zog ein Stück Papier heraus, zog eine Linie und über die Mitte der Linie malte ich ein Kreuz. Links von dem Kreuz schrieb ich: ›v. Chr.‹, rechts ›n. Chr.‹. ›Nun‹, sagte ich, ›werde ich auf die linke Seite alles das schreiben, was zu einem Leben ohne Christus passt, und auf die rechte Seite das, was für euch jetzt richtig ist, nachdem ihr Christus angenommen habt. Ich sage euch

nun ein paar Beschäftigungen, und ihr hebt die rechte oder die linke Hand, um anzuzeigen, wo ich es hinschreiben soll.‹ Ich nannte nun einige Dinge in schneller Reihenfolge, wie etwa Fitnesstraining, Gebetsversammlungen und anderes mehr. Etwa an zwölfter Stelle nannte ich das Tanzen und alle hoben die linke Hand. Als ihnen diese Frage so plötzlich gestellt wurde, wussten alle instinktiv, was richtig war.«

»Und ich wage zu behaupten«, fuhr Harold St. John fort, als er diese Begebenheit erzählt hatte, »dass, wenn Ihnen etwas Fragwürdiges begegnet, Sie es fast immer durch die Frage lösen können, ob es ›vor Christus‹ oder ›nach Christus‹ einzuordnen ist. Entspricht das, was ich tun will, wirklich Christus? Kann Er es wohlwollend mit ansehen? Können Sie Seinen Segen dafür erbitten? Wenn nicht, dann sollten Sie nicht wagen, so etwas doch zu tun. Es gibt tief ausgeprägte Instinkte, die Gott in unser Christenleben hineingelegt hat, und es tut uns nie gut, ihnen zuwider zu handeln. Es ist unsere Aufgabe, von dieser Welt abgesondert zu leben. Ich werde Ihnen jetzt keine enge oder weite Definition dafür geben. Sie dürfen die schönen Dinge des Lebens genießen und Jesus hat niemandem je etwas Gutes weggenommen. Er nahm nur die Dinge, die uns verderben, die uns zerstören, die niedrig und gemein sind, aber Er hat nie etwas genommen, das Seinen Namen ehren oder erheben würde.«

Das mag eng klingen, gemessen an modernen Maßstäben, aber es ist eine Enge, die aus einem Herzen kam, das vom Herrn ergriffen war, das erfasst hatte, was die Breite und Länge und Höhe und Tiefe ist, und das nichts daneben begehrte. Sein Maßstab war eine uneingeschränkte, einfältige Hingabe an Christus in jedem Lebensbereich. Das war einfach, weil es keine Ausnahme erlaubte und keinerlei Zugeständnisse machte, und Hunderte junger Leute hörten den Ruf und wandten diesen Maßstab auf ihr Leben an.

Was riet er nun den jungen Männern und Frauen, mit ihrer freien Zeit zu tun? Er riet ihnen, dass sie ein normales, gesundes Leben führen und jede Beschäftigung genießen sollten, bei der Christus mit anwesend sein könnte und jede zu meiden, bei der Er unerwünscht wäre. Er glaubte, dass Gemeinschaft untereinander sehr hilfreich sein könne, aber er verachtete die Stunden, die Christen mit nutzlosem Geschwätz zubringen. »Seht in eurem Gemeindeleben zu«, bat er, »dass ihr geistliche Freundschaften und nicht einfach Freundschaften um der Freundschaft willen pflegt. Solche Freundschaften können nämlich ein Fluch für die christliche Gemeinde werden, geistliche dagegen sind eine unvermischte Herrlichkeit und bringen viel Segen. Ich meine damit Folgendes: Wenn ihr jungen Frauen einander besucht, dann nehmt ein Neues Testament mit, und wenn ihr euch die Neuigkeiten über Mrs. Jones Baby oder Fräulein Smiths Angelegenheiten erzählt habt, dann holt das Neue Testament aus der Tasche und sagt: ›Ich habe heute morgen ein wunderbares Wort gelesen, das ich dir gerne vorlesen möchte.‹ Dann könnt ihr zusammen beten, und wenn du nach Hause gehst, wirst du Segen in deinen Spuren hinterlassen haben. Und wenn ihr jungen Männer euch abends trefft, dann setzt euch über der Schrift zusammen. Ich kann mich noch an die Zeit erinnern, als ich noch zu Hause wohnte, und uns oft Diener des Herrn besuchen kamen. Es war uns immer eine große Freude, wenn sie nach dem Essen ihre Bibel aufschlugen und uns etwa zehn Minuten ausgesuchte Unterweisung zukommen ließen. Ich kann mich noch gut daran erinnern, dass wir uns, als wir noch jung waren, zu etwa zwanzig oder dreißig Leuten für etwa eine Woche in einem ruhigen Dorf trafen und von morgens neun bis zwölf die Bibel miteinander lasen, und abends gingen wir hinaus, um auf der Straße zu predigen. Nachmittags trieben wir Sport, um fit zu bleiben. Ich werde nie die Freude vergessen, mit der wir die goldenen Felder der Heiligen Schrift erforschten.«

Ein anderes Mal sagte er: »Ich kann mich noch gut daran erinnern, als ich gerade eben gerettet war, dass ich mit einem anderen jungen Mann, der ein wenig älter war als ich selbst, auf eine Wanderung ging. Was mich an diesem Mann faszinierte, war, dass er, sobald wir irgendein abgelegenes Dorf erreichten, sich auf den Weg machte und nach Gläubigen suchte. Ich werde nie die Freude vergessen, die ich an der Gemeinschaft mit diesem jungen Mann hatte, dessen erstes Anliegen es war, in einem Ort, in den er kam, Gottes Leute ausfindig zu machen.«

Für ihn war ein Christ ein Nasiräer – abgesondert, ein Wettkämpfer, der unbelastet in den Kampf geht, und genauso, wie er seine jungen Zuhörer aufforderte, alle Freizeitbeschäftigungen zu meiden, die sie nicht mit ihrem Meister teilen konnten, so drängte er sie, mit leichtem Gepäck zu reisen, und sich vor den Ablenkungen wachsender irdischer Besitztümer in Acht zu nehmen. Er war eine einsame Stimme in unserer Zeit des wachsenden Wohlstandes und des Materialismus, und es war typisch für ihn, dass er sich immer auf Reisen um die halbe Welt aufmachte, ohne mehr mitzunehmen, als er mit seinen beiden Händen tragen konnte. Selbstverleugnung, Zufriedenheit und Einfachheit der Mittel hielt er für wesentlich bei einem Mann Gottes.

»Wesley fing mit 30 Pfund im Jahr an«, sagte er einmal, »und er entschied, dass der Herr 2 Pfund davon haben sollte und John Wesley 28 Pfund. Im nächsten Jahr sagte sein Meister zu ihm. ›John, du warst ein guter Diener, ich werde dein Gehalt verdoppeln.‹ Wunderbar, das machte 32 Pfund für den Herrn. Im nächsten Jahr berichtet sein Tagebuch, bekam er 120 Pfund, immer noch 28 Pfund für John Wesley und 92 Pfund für den Herrn. Und so lebte John Wesley. Nun, sagt Paulus, ich habe ein gutes Recht, mit meinem Geld und meiner Familie zu tun, was ich möchte, es soll mir deswegen niemand Vorwürfe machen dürfen, aber sobald ich beides empfangen habe, gebe ich es dem Herrn hin.«

Und immer, wenn er eine Gruppe junger Leute sah, stand ihm die Not des Missionsfeldes und des Herrn letztes Gebot, die Welt zu evangelisieren, vor Augen. Allerdings war er keiner von denen, die leichtfertig Kandidaten auf das Feld hinausdrängen oder die Gefühle junger Leute ausnutzen. »Welche Haltung hast du angesichts der Wiederkunft des Herrn in Bezug auf diesen gewaltigen und so außerordentlich wichtigen Dienst?«, fragte er. »Ihr jungen Männer und Frauen, denkt sorgfältig und ausführlich über dieses Thema nach, und versteht, womit unsere Missionare zu kämpfen haben. Achtet ihr darauf, regelmäßig zu beten? Wenn ihr das tut, so werdet ihr sicher bald nach einer der gedruckten Gebetslisten greifen, die die Missionsgesellschaften herausgeben, und ihr werdet ernsthafte Fürbitte halten. Und dann kann es sein, dass sich Gebete und euer Interesse zu einer dritten Sache mischen – aufopferndes Geben, Geben, das wirklich etwas kostet und Selbstverleugnung bedeutet: Vielleicht heißt das, ein Kleid doppelt so lange wie sonst üblich zu tragen, oder es bedeutet, etwas aufzuopfern, an das wir uns vielleicht gewöhnt haben, aber alles, was für Christus ein köstlicher Geruch sein soll, muss uns etwas gekostet haben – die Selbstverleugnung, die sich der Dinge beraubt, auf die man eigentlich ein Recht hat, damit es uns um Christi willen möglich ist, für die zu sorgen, die Ihn vertreten und um Seinetwillen im Dienst des Evangeliums stehen. Und wenn wir durch Seine Hilfe gelernt haben, die Bibel zu studieren, zu beten und zu geben, dann mag es sein, dass Er Seine Hand ausstreckt und uns auswählt, damit wir als Missionare hinaus auf das Feld gehen. Aber vergesst nicht, dass es sehr unwahrscheinlich ist, dass Er dich auswählt, ehe du nicht auch das letzte Milligramm deiner Liebe und Hingabe in Seinen Dienst gestellt hast.«

»Hat der Bewerber das Missionsfeld mit seinem Gebet und seinen Gaben unterstützt? Hat er sich vorher eingehend damit beschäftigt? War er in seiner eigenen Umgebung ein Missio-

nar?« Und selbst, wenn er in dieser Hinsicht befriedigt war, fürchtete er doch noch wegen der Erfahrungen, die er auf dem Missionsfeld gemacht hatte, die Konsequenzen der Unreife. »Die Priester wurden nicht vor dem dreißigsten Lebensjahr in den Dienst gestellt, weil sie Christus in Seinem höchsten Dienst für Gott und für die Menschen repräsentierten. (Man vergleiche mit 4. Mose 4: dort kommt der Ausdruck ›von dreißig Jahren an und darüber' siebenmal vor, und von Christus heißt es: ›Und er selbst, Jesus, war ungefähr dreißig Jahre alt, als er auftrat.‹) Die Kirche hat solche Bestimmungen der Schrift oft missachtet und so ist das Anliegen Christi durch unseren Eigenwillen oft geschädigt worden. ›Kein Neuling‹ (wörtlich: keine neu eingepflanzte Seele), sagt das inspirierte Wort. Und doch bestehen wir darauf, unerprobte, ungelehrte junge Männer und Frauen auf das Missionsfeld hinauszusenden, damit sie das Schicksal der jungen Kirchen lenken. Ist es ein Wunder, dass der Fortschritt sich nur schwankend und langsam vollzieht?

»In 4. Mose 1,5-6 wird ein ganz anderes Bild von denen gegeben, die für den Dienst auserwählt sind, und jede dieser fünf Beschreibungen zeigt uns eine andere Eigenschaft, die für die Leitung in der Kirche maßgeblich ist:

- Sie sollten Mose als Männer beistehen, die von menschlichen Einflüssen unabhängig sind, und deren Augen fest auf Christus, den Mittler gerichtet sind (V. 5).

- Ihre Namen sind bekannt, wörtlich: ›die Aufgerufenen‹, gerufen die Angelegenheiten der Gemeinde zu führen, weil es allgemein bekannt ist, dass sie Männer von geistlichem Urteil sind (V. 16)

- Sie sind Fürsten. Im Hebräischen hat das Wort den gleichen Stamm wie ›erhoben‹, und das hebt sie aus der Menge des einfachen Volkes heraus.

- als Häupter über Tausendschaften sind sie es gewohnt, zu befehlen (V. 16).

- Sie waren mit Namen bezeichnet (V. 17). Dieser Ausdruck bedeutet wörtlich: ›Die, deren Namen durchstochen oder durchstoßen sind.‹ In alter Zeit wurden Pergamentrollen aufbewahrt, auf denen die Namen aller Bürger und Landbesitzer geschrieben standen. Wenn es darum ging, Bürgermeister auszuwählen, so nahm der König die Liste, sah sie durch und stach mit einem Pfriem Löcher in das Pergament neben die Namen derer, die für das Amt geeignet schienen.«

Viele junge Männer und Frauen kamen zu ihm, um ihn um Rat zu fragen und mit ihm zu beten, und einige wurden bei der Absolutheit seiner Ansprüche unsicher. Waren sie bereit, eine Ehe der Arbeit unterzuordnen, oder dazu, eine Heirat zurückzustellen, wenn sie ihnen im Weg stünde, ihrem Ruf zu folgen oder ihre Brauchbarkeit für den Herrn einschränken würde? Und wenn sie nicht dazu bereit waren, hatten sie überhaupt einen Ruf empfangen? Ich habe in den letzten vierzig Jahren viel mit jungen Missionaren zu tun gehabt, sagte er gegen Ende seines Lebens. »Ich bin mir sicher, dass die Frage der Eheschließung, wenn sie mehr nach dem eigenen Verlangen als nach dem Willen des Herrn gehandhabt wurde, das Zeugnis unzähliger Missionare geschwächt und behindert hat. Man hat das Gefühl, dass es ungeheuer schön wäre, jemanden zu haben, der einen tröstet, wenn man deprimiert ist, und oft stürzen sie sich unüberlegt in eine Ehe. Als Nächstes entdecken sie dann, dass ihre Effektivität herabgesetzt ist, und sie nicht mehr so reisen können, wie es nötig wäre, und dass ihnen mit einem Mal sehr enge Grenzen gesetzt sind. Aber wenn dich der Herr je in einen vollzeitlichen christlichen Dienst rufen sollte, so versuche zuerst herauszufinden, ob das Werk des Herrn besser in dem einen oder in dem anderen Stand gefördert werden wür-

de, und überlege nicht zuerst, was du dir selber diesbezüglich wünschst, oder was für deinen zukünftigen Lebenspartner am besten sein könnte.«

Wenn er sich jedoch ihres Eifers für das Werk des Herrn, ihrer Reife und Hingabe sicher war, dann entwickelte er vor ihren Augen Theorien, die staatsmännisch anmuteten, über ihre Bestimmung. »Unser Herr ist ein sehr sorgfältiger Architekt«, sagte er einmal. »Er ist ein weitsichtiger General. Können wir ganz sicher sein, dass unsere Auslandsheere und unsere Heimatzentralen so zusammenarbeiten, wie Er es sich wünschen würde?« Als der Historiker Gibbon versuchte, den Erfolg des frühen Christentums zu erklären, fand er folgende fünf Merkmale ihrer Arbeit:

Sie lebten einfach und hatten einen sicheren Glauben an Gott und an Wunder.

- Sie hatten eine strenge, reine Moral.
- Sie waren eine Einheit und liebten sich gegenseitig.
- Sie arbeiteten mit Feuereifer für Gott und die Menschen.
- Wenn sie neue Arbeiten planten, gingen sie generalstabsmäßig vor.

Schauen wir uns nun die frühen Zeugnisse an:

- Christus liebte die Welt und hörte das Schreien ihrer Millionen, aber Er beschränkte Seinen Dienst auf eine winzige römische Provinz und hatte insgesamt nicht mehr als etwa fünfhundert Anhänger.
- Die zwölf Apostel begannen ihre Arbeit von einem Zen-

trum aus, und erweiterten sie allmählich, sowie die Gemeinden größer wurden.

- Paulus, der Pionier, folgte sorgfältig dem Plan, entlang der großen Römerstraßen Gemeinden zu gründen, und plante auch mit ein, dass er die Menschen, unter denen er gearbeitet hatte, regelmäßig besuchen konnte.

- Der Herr sandte, nachdem er verherrlicht worden war, Briefe an sieben Gemeinden in Kleinasien, und wir können sehen, dass die genannten Städte alle in Hauptorten an einer wichtigen kaiserlichen Heerstraße gelegen waren.

»Sicherlich können wir sehr viel aus diesen Tatsachen lernen, und in der wenigen Zeit, die uns noch zur Verfügung stehen mag, lasst uns vorwärts schauen und weise, gut und fest bauen.«

So sehr er sich um die Qualitäten der jungen Leute sorgte, die er hinaussandte, und sie drängte, die Kosten auf das sorgfältigste zu überschlagen, wurde er doch gelegentlich von seiner Sicht der Dinge mitgerissen, und gebrauchte alle seine Redekünste, um die Not des Missionsfeldes darzulegen, und die Herzen seiner Zuhörer zu bewegen, die Herausforderung anzunehmen. Einen Artikel in der Zeitschrift »The Bible Scholar« schloss er mit der folgenden Anekdote:

»Zwei Bibelworte sollen dazu dienen, meine Gedanken auszudrücken. ›Die Kinder Israel seufzten‹ und ›Mose hütete die Herde seines Schwiegervaters‹. Wir sind von einer seufzenden Welt umgeben und Millionen sehnen sich nach dem Licht, das nur wir ihnen bringen können. Es ist wahr, dass einige die Herde zu Hause hüten müssen. Schafzucht ist eine wunderbare Aufgabe, aber nicht für einen Mann wie Mose. Im Ge-

schäft Erfolg zu haben, in einem Beruf etwas zu leisten ist gut und schön, aber ist das der Wille Christi für dich?

Ich kann mich daran erinnern, einmal von einer Krankenschwester in Japan gehört zu haben, die ein Erlebnis in der Kinderstation in ihrem Krankenhaus hatte. Wie fast alle Missionseinrichtungen war auch dieses Krankenhaus mit Mitarbeitern fürchterlich unterbesetzt, und sie kämpfte mit der Arbeit von vier Krankenschwestern. Als sie die Station hinunterging, hörte sie einen kleinen, gelbhäutigen Jungen von acht Jahren stöhnen und schreien: ›Schwester, es ist so dunkel, so furchtbar dunkel.‹ Sie wollte gerne alles stehen und liegen lassen und sich während der wenigen Stunden, die ihm noch blieben, zu ihm setzen, doch das war unmöglich. Sie konnte nur für einen Augenblick zu ihm gehen, einige Worte über den guten Hirten flüstern und musste dann zu anderen Kranken eilen. Siehst du, dieser kleine japanische Junge seufzte, während eine christliche Schwester zu Hause ihre Herde hütete.

Eine Stunde später kam sie wieder an dem Bett des Jungen vorbei und hörte den leisen, angsterfüllten Ruf: ›Schwester, es ist so dunkel, furchtbar dunkel!‹ Wieder konnte sie ihm nur ein Trostwort zuflüstern und musste dann anderen Rufen folgen. Siehst du, der kleine japanische Junge seufzte, während eine christliche Schwester zu Hause ihre Herde hütete. Als sie zum dritten Mal an dem Bettchen vorbeikam, ging sie hinüber und als das Kind in die Ewigkeit hinübertrat, murmelte es ›dunkel, dunkel‹. Siehst du, so starb der kleine japanische Junge, und die christliche Schwester hütete zu Hause ihre Herde.

Bist du vielleicht solch eine Krankenschwester?«

Und viele seiner Briefe folgten den jungen Missionaren an die vielen dunklen und einsamen Orte der Erde, um sie wieder

aufzumuntern. Ohne Banalitäten oder leeres Geschwätz sprach er ihr Herz an und seine Worte trafen immer ins Schwarze, wohlgewählte Worte voller Anteilnahme, die die Menschen wieder in das Licht Gottes stellten.

»Gott erhalte dich«, schrieb er einem Missionar, der auf einer isolierten, entmutigenden Station arbeitete, »und mache dich wie die Arche Noahs, innen und außen verpicht, unangreifbar durch die feuchten Nebel oder die mörderische Anstrengung des Weges, und Er mache dich wie die goldene Bundeslade, über der die Flügel Gottes ausgebreitet waren, und in der das Gesetz Seiner Liebe verborgen lag.«

An einen anderen schrieb er, von dem er annahm, dass er sich überarbeitete und sein geistliches Leben vernachlässige: »Ich sehe die Anweisungen für die Priesterkleidung in Hesekiel 42,13.14. Um am Heiligtum Anteil zu haben, kleiden sich die Priester in reines weißes Leinen, um hineinzugehen. Um aber hinauszugehen, tragen sie normale Kleider, um den normalen Menschen zu begegnen. Sie erklettern mit Gott zusammen Höhen, und wissen, dass es viel Mühe wert ist, Seine Gegenwart zu erreichen. Und in Kapitel 44,17-19 erlauben sie sich keine Eile oder Hetze, auch keinen Schweiß, und sie gürten sich nicht mit Wolle. (Siehe 5. Mose 22,11 – keine Vermischung weltlicher Bequemlichkeit mit der Gerechtigkeit der Heiligen).

Es muss im Leben eines Heiligen immer zwei Höfe geben, den äußeren, wo wir uns mit unseren Pflichten beschäftigen, und den inneren, in dem wir Psalm 27,4 genießen.«

Einem, die darüber traurig war, dass die Regierung ihre Arbeit durch Gesetze einschränkte, schrieb er: »Wenn wir auf die Regierung und ihre Machenschaften schauen, dann könnten wir bitter werden. Wenn wir aber nur auf Gottes Hände

schauen, dann werden unsere Herzen still und ruhig, und wir erinnern uns daran, dass der große Hirte sehr wohl an unserer Herde weiterarbeiten kann, wenn wir an eine andere Stelle in Gottes Werkstatt berufen werden.«

An einen, der in dunklen Zweifeln versank, schrieb er: »Welch eine Ruhe ist es doch, in dieser unsicheren Welt Sicherheiten zu haben: ICH WEISS, WIR WISSEN, DU WEISST (2. Tim. 1,12; Röm. 8,22; 1. Joh. 2,20.21), und weil wir wissen, können wir beten: ›Herr, begleite mich an das andere Ufer der Dunkelheit‹, oder, wenn wir noch vor der Dunkelheit stehen: ›Begleite mich in das Dunkel, wo Gott wohnt‹ (2. Mose 20,21). Es ist keine leere oder verlassene Dunkelheit, denn Er ist da!«

Einem, der sich wegen der politischen Entwicklung Sorgen machte, schrieb er: »Wenn die Völker nur wüssten, dass Gott Seinen Sohn zu Zion eingesetzt hat, und dass Sein prophetischer Zeitplan schon fertig ist, und dass er pünktlich wie eine Uhr auch ausgeführt werden wird! Ich denke gerne daran, wie Christus auf dem Ölberg steht und Seine Pläne für Europa bekannt gibt, und ich weiß, dass Sein Wort bleiben wird, sollten auch Himmel und Erde vergehen.«

An einen, der eine Entscheidung vor sich hatte: »Ich bin sehr tief und freudig um dich besorgt. Die Wegscheide für die Zukunft liegt vor dir und du musst dich in Kürze entscheiden. Bis dahin halte deinen Geist für die Wahrheit offen, so wie sie dir offenbart wird, und dein Herz halte offen, um den Ansprüchen gerecht zu werden, die die Liebe an dich stellt, und deine Hand halte offen zum Opfer und zum Dienst.«

An eine seiner Töchter im Ausland: »Ich habe deine Enttäuschungen in deinem Dienst von Herzen mitgetragen, diese offensichtlichen Triumphe Satans: den Fehltritt von M., die Sünde von R. und H.s Wechselhaftigkeit. Alle haben mich tief

betroffen gemacht, aber ich versuche, sie im Licht von Psalm 90,4 zu sehen. Unsere tausend Jahre der Tränen, der Geduld und der Mühe sehe ich wie eine Stunde, oder denke dir die Zeitrechnung von Petrus hinzu: Einen unserer Tage auseinander gezogen zu Jahrhunderten des Segens oder auch zum Gegenteil: Hagar kam in das Zelt Abrahams und heute stehen dreihundert Millionen Moslems in enggeschlossenen Reihen, um gegen Gott zu kämpfen, weil ein einziger Mann sich einen Augenblick der Schwäche gestattete. Aber danke Gott dafür, dass das nur eine Hälfte der Wahrheit ist. Jesus arbeitete nur wenige Minuten auf der Straße nach Damaskus an Saulus von Tarsus, und schon strömte dem Fluss Gottes ein neuer breiter Bach zu und behielt doch seine wunderbare Farbe, wie die blaue Rhône, die sich mit der schmutzigen Arve vermischt. Arbeite weiter und halte deinen lieben, blonden Kopf über Wasser. Du wirst ernten, wenn du durchhältst.«

An einen seiner Söhne: »Der Herr erhalte dir deine Kraft, Er mache dich aufrecht und lasse dich am Ruheort bleiben. Das Kreuz ist ein Ruheort für Sünde, das Grab für das eigensinnige Ich, und der Thron, wo wir unsere Ängste zum Schweigen bringen.«

Manchmal schrieb er auch etwas weniger Ernstes, wie etwa den kleinen Zettel, den er zu einem kleinen Petroleumofen steckte, den er seiner Tochter schickte, die den Winter oben in den kalten marokkanischen Bergen verbrachte:

»Ihre Hand öffnet sie dem Elenden und streckt ihre Hände dem Armen entgegen. Mit ihrem neuen Ofen fürchtet sie den Schnee nicht« (Sprüche 31,20.21).

Kapitel 9

Der Reisende in Sachen Gottes

»Wo immer Gott hingeht, lässt Er einen Segen zurück. Wie viele von uns lassen überhaupt nichts oder sogar Fluch und Verderben zurück! Aber jedes Mal, mit Ehrfurcht gesprochen, wenn Gott spazieren geht, dann hinterlässt Er Seinen Segen« (Kommentar zu dem Vers »Deine Spuren triefen von Fett«).

Als Verkündiger des Wortes Gottes verbrachte Harold St. John etwa vierzig Jahre fast nur mit Reisen. Sein Dienst erstreckte sich über Nord- und Südamerika, die Westindischen Inseln, Europa, Nord- und Südafrika, Palästina, Australien und Neuseeland, und wo immer er hinkam, bezeugten Männer, Frauen und Kinder, dass er einen Segen zurückließ.

»Sein Einfluss auf Menschen ist sehr groß«, schrieb einer, der oft mit ihm zusammen im Dienst stand. »Auf meinen Reisen habe ich viele Männer getroffen, die Führer unter dem Volk Gottes sind, und deren Leben von ihm in einem entscheidenden Augenblick geprägt wurde. Ich habe mich mit solchen Männern wie Walter Munro und Don Parker in New York über ihn unterhalten. Beide sind geistliche Führer und wurden von ihm beeinflusst, als er in den zwanziger Jahren regelmäßig die USA besuchte. Dann entdeckte ich, dass H.C. Hewlett aus Palmerston in Neuseeland auch einer von denen ist, die von Harold St. John sehr stark angesprochen und geprägt worden sind, als er 1934 und dann wieder 1937 Neuseeland besuchte. Er erzählte mir, dass man in Neuseeland noch nie etwas Derartiges erlebt hatte, und dass die Menschen von weit her zusammenkamen, nur um ihn zu hören. Wo immer er auch predigte war der Saal bis auf den letzten Stehplatz besetzt und die Menschen reisten zum Teil viele Kilometer, um bei seinen Veranstaltungen dabei zu sein. Er gab

den jungen Männern dieser Gemeinden bisher unbekannte Maßstäbe mit, die viele in ihrem Dienst zu verwirklichen suchten.«

»Wo immer ich auch reiste, ob in England oder in den USA«, sagte ein anderer, »immer hörte ich die Leute mit der größten Anerkennung von seinem Dienst sprechen. Er wurde überall sehr geschätzt, nicht nur wegen seiner Lehre, sondern auch wegen der Anziehungskraft seines christlich geprägten Charakters.«

Doch auf den ersten Blick war an diesem Mann nichts Besonderes, der sich aufmachte, um über Meere und Kontinente zu reisen, in jeder Hand eine kleine abgewetzte Tasche, in denen ein Minimum an Kleidung und ein Maximum an Büchern steckte, und meist beulte noch ein Bibelkommentar eine seiner Anzugtaschen aus. Er nahm sein Eigentum nie sehr ernst, mit Ausnahme seiner Bücher. Er vergaß so manches Mal seinen Hut, bis er endlich in seiner Verzweiflung den Entschluss fasste, keinen Hut mehr zu tragen. Seine Frau schrieb oft Briefe, um seine vergessenen Sachen zurückzubekommen, und sie hatte auch meist Erfolg damit. Ihre Kinder können sich noch genau an ihre Freude erinnern, als sie einmal in der Hoffnung, eine fast neue Hose zurückzubekommen, in die Staaten einen Brief geschrieben hatte, und einen Brief als Antwort bekam, der begann: »Lieber Bruder, Hose ist hier.«

Er bestieg in Malvern den Zug, die Haare von der stürmischen Umarmung von fünf Kindern zerzaust, und schwenkte zum Abschied noch einmal seinen Schirm, den er unweigerlich an einem der ersten Tage seiner Reise irgendwo stehen ließ. Er gab nur selten irgendwo seine genaue Ankunftszeit an, denn er konnte es nicht ertragen, wenn jemand seinetwegen die Mühe auf sich nahm, ihn vom Bahnhof abzuholen; und obwohl er seine Familie fast immer vor seiner Rückkehr vorwarnte,

überholte er doch oft seine eigenen Briefe. Einige können sich noch erinnern, dass er einmal in Malvern ausstieg und gerade auf dem Weg nach Hause war, als er einen kleinen Jungen in einem Kinderwagen sah, der ihm bekannt vorkam. Er zögerte einen Moment oder zwei und sprach dann das Kindermädchen an, das dabei war.

»Entschuldigen Sie«, fragte er, »aber kann es sein, dass dies mein Kind ist?« Das Mädchen, das noch neu in der Familie war, wurde nervös und antwortete ihm: »Das kann ich Ihnen leider beim besten Willen nicht sagen, mein Herr.«

Immer gab es einige unter denen, die mit ihm reisten, die ein zweites Mal hinschauten. Vielleicht war es die offensichtliche Freude des Mannes, oder die altmodische Höflichkeit, mit der er zur Seite ging oder aufsprang, um seinen Sitzplatz einer Dame zu überlassen. Was immer es auch war, diejenigen, die ihn länger beobachteten, wurden von ihm auf eine ganz eigenartige Weise angezogen, manchmal ohne zu wissen warum.

»Wer war das, mit dem du die Straße hinabgekommen bist?«, wurde ein junger Arzt von einem Kollegen in Belfast gefragt. »Er hatte ein Gesicht wie ein Heiliger.«

»Darf ich mir erlauben, Sie ohne Vorstellung anzusprechen, da ich sehe, dass wir beide Briten in einem fremden Land sind?«, fragte eine englische Dame, die mit ihm im gleichen Hotel in Rom wohnte.

»Sicherlich, Madam«, antwortete er.

»Ich möchte Sie etwas Persönliches fragen«, sagte sie. »Können sie mir das Geheimnis ihrer Gelassenheit verraten? Ich beobachte sie jetzt schon seit zwei Tagen und sehe, dass sie

wie in einer anderen Welt leben.« Diese Frage führte zu einem Gespräch, an dessen Ende die Dame Jesus als ihren Herrn annahm.

Und die, die den Herrn lieben, erkannten sehr leicht, dass Harold St. John ein Bruder war. Er erzählte oft, wie er mit der U-Bahn fuhr, als plötzlich Hubert Verner von der Japanischen Evangelisationsvereinigung den Wagen ein oder zwei Türen weiter hinten betrat. Er strahlte genau wie Harold. Die beiden waren sich nie zuvor begegnet, aber sie erkannten einander sofort und versuchten, zueinander zu kommen, wie durch ein geheimnisvolles Band gemeinsamer Liebe angezogen.

»Ich glaube, Sie kennen einen meiner Freunde«, sagte St. John einfach, und bald freuten sie sich noch mehr, als sie sich gegenseitig vorstellten, und Verner ein kleines Notizbuch aus der Tasche zog und ihm die Namen von St. Johns fünf Kindern darin zeigte.

»Ihre Frau erregte meine Aufmerksamkeit auf der Keswick-Konferenz in Malvern«, sagte er. »Ich habe diese fünf Kinder sehr lieb gewonnen. Ich habe seit jenem Tag für jedes von ihnen mit Namen gebetet, und ich habe mich immer danach gesehnt, auch ihren Vater kennen zu lernen.«

So ratterte die U-Bahn weiter, aber eine Ecke dieses lauten Wagens war eine zweite Straße nach Emmaus, auf der die Herzen zweier Diener Christi brannten, als er näher kam und mit ihnen ging. Man kann sich nur wundern, dass Harold schließlich doch noch rechtzeitig ausstieg, um sein Ziel zu erreichen.

Für ihn war eine Reise nicht einfach ein Mittel, um von einem Ort zum anderen zu gelangen, sondern jedes Mal eine neue Gelegenheit, von Christus zu reden. Er war nie unüberlegt

oder übereifrig, und er hatte eine seltene Gabe, mit seinen Mitreisenden ins Gespräch zu kommen – an Bord eines Schiffes gelang ihm das oft durch ein Schachspiel. Und die Menschen vertrauten sich diesem Mann an, der so wenig mit sich selbst beschäftigt war und so ehrliches Mitgefühl zeigte. Er hörte ruhig zu, und wartete auf einen Hinweis des Heiligen Geistes, der zeigte, dass die Zeit reif für ein geistliches Gespräch war. Vielleicht mögen seine Zuhörer das eine oder andere Mal amüsiert gewesen sein, aber er erregte nie Anstoß und schreckte niemanden ab, und so manche Seele fand in einem Schiffssalon oder in einem Zugabteil Frieden. Jeder Ort war für ihn ein Heiligtum, und einer Dame, die einmal einwandte, dass jemand hereinkommen könne, wenn sie in diesem Hotelsalon niederknieten und beten würden, antwortete er, dass die Hereinkommenden sicherlich sehen würden, dass sie beteten, und sicher wieder gehen würden – was diese natürlich auch taten.

Seine Erzählungen über solche Unterhaltungen sind interessant. »Ich stand vor nicht allzu langer Zeit an einer Straße mit zwei schweren Taschen in der Hand. Es gab dort keinen Bus, und ich war noch etwa drei Kilometer von dem Ort entfernt, wo die Konferenz stattfand, an der ich gerne teilnehmen wollte. So erklärte ich Gott mein Problem und sagte Ihm, in welcher Lage ich mich befand, und gerade als ich Ihm das erklärte, hielt ein Mann neben mir und fragte: ›Kann ich Sie mitnehmen?‹ ›Danke‹, sagte ich, und als ich einige Zeit in dem Wagen gesessen, hatte, sagte ich: ›Was glauben Sie wohl, woran ich gerade dachte, als Sie mit dem Wagen neben mir hielten? Ich dachte an einen Satz aus der guten alten Bibel, in dem es heißt: *Einer trage des anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen.*‹ Er hielt das Auto an, drehte sich zu mir um und sagte fast heftig: ›Warum sagen Sie mir ausgerechnet diesen Satz aus der Bibel? Ich habe zum letzten Mal vor sechzehn Jahren eine Kirche von innen gesehen, da predigte

der Pastor genau über dieses Wort, und seitdem habe ich keine Kirche mehr betreten.‹ ›Was war denn an dem Bibelwort verkehrt?‹, fragte ich ihn. ›O‹, sagte er, ›der Pastor fing an, ein Kapitel aus der Bibel vorzulesen: *Einer trage des anderen Last …* und kurz darauf, fast im nächsten Satz hieß es auf einmal, *jeder wird seine eigene Last tragen.* Als ich den Pastor hinterher fragte, was das zu bedeuten habe, antwortete er mir, er wisse es auch nicht.‹

›Sehr gut‹, sagte ich, ›dann wollen wir jetzt mal diese Stelle aufschlagen. Denn es gibt zwei Wörter für *Last.* Das erste steht in dem Vers *einer trage des anderen Last* und bedeutet eine Bürde, unter der ein Mensch zusammenbricht. Wir haben hier eine ganz einfache Aufforderung zur Liebe, nämlich zu tun, was Christus auch getan hat. Im nächsten Vers ist das Wort *Last* ein Begriff aus der Seefahrersprache, und wird für die Fracht eines Schiffes verwendet. Nun will aber kein Kapitän, dass ein anderer seine Fracht übernimmt, denn dann würde er seinen Verdienst verlieren. Und das bedeutet, dass jeder die eigene Last der Verantwortung zu tragen hat.‹

›Ist das wirklich wahr?‹

›Ja‹, antwortete ich, ›und ich denke, Sie sehen, dass die Bibel doch nicht ganz so dumm ist, wie Sie meinten? Sie fahren genau an den Ort, wo ich hin will, und dort werden wir uns ein stilles Plätzchen suchen, und über ihre sechzehn verschwendeten Jahre nachdenken. Und ich werde Ihnen erzählen, was der Herr für mich getan hat, und was Er auch für Sie tun will.‹ So saßen wir fast eine Stunde lang in einer Seitenstraße und ich predigte ihm Jesus. Und ich habe Ihnen das erzählt, um Ihnen zu zeigen, dass man auf Reisen die seltsamsten und verrücktesten Menschen treffen kann, und Tausende von ihnen, wirklich Tausende, sind bereit, wenn wir ihnen nur Christus und seine Weisheit predigen. Es ist immer wieder

erstaunlich, wie dankbar die Leute sind, wenn sich ein Fremder für sie interessiert. Lassen Sie die Erlösten des Herrn von Ihm sprechen, um der Leute willen, die um uns herum ohne Christus sterben. Wir wissen, dass wir nicht mehr in der Wüste leben müssen, aber sie wissen das nicht, und wir haben den Schlüssel zu ihrem Kerker, und sie haben ihn nicht. Deshalb lasst uns um unseretwillen, um ihretwillen und um Seinetwillen mit ihnen darüber reden.«

»Es ist mir eine Last«, sagte er ein anderes Mal, »und zwar durch die vielen hundert Kontakte, die ich in der letzten Zeit mit Männern und Frauen hatte, dass es in den Herzen von unzähligen Leuten ungeheuer viele Fragen gibt. Hinter Schranken der Reserviertheit, manchmal sogar hinter einer Mauer aus Gotteslästerung, steckt ein unausgesprochener Hunger nach Sicherheit im Glauben. Es ist einige Zeit her, da war ich in Gloucestershire und traf eine Frau, die auf einem Fahrrad fuhr, das schwer mit Sonntagszeitungen beladen war, und als sie am Fuß des Hügels angekommen war, bot ich ihr an, ihr Fahrrad hinaufzuschieben. Sie sagte: ›Danke, ich fahre bergab‹, und wollte in einem Seitenweg verschwinden, den ich nicht gesehen hatte. Ich gab ihr noch eine kleines Heftchen mit auf den Weg, da zögerte sie einen Augenblick, schaute mich an und sagte zu mir in einer ganz anderen Art als ich erwartete hatte: ›Könnten Sie vielleicht in Ihrem Gebet eine kleine Ecke für eine Verkäuferin von Sonntagszeitungen reservieren?‹ Ich sagte: ›Natürlich kann ich das, wenn Sie mir vielleicht ein wenig mehr über sich erzählen – warum machen Sie das hier?‹ Sie sagte: ›Ich vermute, dass Sie heute Abend in der kleinen Kirche unten im Ort predigen.‹ ›Ja‹, antwortete ich. ›Nun‹, sagte sie, ›ich ging dort früher auch hin und spielte das Harmonium und war sehr glücklich, aber ich war arm, und mir erzählte jemand, dass man mit dem Verkauf von Sonntagszeitungen enorm viel Geld verdienen könne. So nahm ich das Geschäft auf. Ich habe viel Geld verdient

und war keinen einzigen Tag mehr glücklich, seit ich damit angefangen habe.‹ Und als sie weiterfuhr, schaute sie zurück und wiederholte: ›Ich wünsche mir, Sie könnten in Ihrem Gebet eine kleine Ecke für eine Verkäuferin von Sonntagszeitungen reservieren!‹«

Er konnte es nicht ertragen, wenn der Name Jesu oder Gottes leichtfertig gebraucht wurde. Als er einmal in einem Bus in Lanarkshire in Schottland fuhr, fing ein Mitfahrer an zu lästern. St. John ging sofort zu ihm hin und sagte ihm ernst, aber ohne Ärger, er habe eben schlecht von seinem besten Freund gesprochen. Der Mann war völlig überwältigt durch diese Worte und entschuldigte sich ernsthaft, ehe er den Bus verließ.

Bei einer anderen Gelegenheit stand er gedankenverloren in der privaten Kapelle des Keble-College in Oxford und betrachtete das Meisterwerk ›Das Licht der Welt‹ von Holman Hunt. Eine schwatzende Touristengruppe kam herein und der Führer verkündete mit schriller Stimme. »Das Original dieses Bildes wurde für 5000 Pfund verkauft.« Ohne Zögern trat Harold St. John vor. »Meine Damen und Herren«, sagte er, »darf ich hinzufügen, dass das wirkliche Original dieses Bildes für dreißig Silberstücke verkauft wurde?« Sofort war es so still, dass man eine Stecknadel hätte fallen hören, und sie verließen still die Kapelle.

Ein Freund von ihm erinnert sich, dass Harold einmal in einer Busschlange stand und hinter ihm eine Familie war. Als der Bus ankam, hatten alle außer dem Vater Platz. Der Schaffner wollte den Mann davon abhalten, in den Bus zu steigen, und argumentierte, dass Stehen verboten sei. Der Mann hielt dagegen, dass seine Frau und seine Kinder schon im Bus seien, und deshalb werde er nicht wieder aussteigen. Der Schaffner holte schließlich den Fahrer und eine heftige Diskussion begann; beide

sagten, dass der Bus nicht abfahren würde, ehe der Mann nicht ausgestiegen wäre. In der nun folgenden ärgerlichen Stille erhob sich Harold St. John und sprach die Beamten und die Fahrgäste an: »Meine Damen und Herren«, sagte er in seiner unvergleichlich höflichen Art, »es sieht fast so aus, als sollten wir alle etwas später als sonst nach Hause kommen. Der Schaffner hat völlig Recht, wenn er sich auf die Vorschriften seiner Vorgesetzten beruft, und der Fahrgast hat genauso Recht, wenn er sich auf das ältere Recht der Humanität beruft, welches besagt, dass man einen Vater nicht von seiner Familie trennt. Ich sehe keinen Ausweg, außer meinen Platz diesem Herrn zu überlassen, auszusteigen und auf den nächsten Bus zu warten. So ist jeder zufrieden und alle werden pünktlich zu Hause sein. Aber darf ich noch etwas hinzufügen, bevor ich aussteige? Mein Herr Jesus hat das, was ich jetzt für Sie tue, auch für mich getan: Er hat mir Seinen Platz der Rettung im Licht überlassen und nahm am Kreuz meinen Platz in Tod und Verderben ein.« Als er sich aus dem Bus schwang, hörte St. John den Schaffner noch sagen: »Das war aber ein komischer Kauz.«

Vielleicht bestand ein anderer Grund, warum er sich mit Menschen jeden Alters, jeder Rasse und Klasse so gut verstand, und das in fast allen Teilen der Welt, darin, dass er immer gewillt war, zu geben und zu nehmen, ohne jemals jemanden zurückzuweisen. »Es gab zwei Männer in meinem Leben, die mir mehr über Gott beigebracht haben als alle anderen«, erzählte er einmal. »Der eine war ein Bergarbeiter, der nicht mehr als 28 Schilling in der Woche verdiente, und der andere war ein Mitglied des Oberhauses. Mit beiden konnte ich Stunde um Stunde verbringen.« Ein Freund kann sich noch an einen Vorfall erinnern, als er während einer Reise ein Haus besuchte, in dem einer der Könige Europas zu Gast war und Harold St. John, dem dabei nicht im Geringsten ungemütlich wurde, brachte das Thema auf geistliche Tatsachen, und am Schluss nahm der König eine Bibel von ihm an.

Er konnte aufstehen und einen König unterweisen, und genauso wohl war ihm dabei, im Staub zu sitzen und von einem Wilden etwas zu lernen. Er selbst erzählte über eine Begebenheit in den Steppen Somalias:

»Einmal saß ich in Somalia in einem Postamt, und Sie dürfen sich dabei nicht so ein prachtvolles Gebäude wie die Hauptpost hier in Wellington vorstellen. Es war eine kleine Blechhütte mit einem Boden, der etwa zehn Zentimeter hoch mit Staub bedeckt war, und eine kleine hölzerne Kiste mit einer Menge staubiger Briefe darin. Nun, es gelang mir, eines dieser Postämter für eine Bibelstunde zu bekommen, und wir waren zu sieben oder acht Somalis und ich. Ich werde zu ihrer Kleidung nicht viel sagen, aber einer trug ein Leopardenfell und hörte auf den wohlklingenden Namen ›Zweieinhalbpence‹. Er wusste nicht, was sein Name bedeutet, und so machte es nichts aus. Während meiner Andacht schaute ich ihn an und fragte, ohne dabei zu schmunzeln: ›Lieber Bruder Zweieinhalbpence, kannst du mir sagen, warum uns die Heilige Schrift lehrt, dass ein Soldat seine Lanze in die Seite unseres Heilandes stieß und dort Blut und Wasser herauskam?‹ Und dieser ungebildete Wilde, der seinen Retter erst kurze Zeit kannte, und aus dem tiefsten Heidentum stammte, gab eine Antwort, wie sie kein Gelehrter im ganzen Commonwealth besser hätte geben können. Er sagte: ›Mein lieber weißer Bruder, ich denke, damit die ganze Welt sehen konnte, dass durch den Tod unseres Heilandes eine Straße direkt zum Herzen Gottes eröffnet wurde.‹«

Als wahrer Weltbürger muss er bei unzähligen Familien in den unterschiedlichsten Ländern gewohnt haben, und viele blicken zurück und danken Gott dafür, dass er seine Zeit bei ihnen verbrachte. »Er war in jeder Situation der perfekte Gentleman«, schrieb einer seiner Gastgeber. »Ich war mit ihm ihn vielen fremden Häusern und er war das Idealbild eines

Reisepredigers, was Takt, Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft angeht. Es machte ihm nichts aus, in die Küche zu marschieren und abzuwaschen. Ich war mit ihm in einem Haus, in dem Trauer herrschte, und mit seinem liebevollen Mitgefühl und seinem ausgezeichneten Takt zeigte er uns Jüngeren, wie wir uns in solchen Situationen zu verhalten hatten.«

Er war immer bemüht, sich mit Kindern zu beschäftigen, was ihm bei manchmal zwei bis drei Predigten am Tag nicht oft gelang. Dennoch war dies immer ein Weg zu den Herzen der Mütter. Vielleicht lag es daran, weil er an seine Fünf zu Hause dachte, dass Kinder ihn so unwiderstehlich anzogen, und er ebenso die Kinder anzog.

»Wo sind die Kinder?«, fragte er einmal unvermittelt am Schluss einer Mahlzeit bei einer Familie in Schottland. Man vermutete, dass sie mit den Hausaufgaben begonnen hatten, aber es schneite sehr stark, und Harold entdeckte sie durch ein Fenster. Sofort war er draußen und mitten in einer Schneeballschlacht. Es ging zwei Mädchen und ein Junge gegen den Prediger, doch sie waren einander sowohl an Kraft wie auch an übersprühender Freude ebenbürtig.

Kinder liefen ihm nach, wo immer er war, und es gibt eine Geschichte über ihn von einer der letzten Grittleton Konferenzen, wo er mit dem kleinen Hilary Pope auf seinem Schoß saß und sich unbeobachtet glaubte. Womit waren sie so beschäftigt, der alte weißhaarige Heilige und der kleine lockige Junge? Ein Zuschauer näherte sich leise und hörte einen Kinderreim, der am Ende jeder Zeile von Kinderlachen unterbrochen wurde.

Selbst bei den kleinen Kindern, deren Familien er besuchte, hinterließ er einen bleibenden Eindruck. Es gibt einen sehr interessanten Brief, der uns von einem kleinen Mädchen, näm-

lich Ethel Gray, erzählt, die vor über vierzig Jahren mit ihren Schwestern auf der Treppe saß und ihn erwartete. »Natürlich waren wir damals erst Kinder, aber wie groß kann doch der Einfluss eines guten Mannes auf das Leben eines Kindes sein. Als ich einmal darüber nachdachte, was ich diesem großartigen christlichen Gentleman Mr. St. John alles schulde, entdeckte ich, dass es sehr viel mehr war, als ich bisher erkannt hatte. Meine ersten Erinnerungen an ihn stammen aus der Zeit, als ich sechs Jahre alt war, und einige der Szenen gehören zu meinen liebsten Kindheitserinnerungen. Wir lebten zu dieser Zeit in Buenos Aires und Mr. St. John besuchte uns sonntags – ich glaube jedenfalls, dass es Sonntag war, denn jeder Wochentag war wie Sonntag, wenn er in der Nähe war, und wir Kinder taten so, als ob er nur zu uns zu Besuch käme. Wir nannten ihn ›unseren Mr. St. John‹.

Wir drei waren immer zusammen – wir waren zwischen vier und sieben Jahre alt – und setzten uns oben auf den Treppenabsatz, der zu unserem Stockwerk führte, und warteten auf seine Schritte. Die Erste, die etwas hörte, rief mit heller Stimme ›Mr. St. John!‹ und dann klammerten wir uns mit unseren Händen an seine Hose und führten ihn ins Esszimmer. In meiner nächsten Erinnerung sitzt er beim Essen. Er war so ruhig, gütig und höflich. Mein Platz war ihm gegenüber und ich beobachtete jede seiner Bewegungen, wie Kinder es eben tun. Unbewusst prägte sich mir sein Vorbild ein, und gerade dadurch hat er den größten Einfluss auf mich ausgeübt. Er brachte uns dazu, auf unsere Manieren zu achten. Ich beobachtete, wie er sich erhob, um jemandem die Tür zu öffnen, oder jemandem einen Stuhl zurechtrückte, und wie Mutter immer zuerst dran kam. Ich bemerkte, dass er nie die Stimme erhob, immer waren seine Bewegungen sanft, und er widersprach niemals. Tausende von Kleinigkeiten entdeckte ich an ihm. Unsere Liebe zu ihm ließ ihn zu unserem Vorbild werden, und in späteren Zeiten habe ich mich oft

gefragt, woher ich die Vorstellung von einem englischen Gentleman und von christlicher Höflichkeit habe, wo ich doch immer unter den ärmsten Menschen gelebt hatte. Inzwischen ist mir klar, dass ich diese Vorstellungen von Harold St. John habe. Einen Teil seines Besuches widmete er ganz uns, und er brachte uns Lieder bei oder gab uns einen Schriftvers zum Auswendiglernen auf. Er hatte immer ein kleines Paket für Mutter dabei, das einige Leckereien enthielt, die den Sonntagstee zu etwas Besonderem machten. Aber dann kam der Sonntag, der sein letzter bei uns sein sollte, und er hatte für jeden von uns ein kleines Päckchen mitgebracht. Wir schauten zu Mutter hinüber, und sie nickte, und ich kann mich daran erinnern, dass sie sehr gerührt war, als wir jeder unser Päckchen auspackten – ein winzig kleines Teeservice aus Porzellan, eine kleine Puppe, und auch die Kleinste hatte etwas bekommen.

»Wir sahen ihn nie wieder und wir vermissten ihn sehr, sein Name wurde in unserer Familie sprichwörtlich, und immer wieder sagten wir: ›Mr. St. John hat so und so gesagt‹, und ›Mr. St. John würde das und das tun‹. Während die Jahre vergingen und das Andenken an ihn fast legendäre Züge annahm, verblasste sein Bild vor unserem Bewusstsein mehr und mehr, doch sein Vorbild prägte sich um so tiefer in uns ein, so dass sich gute Gewohnheiten wie Freundlichkeit, Höflichkeit und gottesfürchtiger Gehorsam formten und erhielten.«

Für ihn war jedes Kind wichtig, und es existiert eine Geschichte, wie er einmal die kleine Tochter seiner Gastgeber zu einem Spaziergang in die goldenen Herbstwälder Nordamerikas mitnahm. Sie setzten sich auf einen umgestürzten Baumstamm, und er hob ein wunderschön gefärbtes Blatt auf, und den Arm um das Kind gelegt, zeichnete er die Geschichte dieses Blattes vom Frühling bis zum Sommer nach, wie es Sonnenschein und Regen in sich aufgesogen hatte, und wie es

noch im Tod der Welt seine schönsten Farben schenkte. Darauf sagte das Kind: »Ich weiß, was du meinst: Solange ich noch klein bin, sollte ich alles Gute in mich aufnehmen, was ich nur bekommen kann, und wenn ich einmal alt bin, dann werde ich das alles Anderen weitergeben durch die Güte und Freude, die ich bis dahin gesammelt habe.«

»Der gute Mr. St. John – als ich noch klein war, kam er mir immer vor wie lauter Silber – silberne Haare und eine silberne Stimme, ich meine heute noch, sie zu hören«, schrieb einer.

»Als ich ihm zum ersten Mal begegnete, erkannte ich Jesus sofort in seinem Gesicht. Ich war damals erst zwölf Jahre alt, aber seitdem habe ich ihn sehr schätzen gelernt«, schrieb ein anderer.

Wenn er zu Besuch war, konnte seine Anwesenheit jedoch manchmal beträchtliche Verwirrung stiften. Er saß mit einer Familie beim Mittagessen, die er vorher nicht kannte, als eine der Töchter des Hauses anfing, einen alten gottesfürchtigen Evangelisten zu kritisieren und zu verspotten. Dann machte ein anderes Familienmitglied eine abwertende Bemerkung über eine andere Gemeinschaft von Christen, und Harold St. John wandte sich ruhig an seinen Gastgeber, indem er sich vom Tisch erhob und sagte: »Es macht Ihnen doch sicher nichts aus, wenn ich mich jetzt verabschiede?« »Aber«, sagte sein Gastgeber voller Überraschung, »wir haben doch gerade erst mit dem Essen begonnen!« »Nun«, antwortete Harold St. John, »ich habe es mir zur Regel gemacht, niemals Leuten Gesellschaft zu leisten, die von Gottes Dienern abwertend sprechen. Ich muss Sie bitten, mich entweder zu entschuldigen oder das Thema zu wechseln.«

Das Thema wurde gewechselt und die Mahlzeit fortgesetzt, aber als am nächsten Morgen die Familie aus dem Haus war,

suchte die Gastgeberin ihn auf und brach in Tränen aus. »Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen«, sagte sie, »weil ich immer über den Vorfall gestern Mittag nachdenken musste. Wir haben uns so angewöhnt, andere Christen zu kritisieren, und meine Jungen sind mit der Verachtung für Prediger aufgewachsen. Keiner von ihnen war gestern in der Versammlung. Wenn wir doch nur einen neuen Anfang machen und alles ändern könnten!«

In den Ländern, durch die er reiste, wurde er oft gebeten, sich doch dort niederzulassen, und einmal hätte er beinahe die Leitung einer großen Bibelschule in Amerika übernommen. Aber es sollte nicht sein, und deshalb blieb er bis an sein Lebensende ein Reisender. Auf seinen Reisen sammelte er einen großen Reichtum an Predigtbeispielen, denn wo immer er zu Land oder zur See hinreiste, sammelte er eifrig Material, das er verwenden konnte, um biblische Wahrheiten noch besser zu illustrieren: Gebirgsszenarien, Einzelheiten aus dem Leben der Tiere, der Architektur, der Geschichte und landwirtschaftliche Methoden oder ein Gespräch mit einem Kind: Alles konnte ihm als Beispiel dienen. In lebendiger und dramatischer Sprache gab er dann ein Erlebnis wieder, das eine Wahrheit unauslöschlich in den Geist seiner Zuhörer einprägte. Wie lebendig machte er etwa die Lehre von den himmlischen Wohnungen durch die folgende Anekdote!

»Vor einigen Jahren war ich in einem Zoo in Australien, wo es ein wunderbares Goldadlerpärchen gab, beide mit einer Spannweite von fast viereinhalb Metern. Mit einem unbewussten Anflug von Sarkasmus behaupteten die Leute des Zoos, dass diese Vögel große Käfige hätten. Ich stand draußen und schaute mir das an. Die Käfige maßen etwa 10x7 Meter. Im Katalog des Zoos mochte stehen, dass das geräumige Käfige seien, aber ich hätte gerne die Adler gefragt, was sie über einen Käfig dachten, in dem sie gerade eben einmal vorwärts

und rückwärts hüpfen konnten, wo sie es doch gewöhnt waren, der Sonne entgegen aufzusteigen und kilometerweit über die Landschaft zu segeln. Wie viele Kinder Gottes leben in solch kleinen Käfigen, obwohl sie doch zu den unvorstellbaren Höhen der Gemeinschaft mit Gott aufsteigen könnten.«

Und das geheimnisvolle Leben, das wir mit Christus verborgen in Gott führen, wurde ihm einmal deutlich, als er über eine Brücke in Südamerika ritt.

»Wie zeigt sich dieses verborgene Leben? Ich kann mich daran erinnern, dass wir vor Jahren in Brasilien eine Brücke zu überqueren hatten, die nur aus einer Holzplanke bestand, um die Hauptstraße zu erreichen. Nun kam kaum ein Sonnenstrahl auf diese Seite des Baches, und der Boden war öde und leer, aber das andere Ufer des Baches wurde immer von der Sonne beschienen, und dort wuchsen wunderschöne Büsche, und viele Blumen blühten. Eines Morgens ging ich hinaus und hatte gerade meinen Fuß auf die Brücke gesetzt, um den Bach zu überqueren, da bemerkte ich auf der linken Seite des Baches eine Pflanze voller Kraft und Schönheit. Ich drehte mich um, damit ich sehen konnte, wie es gekommen war, dass auf diesem unfruchtbaren und sonnenlosen Boden unter Umständen, die so hart waren, dass hier kaum etwas richtig gedeihen konnte, solch eine wunderschöne Pflanze hatte wachsen können, und ich war erfreut, als ich sah, dass diese Pflanze vom anderen Ufer des Flüsschens kam, wo die Sonne schien. Sie hatte einen Ausläufer gebildet, der sich in den Unebenheiten des Brettes fest hielt, und indem er sich dann in die Luft hinausgewunden hatte, konnte er ein Stückchen Erde erreichen, in das er seine Wurzeln treiben konnte und ein paar Zentimeter weiter hatte der Ausläufer dann Blätter und Blüten hervorgebracht, die mitten in der Einöde zu wachsen schienen. Die Pflanze war von ihren Wurzeln etwa drei Meter entfernt, doch wenn man sie hochhob, konnte man sehen, dass sie ihre Nährstoffe vom an-

deren Ufer bezog. Ihr Leben wurde durch die Sonne erhalten, die auf das andere Ufer schien. Und ich glaube, dass es genauso im Leben eines Christen ist – Leben inmitten einer unwirtlichen Welt, in der die Sünde und Trostlosigkeit der Umgebung uns normalerweise zur Unfruchtbarkeit verurteilen würden. Doch sehen Sie den Mann, der mit Geist erfüllt ist, und sehen Sie die Frau, die für Gott Frucht hervorbringt: Wenn Sie solche Menschen treffen, dann fragen Sie sich vielleicht, wie sie überhaupt am Leben bleiben. Das ist das verborgene Leben: Sie sind gestorben, dass heißt, sie haben die Verbindung zur Sünde der Vergangenheit abgeschnitten, und ihr Leben ist in Christus verborgen, es ist dort oben im Lande des ewigen Lichtes verwurzelt; Er ist ihr Leben, und weil sie sich von verborgenen Quellen ernähren, wird ihr Leben Knospen, Blüten und Früchte tragen.«

Die Schweizer Gämsen, die von einem Felsvorsprung zum anderen hüpfen und sich silhouettenhaft vom Himmel abheben, dienten ihm einmal dazu, das Buch Habakuk zu illustrieren. Die Schneehöhen der Anden und die tropischen Wälder sprachen zu ihm vom Klima der Seele. »Was immer deine Seele für eine Temperatur hat – dort sind die Berge des ewigen Gottes und um sie zu besteigen, musst du die Füße einer Gämse besitzen.«

Eine Begebenheit in Australien machte das Prinzip, das Böse mit Gutem zu überwinden, deutlich. »Da, wo ich hinkam, befand sich eine kleine aufstrebende Stadt. Dort wurden sehr schöne neue Häuser gebaut, aber die Einwohner waren ein wenig traurig, weil sie keinen Fluss in ihrer Stadt hatten. Sie waren nicht bereit, es dabei zu belassen, und so gruben sie Kanäle und hatten bald einen wunderschönen Fluss in ihrer Stadt. Aber bald entdeckten sie, dass mit dem Fluss etwas nicht stimmte: Das Flussbett wurde von einem hässlichen Unkraut besiedelt. Sie versuchten, das Unkraut irgendwie zu be-

seitigen, aber das nützte nichts – es kam immer wieder, und nichts konnte es ausrotten. Dann kam ein weiser Mann und sagte: ›Ihr verschwendet eure Zeit. Wenn ihr eine Reihe Pappeln an jedes Ufer pflanzt, werden sie alle Nährstoffe des Bodens aufnehmen, so dass für das Unkraut nichts mehr übrig bleibt und es stirbt.‹ Das taten sie dann auch und sie hatten nicht nur das hässliche Unkraut besiegt, sondern hatten nun als Ergebnis ihrer Schwierigkeiten sogar zwei Reihen stattlicher Bäume. So solltest du nicht nur versuchen, das Unkraut in deinem Leben loszuwerden, sondern eine schöne grüne Allee als Folge deiner Schwierigkeiten entstehen lassen.«

Der starke Lichtstrahl eines großen Schiffes, der *Berengaria,* der das Lotsenschiff zurück durch das stürmische Meer in den sicheren Hafen leitete, war für ihn das Licht des Wortes Gottes: »›Wodurch lässt ein Jüngling seinen Pfad glänzen?‹ (Psalm 119,9). Das Einzige, was diese Seemänner zu tun hatten, war rudern, und der Lichtspur zu folgen, die durch die Dunkelheit führte, bis sie den ersehnten Hafen erreichten. Wenn sie den Lichtpfad auch nur einen Augenblick verließen, konnte alles Mögliche geschehen.«

Das Dach der Sixtinischen Kapelle in Rom mit den wunderschönen Fresken Michelangelos, die man in einem Spiegel betrachten kann, der ihr Bild wiedergibt, sprach zu ihm von der Herrlichkeit Gottes, die in Christus offenbart ist. Die Beständigkeit, mit der ein Kompass immer seine Richtung zeigt, auch wenn das Schiff im Sturm hin- und hergeworfen wird und Mühe hat, den Kurs zu halten, erinnerte ihn an Christus, der beständig auf Gott zeigt. So hin- und hergeworfen und gebeutelt ein Schiff auch sein mag, solange es sich nach dem Kompass richtet, wird es immer sein Ziel erreichen.

Ermüdete ihn dieses Leben der ständigen Reisen und der permanenten Wechsel nicht auch einmal? Sicherlich war er

manchmal müde, aber er hatte seine eigenen Kraftquellen. Er erzählte, wie er einmal den Broadway in New York entlang ging. Es war ein heißer Sommertag, und als er an den hohen Wolkenkratzern hinaufblickte, fühlte er sich wirklich sehr müde. Da sah er genau unter sich die alte kleine Holzkirche, in der George Washington zu beten pflegte, gerade neben dem fünfundzwanzig Millionen Dollar teuren Empire State Building. So betrat er die kleine Kirche und setzte sich, um einen Moment Ruhe zu finden, und als er sich gerade hingesetzt hatte, fing der Knabenchor der Kirche im Hintergrund an zu singen: »Jesus, Geliebter meiner Seele, in deine Arme lass mich fallen.«

»Ich sprang auf«, erzählte St. John, »und war plötzlich gar nicht mehr müde. Ich sagte: ›Herr, ich habe etwas sehr viel Größeres gefunden als alle diese Wolkenkratzer und Banken, und größer als die ganze Show dieser reichsten Stadt der Welt. Die Sache, für die diese kleine hölzerne Kirche steht, wird immer Bestand haben und alles hier überleben!‹ Und ich ging wieder hinaus auf den Broadway und sang das Lied des Herrn. Und in meinen Ohren klang es nie schöner als an dem Tag, an dem ich es auf dem Broadway gesungen habe.«

Kapitel 10

Der Mann der Gemeinde

Zehn Tage vor seinem Tod bat Harold St. John um einen Stift und Papier und schrieb eine Zusammenfassung der Prinzipien, nach denen er sein Leben lang für die Gemeinden gekämpft hatte. Es ist der mühevolle Versuch eines alten Mannes in fast unleserlicher Handschrift, aber es war sein dringender Appell gegen Enge, Unduldsamkeit und Selbstgerechtigkeit, die er als tödlich für jedes Gemeindeleben ansah.

1. Mai 1957. Was bedeutet das Christentum für mich?

- 63 Jahre engster Gemeinschaft mit Gott, der sich in Jesus Christus offenbart.

- 63 Jahre fröhlicher Gemeinschaft mit Geschwistern aus dem Kreis der ›Brüder‹, in denen ich viele frohmachende Ausflüge zu Gruppen von Christen machte, bei denen ich immer den *einen* Herrn, die *eine* Bibel, das gleiche Streben nach Einheit, dieselbe Gewissheit über das ewige Leben und die neue Natur in dem *einen* Geist, dem *einen* Sohn und dem *einen* Vater fand.

- Ich habe den Rat des geliebten Bruders Darby befolgt, der sagte: ›Vergesst nie, dass ihr nichts und niemand außer Christen seid, und an dem Tag, an dem ihr nicht mehr in Gemeinschaft mit jedem anerkannten Gläubigen sein könnt, werdet ihr zur Sekte werden, und durch eure Zusammenkünfte nur die Unordnung und den Niedergang des Christentums fördern.‹

- Ich bin immer der Führung der Bibel gefolgt und bin dankbar, dass Millionen meiner Mitreisenden demselben

Ziel entgegenstreben, wenn auch auf einer anderen Seite des Berges, und dabei dasselbe gute alte Buch unter ihrem Arm tragen. Ich habe versucht, soweit es die Treue zu meinem Herrn erlaubte, mit allen Christen zusammen meinen Weg zu gehen, und die Gemeinschaft der Christen in dem weitestmöglichen Rahmen zu genießen.

- Da uns das Neue Testament immer nur Beispiele und Grundsätze gibt und uns erzählt, was die Gläubigen des ersten Jahrhunderts getan haben, und es uns im Allgemeinen überlässt, die Dinge selber zu beurteilen, muss es notwendigerweise verschiedene Ausführungen des praktischen Gemeindelebens geben, und auch eine große Barmherzigkeit, diese Formen zu tolerieren. Diese Unterschiede können existieren, ohne die Gemeinschaft zu gefährden, solange die biblischen Grundsätze und Anordnungen beachtet und befolgt werden.

Als junger Mann wuchs Harold St. John in einem Kreis exklusiver Brüder auf, die nach einem ihrer Führer, W.J. Lowe benannt werden, und tat dort seinen ersten Dienst, doch durch den Kontakt mit allen möglichen Missionaren im Ausland kam er mehr und mehr zu einer offeneren Position. In späteren Jahren wurde die Betonung, die er auf Toleranz und eine weitherzige Barmherzigkeit legte, immer hervortretender, und seine Freude, die er an der Arbeit anderer hatte, und das Verlangen nach Gemeinschaft mit allen, die Christus lieb haben, war das Wichtigste, was er den Christen, mit denen er verbunden war, auf den Weg geben wollte. Seine Betonung, die er auf die Notwendigkeit eines freien Gewissens und auf die Toleranz solcher Gewissensentscheidungen legte, hatte er vielleicht von seinem Vorfahren Oliver Beauchamp St. John übernommen, der den Fall der sieben Bischöfe gegen die Krone während der Regierung von Jakob II gewann. Er liebte es, seine Zuhörer in die Zeit zurückzuführen, bevor das Sek-

tenwesen sich in der Kirche breit gemacht hatte, und sie daran zu erinnern, dass »die erste Kirche sehr einfach war, die ganze Medizin war in der Flasche, aber die Flasche selbst hatte noch keine Bezeichnung: Es gab zum Beispiel die Christen zu Rom, aber keine Römische Kirche; die Gläubigen erkannten die Einsetzung von ›Aufsehern‹ in der Gemeinde an, aber es gab keine Episkopalkirche; es gab Laienprediger, aber keine Methodisten, und alle akzeptierten die Taufe, und doch gab es keine Baptisten. Die Menschen zitterten vor dem Wort Gottes, aber es gab keine Quäker (der Name dieser Gruppe stammt aus dem Englischen und war ursprünglich ein Spottname für diese Gruppe von Gläubigen, er bedeutet »die Zitterer». Anm. d. Übers.), die Kirche war eine Armee des Heils, aber es gab noch keine Heilsarmee; die Herzen der Christen waren füreinander offen, aber es gab noch keine Offenen Brüder, und es gab die, die auf die Reinheit des Hauses Gottes sehr großen Wert legten, aber noch keine exklusiven Brüder. Kurz gesagt, alle Heiligen versammelten sich im Namen Jesu, aber niemand wagte es, sich einen sektiererischen Namen zuzulegen. Sie hatten alle Güter ohne die verschiedenen Aufschriften.«

Dass es richtig war, alle in eine Gemeinschaft aufzunehmen, die Christus lieb haben und Seine Gottheit anerkennen, war eine Überzeugung, für die er kämpfte, und wegen der er gegen Ende seines Lebens litt. Er wehrte sich nicht gegen Empfehlungsschreiben, aber er war nicht der Überzeugung, dass sie wirklich immer notwendig seien.

»Es gab Fälle, in denen es nötig war, reisenden Brüdern einen Empfehlungsbrief mitzugeben, man vergleiche dazu die beiden ersten Briefe des Johannes. Dabei erinnert man sich auch an Barnabas, Saulus, Judas und Silas, die als große Männer unter den Brüdern galten und mit einem besonderen Auftrag losgeschickt wurden (Apg. 15). Apollos hatte ein verkürztes

Evangelium gepredigt, aber dann hatte er durch Brüder mehr Licht bekommen, und da er sich wünschte, dieses Licht in Griechenland auszubreiten, wurde er von seinen Brüdern ermutigt, die den Geschwistern in diesem Gebiet schrieben und ihn ihrer liebenden Fürsorge anbefahlen. Phöbe, eine Geschäftsfrau, musste nach Rom reisen, und Paulus freute sich darüber, ihr einen Brief an die dortige Gemeinde mitzugeben und die Brüder dort anzuweisen, wie sie am besten ihren Interessen dienen könnten. Die Ältesten in Korinth mussten für die Männer einen Brief schreiben, die das Geld, das die kleinasiatischen Gemeinden gesammelt hatten, nach Jerusalem bringen sollten, und ihre Namen auflisten. Timotheus wird als Mitarbeiter des Paulus begrüßt. Markus hat keinen ganz makellosen Ruf mehr und das liebevolle Herz des Paulus wollte diesen Makel beseitigen. Titus und seinen zwei Begleitern musste das Zeichen der Liebe gegeben werden (2. Kor. 8,16-24). Aber in all diesen Fällen war der Brief, der den Einzelnen mitgegeben wurde, dazu da, es denen, die diesen Brief erhielten, leichter zu machen, den Überbringern zu helfen. Ich ziehe es vor, über jene Briefe des Zwanzigsten Jahrhunderts einen barmherzigen Schleier zu breiten. Diese Briefe werden oft als Beweis dafür gefordert, dass Bruder Sowieso diese oder jene Versammlung regelmäßig besucht und damit eine Eintrittskarte mitgebracht hat, die ihn dazu berechtigt, einen Platz in der betreffenden Versammlung zu haben und an Brot und Wein teilhaben zu dürfen. Im ersten Jahrhundert konnte jeder Bruder, der auch nur ein wenig Unterscheidungsgabe hatte, feststellen, ob jemand ein Glied am Leib Christi war oder nicht.«

»Was die Aufnahme von Geschwistern angeht, so ist das Neue Testament sehr deutlich. In Römer 14,1-15,7 werden alle möglichen Fälle aufgeführt. Wir sollen alle die aufnehmen, die genügend Beweise dafür geben, dass sie Jesus Christus als ihren Herrn angenommen und der Welt den Rücken zuge-

kehrt haben und alles nur noch von Christus erwarten. Wir dehnen sehr gerne unseren Willkommensgruß auf sie aus, und je weniger formell wir dabei denken, desto besser.«

»Ich reise ziemlich viel, und gehe in die Gemeinden der Christen, und manchmal sehe ich, dass sie sehr mit der Frage beschäftigt sind, wem sie erlauben sollten, Gemeinschaft mit ihnen zu haben. Es mag manchmal wichtig sein, solche Fragen zu stellen, aber es ist immer ein geistliches Armutszeugnis für die Gemeinde, wenn sie es nötig hat, darüber zu diskutieren, wer mit ihnen am Mahl des Herrn teilnehmen darf. In Apostelgeschichte 5,13 kann man lesen: ›Von den Übrigen aber wagte keiner, sich ihnen anzuschließen.‹ Warum nicht? Weil die Christen dieser Zeit so außerordentlich heilig waren, dass niemand auch nur davon zu träumen wagte, sich ihnen mehr als 15 Meter zu nähern, wenn er nicht Frieden mit Gott hatte und um seine Heiligung bemüht war.«

»Die Versammlung der Kinder Gottes hat einen dreifachen Maßstab: Ist es katholisch? Ist es schriftgemäß? Ist es heilig? Nehmen sie nur das erste dieser drei Wörter: ›katholisch‹. Welch ein wunderbares Wort! Ich weiß, dass diesem Wort böse mitgespielt wurde und es zum Eigentum einer großen Sekte wurde; es ist beschmutzt und entehrt worden, aber das Wort bedeutet schlicht und einfach ›allgemein‹. Das heißt, dass die Versammlung der Kinder Gottes jeden umfasst, der ein Glied des Leibes Christi ist. Das ist ihr ureigenstes Verlangen. Jeder, der hier die Grenzen enger ziehen will, ist sektiererisch. Der Apostel schreibt ›an die Gemeinde Gottes, die in Korinth ist, samt allen, die an jedem Ort den Namen unseres Herrn Jesus Christus anrufen‹. Das heißt, dass ein Ziel jeder Gemeinde sein sollte, katholisch zu sein. Es mag sein, dass in eurem Stadtteil zwanzig verschiedene Konfessionen ihr Banner hoch halten, achtet darauf, was immer auch ihre Auffassung vom Christentum sein mag, dass sie nie etwas anderes

als Christen sind, und dass eure Versammlung sich um jeden überzeugten Christen kümmert und ihn willkommen heißt, wenn er mit euch Gemeinschaft haben will.«

Harold St. John liebte es, die Ursprünge der verschiedenen Konfessionen zu betrachten, und stellte immer den Anspruch auf ein Anteil dieser Lehren, für die ihre Gründer gelebt hatten und gestorben waren. Er meinte, dass es der größte Unfug der Gemeinde zu Korinth war, dass sie sagten: »Ich gehöre zu Paulus« oder »Ich gehöre zu Apollos«, anstatt zu sagen: »Paulus gehört zu uns.« »Sie spannten den Karren vor das Pferd«, sagte Harold St. John. »Sie gehörten nicht zu Paulus, sondern Paulus gehörte ihnen. Wenn wir das nur verstehen würden, dann wäre schon morgen alle Sektiererei der Kirchen vorbei. Sie würden nicht länger sagen: ›Ich gehöre zu Wesley‹ und auch nicht, ›Ich gehöre zu Martin Luther‹, sondern: ›Er gehört mir.‹ ›Alles ist euer; es sei Paulus oder Apollos oder Kephas: alles ist euer.‹ Was meinte Paulus damit? Er meinte, dass all die großen Geistlichen und Diener Christi uns gehören, jeder Einzelne. Ich habe teil an Augustinus, an Martin Luther, an John Bunyan, an Spurgeon. Jeder von ihnen gehört mir, aber ich gehöre keinem von ihnen. In einigen kleineren Sekten warnen die Anführer ihre Anhänger davor, Literatur zu lesen, die nicht von einem ihrer Autoren stammt. Was bewegt sie nur dazu? Sie wissen genau, dass ihre Anhänger in dem Augenblick, wo sie sich auf Feldern geisterfüllten Dienstes tummeln, herausfinden werden, wie kleinlich sie doch geworden sind.«

Obwohl er gegen die Sektiererei und die Überbetonung nicht heilsnotwendiger Einzelheiten war, so war er doch genauso vorsichtig, die Gemeinschaft derer, die Christus lieb haben, zu beschützen, und er machte das zum Beispiel durch eine Anwendung der Gottesstadt in Offenbarung 21 deutlich: »Sie müssen sehr vorsichtig sein – deshalb gibt es die große hohe

Mauer. Sie dürfen die reißenden Wölfe nicht hereinlassen; und sie müssen alle Wachen bereit halten, um Unheiliges abzuwehren. Aber wenn sie die Mauer gebaut haben und sicher sind, dass sie hoch genug ist, dann müssen sie zwölf Tore in die Mauer hineinbrechen. Das bedeutet, dass sie in ihren Herzen und ihren Gefühlen jeden willkommen heißen, der den Herrn von ganzem Herzen liebt. Erst die Mauern, dann die Tore.«

Wen wollte er dann von der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen sehen? Auf keinen Fall wollte er jemanden nur aufgrund seiner Gemeindezugehörigkeit ausschließen, aber jeden, der durch seine Lehre oder durch sein Verhalten dem Herrn Unehre macht. »Der Tisch des Herrn verkündigt und befestigt die Einheit des Leibes Christi, und deshalb sollte am Tisch des Herrn jeder willkommen sein, der durch Sein heiliges, kostbares Blut erlöst ist. Wenn Sie mich danach fragen, aus welchen Gründen ich jemanden zurückweisen würde, so würde ich antworten, dass es dafür nur drei Gründe im Neuen Testament gibt. Erstens, die Lehre: Wenn sie jemanden nicht mehr als christlich erkennen können, etwa einen, der nicht glaubt, dass Jesus Christus wirklich Gott ist, oder der nicht daran glaubt, dass die Heilige Schrift von Gott inspiriert ist. Zweitens, das Leben: Einen Bösen würde ich nicht zulassen (und denken sie daran, dass unter ›Böse‹ auch die Menschen fallen, die habgierig sind) – ›tut den Bösen von euch selbst hinaus!‹ Die Schrift sagt uns mit Recht, dass solche gewissermaßen in Quarantäne gehören, denn sie haben eine todkranke Seele. Drittens, wenn einer aus einer Gemeinschaft kommt, wo der Name des Herrn Jesus oder die Bibel entehrt werden, und er sein Recht als Christ einfordert, so würde ich zögern, ihn zuzulassen, denn der Apostel Johannes sagt: ›Wenn jemand zu euch kommt und diese Lehre nicht bringt, so nehmt ihn nicht auf.‹ Das heißt für uns: Wir sollen mit offenen klaren Augen sehen können, wer da mit uns

Gemeinschaft begehrt. Als ein Teilhaber an der Liebe Christi muss seine Lehre rein sein, sein Leben ebenso und seine Verbindungen dürfen nicht die Grundlagen der christlichen Lehre verletzen.«

Aber für ihn bedeutete das, dass derjenige nicht die Grundlagen der Lehre Christi und der Apostel verletzten durfte; er meinte damit nie den Überbau, den die Menschen im Lauf der Jahrhunderte auf diesen Fundamenten errichtet haben. »Das Gemeindeleben sollte sich aus zwei Quellen speisen«, war seine Meinung. »Als Erstes das geschriebene Wort, so unfehlbar, wie es uns gegeben worden ist, und als Zweites der lebendige Geist, der die örtliche Gemeinde führt, leitet und es ihr möglich macht, zu funktionieren und sich den verschiedenen Gegebenheiten nach den Gedanken Gottes zu verhalten. Darby hat einige ausgezeichnete Bemerkungen zur Fleischlichkeit derer gemacht, die für jede Einzelheit der Gemeindepraxis einen Bibelvers brauchen. Wenn wir ein solches falsches Prinzip anwenden würden, dann müssten nämlich unsere Liederbücher, unsere Sonntagsschulen und unsere gedruckten Bibeln alle verschwinden. Auch gäbe es keine Kirchen mehr. Alle Gemeinden des Neuen Testamentes versammelten sich in Privathäusern, von daher kommt der Ausdruck ›Die Gemeinde in deinem Hause‹.«

Harold St. John erkannte, dass es nur ganz wenige wesentliche Dinge für das Gemeindeleben in der Schrift gibt, und nur diese anerkannte er als notwendige Bestandteile für jeden Gottesdienst. »Das Reisegepäck der Christen auf ihrer Pilgerschaft ist außerordentlich einfach«, sagte er einmal. »Es gibt nur vier Dinge, ohne die wir nicht auskommen können. Wir müssen einen Teich haben, einen Laib Brot, eine Karaffe Wein und die Bibel. Alles, was die Kirche für ihren äußeren Gottesdienst braucht, sind diese vier Gegenstände: Das Wasser, das Brot, der Kelch und die Schrift.«

»In der Apostelgeschichte finden wir immer wieder das gleiche Muster des Gemeindelebens. Die Macht war der örtlichen Gemeinde gegeben, die eine Gruppe von berufenen Ältesten hatte (Apg. 14,23; 20,17; Tit. 1,5). In Philipper 1,5 finden wir in einem einzigen Vers drei der Grundlagen einer neutestamentlichen Gemeinde: Heilige, die ein gutes Leben führen, Älteste, die die Gemeinde führen, und solche, die dienen. An anderen Stellen lesen wir von den jungen Männern, die Ananias begruben, von Evangelisten, von Helfern wie Johannes Markus, und von Führern unter den Brüdern (Apg. 15,22; Hebr. 13,7; 17,24). Der Dienst der Frauen wird überall behandelt (1. Kor. 11,4.5; 14,34.35), und es gab auch Dienerinnen. In einem besonderen Notfall war Paulus bereit, einen Ausschuss von sieben Leuten zu bilden, die die Hungerhilfe für Jerusalem einsammeln sollten (Apg. 20,4; 1. Kor. 16,14).«

Er legte immer sehr großen Wert darauf, dass jeder Mann und jede Frau ihren Beitrag zum Gemeindeleben leisten sollten, und dass die Alten die Jungen dauernd auf ihre zukünftige Führerschaft und die Verantwortung vorbereiten sollten. »Wir lesen, dass unsere jungen Männer wie Pflanzen sein sollen, die in ihrer Jugend großgezogen worden sind (Ps. 144,12)«, sagte er, »und die Bibel legt großen Wert darauf, wie die Lehre von Generation zu Generation weitergegeben werden soll. Jakob rief seine zwölf Söhne zusammen, als er starb. Mose tat dasselbe mit den zwölf Stämmen, als er noch seine volle Kraft hatte, und er sagte zu Josua: ›Das hier hat mich Gott gelehrt. Nimm du es nun, trage es mit dir durchs Leben und verliere nichts von den Kostbarkeiten, die ich dir anvertraut habe.‹«

»Wisst ihr jungen Männer eigentlich, dass ihr die Erben einer der wichtigsten Abschnitte der Kirchengeschichte seid? Gott hat Licht über die Gemeinde gegeben, über die Wahrheit des

Heiligen Geistes, Er hat uns die Person Jesu Christi deutlicher denn je vor Augen gestellt. Das Evangelium wird so vollständig und klar gepredigt, wie es sich unsere Vorfahren kaum hätten vorstellen können. Ihr seid die Erben eines großen Vorrates an biblischen Wahrheiten geworden. Wie werdet ihr dieses Erbe verwalten, das in eure Hände gelegt worden ist? Wenn Christus es erlaubt, dann werdet ihr bald Führer und Väter eurer Gemeinden sein. Wohin werdet ihr die Schafe führen? Bereitet ihr euch in der ständigen Gegenwart Gottes für die ungeheure Aufgabe vor, die in den kommenden Jahren vor euch liegen wird? Ich weiß, dass das bedeutet, dass wir alten Männer nicht mehr alles allein erledigen dürfen. Die Leviten legten ihr Amt mit fünfzig Jahren nieder und gaben es in die Hände jüngerer Männer, und wenn ein Mann älter wird, sollte er den Jüngeren viele Aufgaben überlassen.«

»Ich möchte, dass die jungen Männer in unseren Gemeinden ›in ihrer Jugend hochgezogen werden‹ (Ps. 144,12), aber der größte Teil dieses Wachstums geschieht im Verborgenen. Junger Mann, vergiss das nicht! Es ist nicht deine Anwesenheit bei der Gebetsversammlung, so wichtig und bewundernswert sie auch sein mag. Noch nicht einmal deine Anwesenheit beim Mahl des Herrn oder in der Sonntagsschule sind der Beweis deines echten inneren Lebens mit Christus. Alles hängt davon ab, wie du im stillen Kämmerlein lebst, von deinem Bibelstudium und von deinem Gebetsleben.«

»Das Zweite, was ich mir wünsche, ist, dass ›unsere Töchter gleich Ecksäulen‹ sein mögen, ›geschnitzt nach der Bauart eines Palastes‹. Die Bedeutung dieser zwei Symbole ist als erstes Verlässlichkeit und Vertrauenswürdigkeit, und als Zweites moralische und geistliche Schönheit. In den ersten Tagen der Stiftshütte trugen die Männer die schweren Bretter, und die Frauen spannen und drehten die Seile fest zusammen, und wenn die Vorhänge und Teppiche nicht gut gearbeitet gewe-

sen wären, hätte es keine Stiftshütte gegeben. Die Arbeit der Frauen war es, die Fäden zusammenzuhalten und die Dinge einheitlich und passend zu bewahren; und als Mose die Schlaufen erwähnt, nennt er auch die ›Schwestern‹. Denn den Schwestern als Gruppe ist die Einheit der Versammlung anvertraut. Wenn eine Versammlung Fortschritte macht, würde ich am liebsten immer nach den Schwestern fragen. Denn Gott hat euch die Formung des Lebens eures Ehemannes, eurer Brüder und Söhne in die Hände gegeben, die Formung ihres Charakters, ihrer Verhaltensweisen usw. So denkt daran, dass ihr aufgerufen seid, in jeder Krise absolut verlässlich zu sein, und dass euer Charakter so schön wie die glänzenden Mauern eines Palastes wird. Die Kraft der Versammlung liegt in den Händen der Brüder, die Schönheit und Einheit aber in den Händen der Schwestern.«

Er glaubte, dass es Platz und Dienst für jeden gäbe, und er forderte gerne jedes Glied einer Gemeinde auf, seinen eigenen Platz für den Dienst zu entdecken. Er erzählte dazu gerne folgende Anekdote:

»Ich hatte vor einiger Zeit einmal ein sehr schönes Erlebnis in Devonshire. Ein freundlicher Mann lud mich zum Tee ein und erzählte von seinen Erfahrungen. Er sagte: ›Zwanzig Jahre lang hatte ich die fixe Idee, dass ich zum Predigen gerufen sei, aber ich traf immer eine Menge anderer, die das Gleiche tun wollten. Niemals drängte mich jemand zu diesem Dienst als nur meine Frau, aber nachdem ich viele Jahre so zugebracht hatte, entschied ich, dass ich einen Fehler gemacht hatte, und dass es noch sehr viele andere Dienste gibt, die auch gemacht sein wollen. Ich hatte ein wenig Geld, und so ging ich herum und fing an, arme Christen zu besuchen. Ich brachte den alten Damen ein Pfund Tee mit oder etwas anderes, das sie gebrauchen konnten, und ich war dadurch so ermutigt, dass ich hinging und einen Rollstuhl kaufte und dann herumging,

erst Mrs. A. abholte und zum Gottesdienst brachte und sie dort in ihren Stuhl setzte, und dann machte ich dasselbe mit Mr. B. So brachte ich etwa zwei oder drei von ihnen mit in den Gottesdienst, und das war für mich immer eine große Freude, und wissen Sie, ich habe niemals die Brüder Schlange stehen sehen, um die Häuser der Armen und Kranken zu besuchen, noch eine Schlange mit Rollstühlen vor dem Haus einer alten Dame oder eines alten Herrn!‹ Er hatte seinen Platz gefunden. Er fiel der Gemeinde nicht mehr mit seinem nutzlosen Dienst zur Last, aber jede Anstrengung und jede Meile, die er mit diesem Rollstuhl zurücklegte, sind, so denke ich, in den himmlischen Büchern aufgezeichnet.«

Wahrheit, Barmherzigkeit, Demut und ein klares, konsequentes Zeugnis waren für ihn die Kennzeichen einer gesunden Gemeinde, und er war aufgebracht, wenn er an die Zeit und die Kraft dachte, die für unwichtige, nebensächliche Angelegenheiten verschwendet wird. »Es gibt eine Neigung in uns, die umso größer wird, je älter wir werden«, warnte er seine Zuhörer, »nämlich, dass wir uns immer mehr mit Äußerlichkeiten beschäftigen. Es interessiert uns brennend, wer bei unseren Zusammenkünften anwesend ist, was für Brot und welchen Wein wir zum Abendmahl verwenden sollen, oder ob wir eine Orgel anschaffen dürfen. Ich könnte zwanzig oder dreißig solcher Themen nennen, die statt wichtigerer Dinge die Gedanken vieler Menschen beschäftigen. Aber die Leute wohnen lieber in den Vorstädten statt im Zentrum. Sie spielen mit den Äußerlichkeiten des Gemeindelebens herum, aber Paulus sagt mit viel Ernst: Vergesst nicht, dass ein Christ mit Christus gestorben ist. Ein funktionierendes Gemeindeleben ist keine Kleinigkeit. Wie Lord Sailsbury immer sagte: ›Meine Herren, lasst uns um der Liebe Gottes willen große Landkarten kaufen!‹ Man soll sich mit großen Dingen beschäftigen und nicht mit kleinen Stückchen Baumaterial wie die Kinder herumspielen. Haben wir verstanden, dass es die Auf-

gabe der Kirche ist, eine Armee des Herrn zu sein, und die gesammelten Mächte Satans, der Sünde und des Todes zu bekämpfen? All die Kleinigkeiten, die das Herz der Heiligen zerstreuen, geben dem Feind nur noch mehr Munition und schwächen die geistliche Kraft der Heiligen. Wir sind nicht hier, um in den Gemeinden Spielchen zu betreiben. Das tun schon viel zu viele. Ein Teil der Kirchenausstattung nimmt all ihre Aufmerksamkeit für Monate in Anspruch, oder sie sind gerade sehr beunruhigt darüber, ob sie eine andere Gruppe von Christen anerkennen sollen oder nicht. Spielen wir in den Gemeinden oder bauen wir sie? Wir leben hier in einer dunklen Welt, und Christus hat uns die ungeheure Aufgabe gegeben, das Licht der Heiligen Schrift in ihr scheinen zu lassen. Wir leben in einer verhungernden Welt, und unsere allerwichtigste Aufgabe ist es, die Herde zu füttern. Aber wir schnattern wie die Gänse über irgendwelche unwichtigen Einzelheiten! Was für eine Schande!«

Aber das Herz des Gemeindelebens und die Krönung der ganzen Woche war für Harold St. John immer das Brotbrechen. Wenn es ihm möglich war, pflegte er sonntagmorgens früher loszugehen, um noch Zeit zu haben, allein zu sein, und manchmal kam er dann in einem Zustand der intensivsten Anbetung zum Gottesdienst, in dem er seine Umgebung kaum noch wahrnahm. Einmal erreichte er den Gemeindesaal zwanzig Minuten früher und setzte sich gedankenversunken. Plötzlich erhob er sich mit einem Gesicht voller Licht, ging nach vorne und wollte beginnen, das Brot zu brechen, und merkte gerade noch, dass der Gottesdienst noch gar nicht begonnen hatte. Manche können sich besser an ihn erinnern, wie er am Tisch des Herrn saß, als zu anderen Gelegenheiten: Das erhobene Gesicht, das ernste Empfinden der Heiligkeit, unermessliches Staunen, das zur Anbetung führte und zu Reichtum und Schönheit seines Dienstes. Diese heilige Handlung bereicherte Woche für Woche sein Leben. Es war für ihn eine Aufforde-

rung zur Treue und zum Dienst, eine wöchentliche Erneuerung eines Bundes mit Gott. »Bei wem der Becher gefunden wird, der sei mein Sklave», war ein Vers, den er sehr gerne zitierte.

Vierzig Jahre lang versäumte er kaum das Brotbrechen am Sonntagmorgen, und als er bettlägerig wurde, wurden ihm Brot und Wein ans Bett gebracht. Gegen Ende seines Lebens sehnte er sich danach, noch einmal mit den anderen am Tisch des Herrn zu sitzen und diese Bitte wurde ihm erfüllt. Der Gottesdienst wurde in dem Haus gehalten, in dem sein Krankenbett stand, und er wurde in einem Rollstuhl hinuntergetragen. Es war Ostersonntag, drei Wochen bevor er starb. Später am Tag hörte man ihn murmeln: »Nun, Herr, entlässt Du Deinen Knecht nach Deinem Wort in Frieden, denn meine Augen haben Dein Heil gesehen.«

»Ich liebe Ihn«, sagte er einmal, als er die Bedeutung des Abendmahles zusammenfasste, »und deshalb tue ich, was Er mir aufgetragen hat. Der Vater freut sich über den Tod Seines Sohnes, und deshalb zeige ich Seinen Tod dem Himmel. Gleichzeitig gebe ich meinem Denken einen Horizont: Er kommt wieder, und so werde ich das Brot brechen, bis Er wiederkommt. Wenn ich nicht daran glauben würde, dass der Herr Jesus Christus zurückkommt, und dass ich Ihn einmal sehen werde, dann würde ich niemals im Leben wieder das Brot brechen.«

Es ist unmöglich, den Einfluss zu ermessen, den er auf die Versammlungen hatte, mit denen er Gemeinschaft in der Anbetung hatte, aber eines kann man sicher sagen: Wo immer er über diese Aspekte des Gemeindelebens sprach, wurde die Barmherzigkeit der Menschen größer, ihre Augen wurden über Belangloses und über Engstirnigkeiten emporgehoben, und konnten zumindest für einen Augenblick die Gemeinde so

sehen, wie Gott sie sieht: erlöst, vereinigt, kämpferisch, zur Heiligung berufen und so schrecklich wie eine waffenstarrende Armee. Und vielleicht teilten sie ein wenig von Harold St. Johns Kummer, dass die Kirche so oft sehr weit von diesen Ideal entfernt ist.

»Wenn wir einmal mit unserem Gemeindeleben zufrieden sind«, schrieb er einmal, »dann möge Gott mit uns Mitleid haben und die Seifenblase platzen lassen, damit wir wieder wach für die Realitäten des Lebens werden. Und wenn wir damit nicht zufrieden sind, dann lasst uns vor Gott niederfallen und Ihn um einen geebneten Weg bitten, ›für uns, für unsere Kinder und für alle unsere Habe‹ (Esra 8,21).«

Kapitel 11

Der Bibelstudent

Männer, die mit Harold St. John gemeinsam im Dienst standen, waren immer wieder erstaunt darüber, wie genau er die Bibel kannte, deren Studium er einen großen Teil seines Lebens widmete. Professor F.F. Bruce schreibt: »Wir Jüngeren nannten ihn ›den Maestro‹, allerdings nie, wenn er dabei war, denn er würde sich jeden Versuch verbeten haben, ihn über jene zu stellen, die glücklich waren, zu seinen Füßen zu sitzen. Es gab kaum jemanden, der ihm in Bezug auf genaueste Vertrautheit mit dem Bibeltext ebenbürtig war.«

G.C.D. Howley bemerkt: »Seine Bibelkenntnis zeigte sich am besten, wenn er eine Bibelgesprächsgruppe leitete und Fragen beantwortete. Seine Antworten kamen immer sofort, und er gab immer ein volles, gedrücktes, gerütteltes und überfließendes Maß an Information und übertraf damit immer die Erwartungen seiner Zuhörer.« Sein erstaunliches Wissen und sein Verständnis für die Bibel ließen den Heimatdirektor der China-Inland-Mission, Fred Mitchell, sagen, dass er derjenige sei, »der seine Bibel besser als jeder andere in Großbritannien kenne«. Er schöpfte das Material zur Beantwortung von Fragen aus allen Teilen der Bibel. Ein fast klassisches Beispiel dafür ist seine Antwort auf die Frage der Bedeutung der Worte in Hebräer 9,22: »Lasst alle Dinge werden mit Blut gereinigt nach dem Gesetz.« Er antwortete sofort, dass es etwa ein halbes Dutzend Ausnahmen gebe und zitierte sechs Stellen, an denen davon berichtet wird, dass die Reinigung nicht durch Blut geschah. Bei einer anderen Gelegenheit las er bei einem Treffen gerade eine sehr ausgefallene Stelle vor, als plötzlich das Licht ausging. Während man sich noch darum kümmerte, wieder Licht zu schaffen, fuhr Harold St. John ruhig fort, indem er den Text aus dem Gedächtnis zitierte.

Man erzählte sich – und es war sicherlich nicht sehr weit von der Wahrheit entfernt –, dass er zu jedem Bibelvers auch die entsprechende Stelle nennen konnte, und die Mädchen, die ihn am besten kannten, als er in späteren Jahren in der Clarendon Schule lehrte, machten sich einen Spaß daraus, ihm unerwartet Verse vorzusagen. Aber sie hatten selten, wenn überhaupt einmal, Erfolg, ihn aufs Glatteis zu führen, auch nicht das kleine blonde Mädchen, das mit ausgestrecktem Zeigefinger auf ihn zukam und ernst sagte: »Deine Frau wird zur Hure werden in der Stadt« und er mit gleichem Ernst antwortete: »Amos 7,17.« Beide standen eine Weile in gegenseitige Bewunderung und Freude versunken, denn Harold St. John hatte eine große Schwäche für kleine, blondlockige Mädchen.

Aber sein Wissen war hart erarbeitet. »Wir wenden uns nun dem Buch zu, das wir lieben, weil wir wissen, dass es unser Licht ist«, sagte er einmal zu Beginn einer Veranstaltung. Diese Liebe war bei ihm das Ergebnis unzähliger Stunden geduldigen Bibelstudiums, des Selbststudiums in Griechisch und Hebräisch, und der eifrigen und ausgiebigen Verfolgung jedes Weges, der neues Licht auf einen Vers oder ein Wort zu werfen versprach. Einer schrieb von ihm: »Hinter seiner ausgezeichneten Rednergabe stand ein Fleiß, der sie erklärt, wenn auch sein Fleiß so groß war, dass wenige ihn ganz erfassen können. Wir besitzen eines seiner Arbeitshefte, in dem jedes griechische oder hebräische Wort eines Buches der Bibel, das er damals studierte, eingetragen ist. Dann folgen weitere Listen, die sich auf die Hauptthemen des Buches beziehen, auf Leitgedanken und manchmal auch auf scheinbare Nebensächlichkeiten, die alle mit der gleichen Sorgfalt ausgeführt sind, Namen Gottes und vieles andere mehr, so dass jedes Heft, das so gefüllt ist, seine unermüdliche Arbeit am Wort widerspiegelt. Nichts überließ er dem Zufall oder dem Gefühl, und seine Kenntnis der Schrift basierte auf sorgfältigster Erfor-

schung. Wir haben ihn manchmal in London getroffen, und fanden ihn bei der Arbeit, seine Fachbücher um sich ausgebreitet, und immer hatte er die revidierte Ausgabe der Bibel zur Hand. Er war umfassend belesen, er war in den Schriften der meisten philosophischen Schulen bewandert und hatte es daneben noch geschafft, viele der wichtigsten zeitgenössischen Auslegungen und Kommentare zu lesen.«

Seine Notizen füllten Tausende von losen Blättern, die die Passion seines Lebens zeigen. »Manche Nacht meiner Jugend«, erzählte er einmal seinen jungen Hörern, »– obwohl es Gott verhindern möge, dass ihr so töricht seid wie ich – war das Licht der Bibel für mich so strahlend, dass ich manchmal schon die Morgendämmerung hereinbrechen sah, ehe ich mich von meiner Bibel losreißen konnte, die ihre Schätze vor mir ausschüttete. Ich habe oft lange Stunden damit verbracht, der Bedeutung eines Wortes bis in seine hintersten Winkel nachzuspüren, oder eine Zeitform in allen ihren Bedeutungen auszuloten. Und merkt euch, das Leben eines Menschen ist niemals einsam, wenn er Mose und die Propheten, ja, unseren Herrn Jesus Christus selbst zum Freund hat.«

Professor Bruce beeindruckte besonders, dass er niemals auf altes Material zurückgriff. »Bis ans Ende seiner Tage«, schrieb der Professor, »unterzog er sich der Übung des Bibelstudiums, und das war ein Grund für die unaufhörliche Lebendigkeit seines Dienstes. Das Gold, das er aus den göttlichen Schatzkammern hervorholte, war immer frisch ausgegraben.« In seinen letzten Jahren, als er den Mädchen in der Clarendon-Schule Bibelunterricht gab, bereitete er seine Stunden noch immer so genau und sorgfältig vor, als wären es die Ersten, die er zu dem Thema hielt. Als er schon in fortgeschrittenem Alter einen Vortrag in der South Park Chapel in Ilford über ein bestimmtes Buch halten sollte, bekannte er, er habe das Buch vorher etwa hundert Mal gelesen.

»Meine jüngeren Brüder mögen nicht vergessen«, warnte er sie, »dass wahrer Dienst auf dem Fundament des Wissens ruhen muss, das nur durch heiliges, ständiges Nachdenken über das Wort Gottes gewonnen wird. Aufbewahrtes Manna ist eine Brutstätte für Würmer. Ein Mann, der Tag und Nacht über die Gebote Gottes nachsinnt, dessen Lehre wird immer lebendig und wohldurchdacht sein.«

Wie David konnte er sagen: »Wie liebe ich dein Gesetz!« »Ich bin jetzt seit fünfzig Jahren Christ«, bemerkte er einmal. »Ich habe davon keine fünf Minuten unter Langeweile gelitten. Jeder Morgen bringt etwas Neues, Interessantes zum Studieren.« Und tatsächlich kam er manchmal morgens mit glänzendem Gesicht aus seinem Zimmer, als ob er Gottes Herrlichkeit geschaut habe. Oftmals war die Freude über diesen Umgang so groß, dass er jemanden finden musste, um die Freude mit ihm zu teilen.

So suchte er sich eines seiner Familienmitglieder aus und begrüßte denjenigen mit: »Ich habe heute Morgen solch eine wunderbare Zeit mit dem Herrn verbracht!« Dann setzte er sich zu ihm und legte mit Eifer den Vers aus, der ihn so erfreut hatte, und man merkte ihm die unterdrückte Spannung eines Menschen an, der etwas Großartiges entdeckt hat.

In einem Leitartikel in der Zeitschrift »The Bible Scholar« erklärte er einmal, welchen Platz die Bibel in seinem Herzen hatte und wie er sie in Bezug auf die gesamte christliche Lehre sah. Das Folgende ist ein Auszug aus diesem Artikel.

»Heute morgen las ich von einer kurzen Unterhaltung zwischen einem Priester der katholischen Kirche und einer alten Christin namens Angelika, die in einem Dorf in Umbrien in Italien lebt. Sie saß vor ihrem Häuschen und las in ihrer Bibel, als ein vorbeikommender Priester sie ansprach:

Priester: Was liest du da?

Angelika: Das Wort Gottes, mein Herr.

Priester: Und woher weißt du, dass es das Wort Gottes ist?

Angelika: (zeigt zum Himmel) Was ist das für ein Licht am Himmel?

Priester: Natürlich die Sonne.

Angelika: Woher wissen Euer Ehrwürden, dass es die Sonne ist?

Priester: Weil sie mir Licht und Wärme gibt.

Angelika: Danke, mein Herr. Und genau deshalb weiß ich auch, dass dieses Buch das Wort Gottes ist. Es gibt mir Licht und Wärme.

Dieser kleine Bericht soll dazu dienen, auf das hinzuführen, worüber ich heute schreiben möchte, nämlich auf die zentrale Bedeutung der Heiligen Schrift für die christliche Lehre.

Ich frage mich, wie viele meiner Leser jemals darüber nachgedacht haben, wie der moralische und intellektuelle Zustand unserer Zivilisation wäre, wenn die Bibel von unserem geistigen Horizont verschwinden würde, wenn es bewiesen werden könnte (wenn das möglich wäre), dass unser Glaube nur ein schöner Mythos ist. In der Hauptsache würden wir dreierlei verlieren: Als Erstes wären wir der einzigen Offenbarung Gottes beraubt, die wir besitzen. Es ist fast überall anerkannt, dass wir kein der Bibel auch nur im Geringsten ähnliches Buch besitzen. Die Gelehrten haben die Klassiker der Antike und die heiligen Bücher des Ostens untersucht, und Männer in-

nerhalb und außerhalb der Kirchen haben bekannt, dass ihre Spiritualität sehr steril sei. Das Wort Gottes hat den Bogen der Geschichte umspannt und es hat allen Erschütterungen und Entdeckungen der Jahrhunderte standgehalten. Wenn dieses Wort unwahr wäre, wenn es uns täuschen könnte, dann wäre das Einzige, was wir von Gott wüssten, dass er eine Art Super-Millionär wäre, der hinter dem weiten Ozean der Ewigkeit wohnt, und der seine verhungernde Familie hier verlässt, um sie an diesem unwirtlichen Gestade zugrunde gehen zu lassen, und sich sogar weigert, ihnen einen Lichtstrahl zu senden, der ihnen die Dunkelheit erhellt oder ihnen einen Krümel Brot zu schicken, damit sie ihren Hunger stillen können. Als Zweites hätten wir keinerlei moralischen Maßstab mehr. Wenn wir die Schrift aufheben, dann verlieren wir die ewige Unterscheidung zwischen Gut und Böse, und jeder Mensch und jedes Volk wird sich selbst zum Gesetz. Politik und Religion sind dann nur noch die Widerspiegelung des ungezügelten menschlichen Geistes und wir würden sehr schnell im Morast unserer eigenen Verdorbenheit versinken.

Und als Drittes wäre unsere einzige Hoffnung auf Rettung zerstört. Die Geschichte unserer Rasse berichtet von einem jahrtausendealten Kampf zwischen Sünde und Gerechtigkeit, und in unserem Verhalten gegenüber Schlechtigkeit und Verbrechen schwingt das Pendel zwischen den sprichwörtlich gewordenen Maßnahmen des athenischen Tyrannen Drakon und der sanften Bequemlichkeit des heutigen Strafvollzuges. Unsere Politiker suchen fieberhaft nach einem geeigneten Weg, sie sind auf der Suche nach dem Heilmittel für unsere Krankheit und hoffen, dass bessere Erziehungsmethoden und Schulreformen helfen, die soziale Erlösung zu erlangen, aber in der Zwischenzeit starren uns die Probleme der menschlichen Sünde und Not aus leeren Augenhöhlen an.

Die Bibel, und nur die Bibel, hat für alle unsere Verlegenhei-

ten einen Ausweg. Sie erzählt uns von einer durchbohrten Hand, die stark genug ist, auch den Niedrigsten aus seiner Erniedrigung zu erheben, von wunden Füßen, die flink genug sind, auch den einzuholen, der am schnellsten vom Weg abweichen will, und sie offenbart uns den reinigenden Strom, der vom Kreuz in diese Welt fließt.«

Harold St. John wurde »Mann des einen Buches« genannt, doch hatte er, wie schon erwähnt, viel rund um sein Thema herum gelesen. Das Ausmaß und die Vielfalt seiner Belesenheit war in der Tat gewaltig, aber sie war nur auf ein einziges Ziel ausgerichtet: ein besseres Verständnis und eine genauere Auslegung der Bibel. Er hielt sich gerne auf dem Laufenden, was in der Welt und in der Politik geschah, hatte aber auch eine Vorliebe für die neueren Entwicklungen der Wissenschaften. »Für einen Christen sind die Naturwissenschaften nichts Anderes als das Auflösen des Saumes, des Gewandes Gottes», schrieb er in einem Brief an einen jungen Mann. »Die Entdeckungen lehren uns, aus welchem Stoff diese Gewänder gemacht sind und sie führen mich zu einem immer tieferen Vertrauen zu Ihm, aber niemals zum Zweifel an Seiner Existenz.« Doch gelegentlich konnte er bei diesem Thema auch ironisch werden. »Heutzutage glaubt man«, sagte er einmal, »dass unsere Erde einmal durch Feuer zerstört werden wird. Seltsamerweise hat uns das ein armer Fischer schon vor zweitausend Jahren gesagt, aber er hatte keinerlei Ahnung von moderner Naturwissenschaft!«

An Streitfragen war er befremdlich uninteressiert und war so wenig bereit, seine eigenen Überzeugungen in Bezug auf die gängigen Diskussionsthemen unter konservativen Christen einzubringen, dass er manchmal verdächtigt wurde, überhaupt keine zu haben. Aber sie irrten sich gründlich. Seine persönliche Haltung zur Wiederkunft Christi machte er einmal mit folgenden Worten deutlich. »Ich weiß, dass ich es

für meinen Teil liebe, morgens die Vorhänge aufzuziehen und mir dabei zu sagen: ›Vielleicht heute‹, und sie abends wieder zuzuziehen und zu denken: ›Vielleicht noch vor der Morgendämmerung‹, aber es kann sein, dass weitaus geistlichere Männer als ich mir sagen werden, dass ich mich täusche. Das macht überhaupt nichts. Ich war nie der Meinung, dass Uneinigkeit über prophetische Lehren die Augen des Glaubens trüben oder ein Leben in der Freude Gottes verhindern könnte.«

Während des letzten Weltkrieges wurde er oft wegen seiner Meinung zum Pazifismus befragt, und er erkannte, dass in einigen Gemeinden diese Frage zu einem ernsthaften Streitpunkt wurde. Er machte einige einleitende Bemerkungen zu diesem Thema, ließ aber jedem sein freies Gewissen in dieser Sache, und versuchte, beide Parteien auf den größtmöglichen gemeinsamen Nenner zu bringen, ehe die Frage dann in ihren Einzelheiten erörtert wurde.

»Das Ergebnis dieser kurzen Sondierung sollte so sein: Sie werden in einer besseren Verfassung sein, klar zu denken, auch wenn das nicht notwendigerweise mit einschließt, dass sie nun mit ihren Geschwistern einer Meinung sind, sondern dass nicht der eine oben auf dem Nordpol sitzt und der andere sich am Südpol die Füße abfriert, sondern dass man sich in einem etwas angenehmeren Klima trifft, das für sie beide besser ist. Und als Erstes müssen wir daher unsere Begriffe klären. Unter einem Militaristen verstehe ich einen Menschen, der an Krieg von ganzem Herzen Freude und Spaß hat, aber unter all den Männern und Frauen, die ich bisher kennen gelernt habe, ist nicht ein einziger wirklicher Militarist. Wir alle sind Pazifisten insofern, als wir alle den Schatten des Krieges hassen, und fürchten, dass er auf unser Land und auf unsere Familien zukommen könnte. Der einzige Punkt, an dem die Christen unterschiedlicher Meinung sind, ist die Frage nach

dem besten Mittel, dieses Ziel zu erreichen, nach dem wir alle gemeinsam streben. Wenn wir mit diesen Überlegungen beginnen, dann kann uns das vielleicht einander ein wenig näher bringen und verhindern, dass wir rot im Gesicht werden und unsere Zornesader schwillt, wenn wir uns über dieses Thema unterhalten.«

Denn Harold St. John war ein Mann weiter Horizonte. Auf dem Hintergrund der umfassenden, weiten Perspektive der biblischen Wahrheit gesehen, berührt die Kontroverse oft nur ein unwichtiges Detail, einen Gegenstand von Meinungen, während auf der anderen Seite eine Atmosphäre voll Starrköpfigkeit, Emotion und Ärger, die die Kontroverse bewirkt hat, das geistliche Leben eines Menschen sehr stark verdunkeln kann. Er lehnte Irrlehren ab, aber er war vorsichtig, diesen Ausdruck vorschnell auf die Überzeugungen eines aufrichtigen Christen anzuwenden. »Der Ausdruck ›Irrlehre‹ sollte solchen Bewegungen wie der ›Christlichen Wissenschaft‹ oder den ›Zeugen Jehovas‹ vorbehalten bleiben«, betonte er, »aber nur unter der Bedingung, dass der, der darüber spricht, eine demütige Gesinnung hat.«

»Der Geist macht lebendig, aber der Buchstabe tötet«, heißt es, und in all seinen Studien hatte Harold St. John zwei Ziele – es ging ihm dabei nie um bloßes Wissen. An erster Stelle stand für ihn immer eine lebendigere, deutlichere Sicht Christi. »Wissen, das nicht Christus zum Ziel hat und nur um seiner selbst willen erworben wird«, sagte er, »wird zu einem Stolperstein, und zwar in jedem Alter.« Einem alten Freund, Robert Balloch, schrieb er: »Wir, die wir ständig über die Schrift nachdenken, stehen in der dauernden Gefahr, reine Informationskanäle biblischer Wahrheiten für unsere Hörer zu werden. Möge uns beiden unsere Einfalt erhalten bleiben, so dass wir uns mehr mit Christus beschäftigen als mit Predigten oder Texten.«

Und einer Gruppe seiner Bibelschüler gegenüber äußerte er diese ernsthafte Warnung im Hinblick auf ihr Bibelstudium: »Es reicht für uns nicht aus, mit der Bibel zu leben, so wunderbar und segensreich das auch sein mag. Es ist immer möglich, sich sehr engagiert mit dem Text der Heiligen Schrift auseinander zusetzen, und sogar über die Bedeutung nachzudenken, ohne wirklich zu Christus zu gelangen. Denkt daran, dass die Bibel niemals zum Selbstzweck werden darf. Sie ist niemals die Heimat unserer Herzen, sondern immer nur die Straße dorthin. Sie ist der Weg, durch den wir Christus erreichen können, und in ihr finden wir alles, was wir von Ihm historisch nur wissen können. Aber sagt mir, ist das alles, was ihr wollt? Kann euch ein historischer Jesus jemals Frieden schenken? Wollt ihr nur Tatsachen *über* Christus erfahren, anstatt mit Ihm zu leben, damit Er euren Herzen die Dinge aufschließt, die in der Bibel verborgen sind, aber die dann ganz neu von Ihm zu euch kommen? Es gibt in diesem Gebäude keinen, der die Bibel mehr schätzt, ehrt und liebt als ich. Aber ich bin sicher, dass wir sogar die Bibel zu unserem Schaden gebrauchen, wenn wir über dem Lesen der Bibel nicht Christus selbst ergreifen, von dem dieses Buch Zeugnis gibt. Wenn du nur mit einem Text beschäftigt warst oder nur über Bibelstellen nachgedacht hast, dann ist dir etwas ganz Wichtiges entgangen. Ihr seid nicht den ganzen Weg gegangen, denn das ist der ganze Weg: Der Herr Jesus Christus sollte euch als einzig sicherer Führer auf der Straße des Lebens erschienen sein, als der einzige Weg, wie ihr eure Pfade rein erhalten könnt. Euch sollte das Licht des Antlitzes Christi erschienen sein und ihr solltet wie in einem Spiegel die Herrlichkeit Gottes gesehen haben. Das Wort – ja, aber nicht das Wort allein, sondern immer das Wort zusammen mit dem Heiligen Geist. Es gibt Gelehrte, die vierzig Jahre oder mehr angestrengter Arbeit in die Untersuchung jeder Präposition und jedes einzelnen Wortes des Alten Testamentes investiert haben, doch einige von ihnen sind noch immer Tausende und

Abertausende von Kilometern von Christus entfernt. Denkt daran, hier liegt das Problem: Wie kannst du deinen Pfad in dieser dunklen Welt rein erhalten? Wie kannst du das Ziel – Christus – erreichen? Indem du auf dein Ziel achtest, indem du mit Vorsicht deinen Weg gehst, und dein Leben durch das leiten lässt, was du von Gott aus der Heiligen Schrift gelernt hast, und indem du die Beziehung zu deinem besten Freund, nämlich Christus, aufrecht erhältst, und nicht eher aufhörst, bis du mit Ihm persönlicher reden kannst als mit deiner Frau oder mit deinem Kind, mit deiner Geliebten oder mit deinem Freund, und Er genauso zu dir spricht. Das heißt nicht nur, immer eine Bibel in der Tasche zu haben – und ich danke Gott, wenn das so ist – sondern es heißt, dass ihr Christus in euren Herzen habt.«

Zweitens hielt Harold St. John kein Bibelstudium der Mühe wert, wenn es nicht das tägliche Verhalten eines Menschen in ganz praktischer Weise beeinflusste. Er bestand auf diesem Grundsatz besonders, wenn er über die prophetischen Bücher sprach, in denen sich ein Bibelleser sehr leicht auf den Nebengeleisen von Lehren über die verschiedenen Zeitalter verlieren kann, und dabei den direkten praktischen Nutzen seiner Studien vernachlässigt. In einer Predigtreihe über die Offenbarung betonte er das besonders. »Ich denke, viele haben einen Fehler beim Studium der prophetischen Wahrheiten gemacht: Sie haben einen Abschnitt genommen und entdeckt, manchmal mit wahrhafter Genialität, dass sie dem Bild der Zukunft ein Stück hinzufügen können, und sie sind mit dieser Entdeckung und mit sich selbst sehr zufrieden. Aber das reicht niemals aus, ehe man sich nicht nochmals mit dem Abschnitt beschäftigt hat, und fragt: ›Herr, was hat das für mich heute zu bedeuten?‹ Die prophetische Bedeutung eines Abschnitts ist nie ihre endgültige Bedeutung. Die endgültige Bedeutung erhält sie erst im Gerichtshof unseres Gewissens. Eine Prophetie ist etwas Zeitliches, aber wir müssen ihr ewi-

ges Gewicht für uns persönlich herausfinden. Was bewirkt sie in meiner Seele? Wie beantwortet die Stelle die Fragen meines Herzens?

Denn Gott setzt kein Ereignis in der Zukunft fest, von dem seine Heiligen nicht auch heute schon etwas hätten. Jedem Heiligen sagt Gott heute, wenn er nur genügend Einsicht besitzt und geistlich genug ist, um es zu erlangen: ›Du kannst im Glauben alles haben, was ich meinen Heiligen in der Zukunft zu schenken gedenke, und es gibt keine einzige Segnung des Tausendjährigen Reiches, die du nicht schon heute im Glauben genießen könntest.‹«

Und wie hart arbeitete er dafür, den Gemeinden, die er besuchte, klar zu machen, wie wichtig systematische biblische Unterweisung ist, Buch für Buch, Kapitel für Kapitel, und wie trauerte er darüber, dass diese Praxis in vielen Gemeinden immer mehr ausstarb. »Wir tun heute nicht mehr, was unsere Väter vor uns getan haben«, sagte er in einem dringenden Appell an alle, die ihm im Leben nahestanden. »Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie William Kelly in meiner Jugend regelmäßig nach London kam und eine Bibelstudienreihe hielt. Er hielt zum Beispiel sieben Stunden über Jesaja oder die Bücher aus der Zeit der Wegführung, und jedes Jahr sprach er über einen großen Abschnitt der Bibel. Er verbrachte Monate damit, seine Stunden vorzubereiten, und vor dem größten Saal, den die Gemeinde hatte mieten können, standen noch immer Schlangen von Menschen, die nicht hineingelassen werden konnten. Der gute Mann sprach in einem sehr gepflegten Englisch etwa eine Stunde lang, indem er seinen Hörern einfach die Schrift erschloss. Ich sprach vor nicht allzulanger Zeit mit ein paar jungen Leuten bei einem Treffen, zu dem ich kam, weil ich wissen wollte, über was ich sprechen sollte: ›Wann habt ihr das letzte Mal eine Reihe von Stunden über den Römerbrief gehalten?‹ Sie schauten mich überrascht an

und sagten: ›So etwas haben wir noch nie gemacht!‹ Und ich fragte weiter: ›Wann habt ihr denn zuletzt die Messianischen Psalmen oder das Hohelied durchgenommen?‹ Da antworteten sie mir: ›Wir hatten gar keine Ahnung, dass so etwas überhaupt existiert.‹ Ich schüttelte meinen Kopf über Älteste, die das zu verantworten haben, und fragte mich, wo sie eigentlich standen, da sie die Herde nicht richtig ernährt hatten. Nun, verstehen wir, dass die Gemeinde Gottes in erster Linie ein Ort sein sollte, wo das Wort Gottes so ausgelegt wird, wie es von Gott gegeben worden ist, das heißt nach Kapiteln, nach Büchern und nach zusammengehörigen Texten, aber nicht nach beliebiger Textwahl. Ich habe nichts dagegen, wenn man über Abschnitte predigt, ich sage nur, dass das nicht die Art ist, wie Gott uns die Bibel gegeben hat. Er gab sie immer in großen Teilen auf einmal, nicht in kleinen Abschnitten. Und ich würde mit großem Respekt solchen Ältesten sagen: ›Ich möchte euch bitten, dass ihr euch wieder darin übt, die Herde Gottes zu ernähren. Ihr habt auf euren Bücherregalen viele Bücher mit Predigten stehen, die Gottes Diener vor vierzig Jahren gehalten haben, aber was nützen sie euch, wenn ihr sie nicht in solide Bibellehre verwandelt.‹ Und das Erste, was man von einer Gemeinde verlangen kann, ist, dass sie ein Ort ist, wo das Wort ausgelegt wird, wo ihre Bildhaftigkeit erklärt wird, wo Buch für Buch die Bibel erschlossen wird, Kapitel für Kapitel und Teil für Teil, bis eure Jugend im Wort Gottes gegründet und befestigt ist, wie Er es uns gegeben hat.«

Er selber hielt gerne Predigtreihen über ein Buch oder ein Thema, und es gab eine ganze Reihe Gemeinden, die wussten, dass ihr geistliches Wachstum zum Teil eine Frucht dieser Predigten war. Seine Predigten über das Gemeindeleben, die er in Wellington in Neuseeland hielt, und seine jährlichen Bibelstudien in South Park Chapel in Seven Kings beeinflussten seine Zuhörer sehr. Einer, der ihn Jahr für Jahr in South Park gehört hatte, schrieb: »Er liebte es, seine Zuhörer zu einem

intensiven Studium der Bücher der Bibel zu ermutigen, er gab oft sechzehn Vorträge während eines Monats, und zwar jeden über ein anderes Buch, und als man die Aufzeichnungen an verschiedenen Orten miteinander verglich, stellte man fest, dass er etwa im Jahre 1910 über fast jedes Buch der Bibel ausführlich gesprochen hatte.«

Er versuchte, allen ernsthaften jungen Christen dieses Ideal zu vermitteln, Christus in der Schrift durch sorgfältiges, geheiligtes Studium zu finden, denn das hielt er für einen sehr wichtigen Teil des christlichen Lebens. Er besuchte einmal einen jungen christlichen Studenten an einer Universität und durchblätterte voller Vergnügen eine Reihe sorgfältig geführter Hefte, die das Ergebnis der Arbeit von Monaten wissenschaftlicher Forschung waren. Nachdem er diese Hefte sorgfältig durchgeschaut hatte, sagte er: »Nun zeige mir doch einmal deine Bibelstudienhefte.« Darauf antwortete der junge Mann mit etwas Verwirrung: »So etwas habe ich nicht und ich wüsste auch nicht, wie ich mit der Bibel in dieser Weise umgehen sollte.«

Dieses Erlebnis bewegte Harold St. John sehr. Hier war ein junger Mann, der fähig war, viele Stunden am Tag sorgfältig und genau zu studieren, und der dem wichtigsten Thema, das einen menschlichen Geist beschäftigen kann, nur wenige Fetzen seiner Zeit widmete, dem Studium des kostbarsten Buches der Welt, das deshalb so wertvoll ist, weil nur der Tod Jesu Christi möglich machte, dass es geschrieben werden konnte, und das so mächtig ist, dass wir nur durch dieses Buch dazu in der Lage sind, der Kraft des Zerstörers zu widerstehen. Und damit er denen helfen konnte, die sich auf das Abenteuer eines gründlichen Bibelstudiums einlassen wollten, hat er mindestens zweimal Beispiele seiner eigenen Methode des Bibelstudiums gegeben, und zwar anhand der beiden Briefe an die Epheser und an Philemon.

Als Harold St. John einmal in Bezug auf Kommentare und Bibelstudienhilfen gefragt wurde, schrieb er folgende Antwort: »Jemand, der sich mit der Bibel beschäftigt, hat ein Gewissen, das geübt werden muss, ein Herz, das erwärmt sein will und einen Willen, der auf Gott ausgerichtet werden muss, und schließlich hat er auch einen Verstand, der Nahrung verlangt.«

Von der ersten Begeisterung der Bekehrung bis zum letzten Tag seines Lebens verlor er nie die Lust am Bibelstudium, und als er seine Entdeckungen nicht mehr länger in Predigten weitergeben konnte, sagte er ruhig, als er mit seiner abgenutzten Bibel in der Hand im Bett lag: »Es ist nicht länger Same zum Säen, sondern wunderbares Brot zum Essen.« Und dieses Brot war es, das seinen Charakter und seine Gedanken formte und ihn zu dem machte, was er war. Einmal beschrieb er die Resultate des Bibelstudiums wie folgt:

Der geistige Horizont weitet sich. Es ist unmöglich, in einem intellektuellen Gefängnis zu leben, wenn wir in dauerndem Kontakt mit dieser einzigartigen Bibliothek bleiben, in der wir die schönste Poesie, die tiefste Philosophie und die edelste Literatur der Welt besitzen. Nur in der Schrift finden wir einen deutlichen, vertrauenswürdigen Bericht über die Entstehung der Erde und über unsere eigene Herkunft, eine Geschichte der Menschheit, die vom Standpunkt des Schöpfers geschrieben ist, und eine endgültige Interpretation des Sinnes und der Herrlichkeit des Lebens und über dem allen haben wir in ihr ein Licht, das weit in die Zukunft hineinscheint, das uns befähigt, sowohl in den Feuersee hinunterzublicken als auch aufwärts zu sehen und die Türme der Stadt Gottes zu zählen. Mit einem Satz: Kein Mensch ist wirklich gebildet, wenn er die Bibel nicht kennt, und keiner, der die Bibel kennt, ist wirklich ungebildet.

Die Manieren werden verbessert. Wenn wir die reine Luft der Heiligen Schrift einatmen, wenn wir Gemeinschaft mit den

höchsten und heiligsten Vertretern der menschlichen Rasse haben, dann glättet das automatisch unsere rohe Natur, und wir nehmen unausweichlich die Sitten des himmlischen Königshofes an. Vor einigen Jahren hörte ich einmal einem Mitbruder beim Predigen zu, der sich während der Predigt so weit vergaß, dass er einen anderen Mitbruder öffentlich angriff. Als wir später gemeinsam nach Hause gingen, merkte ich, dass er sich unwohl fühlte, aber ich sagte nichts, bis er mich selbst fragte, was ich von seiner Predigt gehalten habe. ›Nun‹, sagte ich, ›ich glaube, du hast in der letzten Zeit die Briefe des Apostels Paulus vernachlässigt.‹ ›Was meinst du damit?‹, fragte er. Ich antwortete: ›Ich glaube nicht, dass man lange Gemeinschaft mit einem so hervorragenden Gentleman wie Paulus haben kann, ohne zu lernen, dass man seine Mitchristen nicht öffentlich kritisiert.‹

Bibelstudium nährt und stärkt den Glauben und macht ihn damit gesund und widerstandsfähig. Wir leben in einer Zeit, in der neue, interessante Religionen wie giftige Pilze aus dem Boden schießen. Diese Weltanschauungen schulden ihren Erfolg der Tatsache, dass die Christen ihre Bibel nicht mehr kennen, und sich in den Netzen der Irrlehren deshalb leicht verfangen. Weil wir heute keinen festen Glauben und keine geistlichen Eckpfeiler und Wegweiser mehr haben, werden die Menschen sehr leicht eine Beute des Irrtums.

Aber trotz allem ist die Schrift nur eine Straße. Die Heimat unserer Herzen ist Gott, den wir kennen und lieben, wie Christus Ihn gekannt und geliebt hat. Wenn wir dem Licht folgen, wird es uns an den Ort der Ruhe bringen, den wir vielleicht vergessen hatten (Jer. 50,6). Das ist das Herrliche am Bibelstudium: Wenn wir Gottes Willen erkennen und ihn auch tun, werden wir zu Gott hin wachsen. Aber der Fluch des Bibelstudiums ist, dass wir uns mit Wissen über den Text zufrieden geben und nicht weitergehen, wie Reisende, die sich auf der

Landstraße niederlassen und meinen, den Palast des Königs schon erreicht zu haben.

Die Bibel war die Luft, in der er lebte und atmete, und er hatte auch keine andere Luft, die er anderen empfahl, wenn sie in der Gnade wachsen wollten. »Ich werde mich immer dankbar daran erinnern, mit welcher Liebe Sie mich umgaben, als ich noch ein neugeborenes Kind in Christus war«, schrieb ein Architekt. »Ich werde nie Ihren letzten Rat vergessen, den Sie mir damals zu Ostern oben an der Haupttreppe gaben, als wir uns verabschiedeten – nämlich niemals das tägliche Bibellesen zu vernachlässigen, und sich immer die Zeit zu nehmen, über einen Abschnitt gründlich nachzudenken.«

Und Eric Hutchings, der bekannte Evangelist, schrieb das folgende Zeugnis: »Harold St. John hatte den größten geistlichen Einfluss auf mein Leben. Er war es vor allem anderen, der mich dazu anregte, mich zum intensiven Bibelstudium hinzusetzen, und zu versuchen, die einfache, einleuchtende Bedeutung der Wörter zu erfassen, bevor ich ihre übertragene Bedeutung erforschte, die manchmal sehr tiefgründig und schwer erkennbar sein kann. Durch diese gesunde, vom Gebet getragene Annäherung an die tiefere Bedeutung erschloss sich mir die Schrift. Mit anderen Worten: Er lehrte mich, zuerst zur Bibel selbst zu gehen und das Wort Gottes sich zuerst selbst erklären zu lassen, anstatt eine besondere prophetische oder symbolische Auslegung als Ausgangspunkt zu nehmen und sie dem Text aufzuzwingen. Er war in den Jahren 1935-1945 oft bei uns in Manchester zu Besuch, und auch, wenn er nicht bei uns übernachtete, aßen wir ein- bis zweimal die Woche gemeinsam zu Mittag und unterhielten uns über geistliche Themen.«

Kapitel 12

Der Mensch

»Der heiligste Mann, den ich je kennen gelernt habe, unabhängig vom Glaubensbekenntnis«, schrieb ein Mitglied der katholischen Kirche.

»Er verbreitete eine Atmosphäre des Friedens, die aus einer anderen Welt zu stammen schien, und die uns wirklich zum Segen wurde«, sagte eine Frau, die mit ihm zusammen zu Mittag gegessen hatte.

»Ich halte Mr. St. John für einen der großartigsten Christen, denen ich je begegnet bin. Sein Gesicht war immer eine Erfrischung, denn er wandelte einfach mit Gott«, sagte ein alter Missionar der China-Inland-Mission.

Doch wirkte er nie abgehoben und war nie unzugänglich. Seine einzige Vorliebe, die ihn von den Menschen zeitweilig trennte, war seine Liebe zur Einsamkeit. »Er strahlte die Freude aus«, schrieb ein guter Freund. Im Umgang mit seinen Mitmenschen hatte er eine Wärme und Klugheit, die alle gleichermaßen anzog. Der Leiter von Netherhall in Largs beschrieb das als erfrischende, christusähnliche Höflichkeit; und ein anderer alter und geschätzter Freund von ihm, A.H. Boulton, bezeichnete es als eine bemerkenswerte Liebenswürdigkeit seines Charakters, eine Demut und Sanftmut, die nicht aus Schwäche, sondern aus geistlicher Kraft und dem Umgang mit Gott erwuchs.

»Wir sahen ihn immer als den vollkommenen christlichen Gentleman an«, schrieb jemand anders, den er oft besucht hatte. »Sein edler, großzügiger Geist war uns immer Herausforderung und Anregung. Sein rührendes, freundliches

Interesse für die Spiele unserer Kinder waren die Kennzeichen eines großartigen und großzügigen Mannes.« Ein weiteres seiner unverkennbaren Merkmale war, dass er sich immer weigerte, schlecht über andere zu sprechen, ganz gleich, wie sehr er dazu herausgefordert wurde. Sicherlich hat ihm der Heilige Geist die Merkmale göttlicher Liebe, wie wir sie in 1. Korinther 13 sehen, aufgeprägt.

»Am meisten liebten wir ihn wegen seiner Selbstlosigkeit. Als Fürst unter den Heiligen war er wie sein Meister immer damit zufrieden, bei den Niedrigen und Armen zu sein. Obwohl er ein Mann von Kultur, guter Erziehung und feiner Sensibilität war, bewunderten wir seinen Freimut, mit dem er eine Reise in der niedrigsten Klasse eines Schiffes buchte, und der ihn veranlasste, in einem Obdachlosenasyl der Heilsarmee zu übernachten, um den Ausgestoßenen dieser Gesellschaft die Gnade Christi zu bezeugen. Nur der Meister kann dieses Leben als Nasiräer Gottes wirklich ermessen und die Entbehrungen, die er so bereitwillig auf sich nahm in seinem Leben, das von Disziplin und Selbsthingabe gekennzeichnet war.«

Disziplin, Demut, Höflichkeit, Freude – diese Worte wurden Hunderte von Malen in den Briefen wiederholt, die seine Familie nach seinem Tod erhielt. Sie bezeichneten die hervorstechendsten Charaktereigenschaften von Harold St. John. Als einer über diese Eigenschaften nachdachte, erschienen sie ihm verbunden wie die Stufen einer Leiter. Den untersten Holm muss jeder selber in einen kontinuierlichen Prozess der Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung legen, bis das eigene Ich immer unwichtiger wird, und aus dieser selbstvergessenen Demut entspringt die Ehre und Achtung anderer, was immer die Frucht eines Herzens ist, das sich selbst losgelassen hat. Und einer, der für sich selbst keinerlei Ansprüche stellt, wird wie von selbst fröhliche Zufriedenheit ausstrahlen, denn in einem Leben selbstlosen Gebens gibt es nur sehr wenige

wirkliche Enttäuschungen. Es gibt keine Grenzen und Entmutigungen mehr, denn es gibt immer eine Richtung, in die sich ein liebendes Herz ergießen kann.

Es war eine Leiter, die mit Absicht und Überlegung gewählt war. Sie war ein Ideal, das sorgsam durchdacht und ein Leben lang durchgehalten wurde. Möglicherweise war es während einer Seereise, als er dieses Lebenskonzept bewusst formulierte. Das Schiff befand sich in der Nähe des Äquators, und Harold lag in seiner heißen Kabine und schaltete den elektrischen Ventilator ein. Als der Ventilator anfing zu laufen, bemerkte Harold St. John, dass er eine Menge Lärm machte und kaum ein Lüftchen durch ihn bewegt wurde. Als er aber auf vollen Touren war, wurden die Ventilatorflügel fast unsichtbar, und eine beachtliche Brise ging durch den Raum. Und der junge Mann in seiner Koje betete mit Eifer darum, dass er so wie dieser Ventilator werden möge, brauchbar für Gott, aber selbst nicht sichtbar, und mit diesem Bild vor Augen hielt er seinen Körper in Zucht.

Und bis zum Schluss hielt er seine strenge Selbstdisziplin aufrecht, was Essen, was die Zeiteinteilung, was Schlaf und was seine Entspannung betraf. Er aß jahrelang nichts zum Frühstück, sondern trank nur eine Tasse Tee, und er brach mit dieser Gewohnheit erst, als er krank war und ein Arzt ihm dazu riet. Er war ein gewohnheitsmäßiger Frühaufsteher. Er liebte es zuzuhören, wenn seine Frau den Kindern gute Bücher vorlas, und er spielte oft mit ihnen, aber er selbst las nur selten eine Erzählung und hatte neben seiner Arbeit, die ihm selbst schon Freude und Entspannung war, keine Freizeitbeschäftigung. Er trieb auch keinen Sport außer Schwimmen, obwohl er gerne wanderte und sich fröhlich am Nachmittag auf den Weg machte, um zu einer Abendversammlung fünfundzwanzig Kilometer zu Fuß zu gehen. Als alter Mann machte er immer den Eindruck, dass er das Leben so

sehr genieße, dass diese Einschränkungen nur nebensächlich waren, aber als junger Mann müssen sie ihm recht schwer gefallen sein.

Auch seine Zeiteinteilung war streng diszipliniert. Viele Menschen kamen zu ihm, um geistlichen Rat zu suchen, und sie fanden in ihm immer einen aufmerksamen Zuhörer. Aber sobald der Punkt erreicht und das Thema erledigt war, beendete er sanft, aber bestimmt das Gespräch. »Wir sollten noch mit dem Herrn darüber reden«, sagte er dann, fiel auf die Knie und schüttete Gott sein Herz aus, und dann verabschiedete er sich höflich. Für Klatsch und nutzloses Geschwätz hatte er nie Zeit, und an gewissen Teetafeln war er nicht gerade ein gesellschaftlicher Erfolg, sondern zog sich still in sich selbst zurück, auf eine seiner grünen Weiden, anstatt Bemerkungen über das Wetter zu machen, wie man es von ihm erwartete.

Die strenge Disziplin, mit der er immer den untersten Platz einnahm und sich den Weg etwas kosten ließ, machte ihn zu einem sehr demütigen Mann. »Er war sehr demütig«, schrieb jemand, der öfter mit ihm gereist war. »Wir wissen, dass er oft vom Bahnhof aus lief, um eine Gruppe junger Männer zu besuchen, von denen jeder Einzelne es für ein Vorrecht gehalten hätte, ihn am Bahnhof zu empfangen und ihm die Koffer abzunehmen. Dann schlüpfte er ins Haus und man konnte seine Ankunft oft kaum bemerken.« Und dieser Mann, der so wenig Aufhebens von sich machte, der so wenig an sich selbst dachte, zog die Menschen unwiderstehlich an. Er war einer, der Zeit für sie hatte und sie niemals verachten würde. Ein älterer Mann, der an der Grittleton Konferenz 1949 teilnahm, kann sich daran erinnern, dass die Begegnung mit Harold St. John zu einem Wendepunkt seines Lebens wurde. Die Konferenz war mehr für junge Leute bestimmt, und der ältere Mann mag sich vielleicht etwas fehl am Platz gefühlt haben, bis er Harold in einem der Korridore dieses wunderschö-

nen Landhauses traf. »Mr. St. John legte seine Arme um meine Schultern«, schrieb er Jahre später, »und wir wanderten etwa eine Viertelstunde den Korridor auf und ab. Irgendwie bemerkte er während unserer Unterhaltung, dass ich bei der Eisenbahn angestellt war, und bald in Rente gehen sollte, und schließlich sagte ich ihm, was ganz offen gestanden wahr war, dass ich in meinem bisherigen Leben nur wenig geistliche Früchte gesehen hatte. Mr. St. John sah mir offen ins Gesicht und sagte: ›Mein lieber Bruder, vielleicht gibt dir der Herr noch fünfzehn Jahre des Dienstes, die du für Ihn verbringen darfst, und es mag sein, dass du später sehen wirst, dass es die fünfzehn fruchtbarsten Jahre deines Lebens gewesen sind.‹ Und die seitdem folgenden Jahre wurden tatsächlich zu den fruchtbarsten Jahren meines Lebens.«

Er zog die Menschen aber nicht nur deshalb an, weil er nicht an sich selbst dachte, sondern weil sie wussten, dass er sie liebte. Es war die Liebe, die alles glaubt und alles hofft, die so stark hoffte, dass sie dazu neigte, die Menschen durch eine rosarote Brille zu sehen. Manchmal wurde er ausgenutzt oder übervorteilt, aber das regte ihn nie besonders auf und es geschah auch sehr selten. Viel öfter kam das Böse erst gar nicht zum Ausbruch unter dem Eindruck seiner vertrauensvollen Liebe, und die Menschen versuchten, sich so zu geben, wie er sie sah.

Ein solcher Fall war zum Beispiel, als durch Misswirtschaft eines Mannes eine ganze Gemeinde in Schwierigkeiten wegen des Gemeindegrundstücks kam. Die Landbesitzerin war eine überaus habgierige Dame, und es drohte entweder ein Prozess oder ein größerer finanzieller Verlust. Es gab manche erhitzte Diskussion, und Harold St. John, der mit dieser Angelegenheit nichts zu tun hatte, bot sich deshalb an, die Frau zu besuchen, und nachdem er mit viel Mühe die Erlaubnis dazu erhalten hatte, fand er sich in einem Haus wieder, das

alle Anzeichen der Armut trug, und in dem ein krankes Kind lag. Es wurde sehr wenig über die finanziellen Probleme gesprochen, aber sehr viel von dem kranken Kind, und zum Schluss brach die Frau in Tränen aus und berichtete ihre ganze Geschichte über einen schmerzlichen Trauerfall, über Krankheit und Sünde. Harold besuchte sie nicht lange danach noch einmal, brachte eine Bibel, materielle Hilfe und ein paar Bücher für das kleine Mädchen mit. Ohne große weitere Diskussion schlug die Dame eine für alle faire Lösung vor. Er war betroffen über die Frau im Zustand ihrer Armut und Sorge, und dachte und sprach viel von ihr in den folgenden Tagen, denn für ihn war jeder einzelne Mensch wichtig. Er war jemand, der Leid über die Vielen trug, und einmal bat er bei einem Eröffnungsgebet für die Birkenhead Konferenz um Gottes Segen für die, die ihr Leben im Dienst für andere Menschen zubringen: »Für den Lampenanzünder, der unsere Straßenlaternen anzündet; für die Bergwerksarbeiter, die für uns die Kohle aus der Erde schürfen, damit wir es im Winter warm und gemütlich haben; die Fischer, die allen Wettern trotzen, um für uns Nahrung heranzubringen, und für die Marine, die unsere Küste beschützt, damit wir uns ohne Furcht versammeln können.« Seine liebevolle, von Herzen kommende Dankbarkeit umfasste sie alle, und er sehnte sich danach, mit seinen Mitmenschen geistlichen Kontakt zu haben. Er stand gerade an der Tür eines Evangelisationszeltes und lud Leute ein, als ein älterer Herr vorbeikam und seine Einladung sehr höflich ablehnte, weil er auf dem Weg zur Austeilung des Heiligen Abendmahles sei.

»Sagen Sie mir«, wollte Harold St. John wissen, »was bedeutet das Blut Christi für sie?« »Es bedeutet für mich alles«, antwortete der Fremde, »und zwar für Zeit und Ewigkeit.« Dann ging er seines Weges und St. John sprach später noch oft davon, welche Freude er an diesem kurzen Augenblick der Gemeinschaft gehabt hatte. »Am Kreuz trennten sich unsere

Wege, aber wenn wir uns nicht auf dieser Erde wiedersehen, werden wir uns spätestens dort wiedertreffen.«

Er war außerordentlich gastfreundlich. »Kommen sie doch zum Tee vorbei«, forderte er fremde Familien auf, die ihm beim Gottesdienst am Sonntagmorgen aufgefallen waren. Manchmal vergaß er jedoch, solche Gäste zu Hause anzukündigen. Eine hungrige Menge stand dann vor der Tür, als die Familie gerade mit dem Tee fertig war. (Dazu muss man anmerken, dass in England der »Tee« noch bis vor kurzem die Hauptmahlzeit war, bei der es warmes Essen gab. Anm. d. Übers.) »Es tut mir leid, dass sie mit Sechs gerechnet haben, wo wir jetzt nur zu Viert kommen!« Seine Frau verstand es wunderbar, solche Situationen zu meistern, doch ihre Kinder verdarben ihr diese Bemühungen nur zu oft, indem sie vor sich hin kicherten. Die Familie lernte rasch, auf alles vorbereitet zu sein, und das Wort ›Sonntagstee‹ wurde bald zu einem Familienscherz. Aber das ging nicht nur zum Tee so zu. George Goodman kam mit einer Reisetasche an, weil er von Harold zum Wochenende eingeladen worden war. Doch Harold St. John war nach Irland gereist!

Abgesehen von diesen Fehlschaltungen seines Gedächtnisses war Harold St. John zu Hause immer die Höflichkeit in Person und behandelte seine Frau und seine Töchter wie Königin und Prinzessinnen. Er half gerne im Haushalt, aber außer seiner Gabe, sich mit den Kindern zu beschäftigen, waren seine Versuche nicht von Erfolg gekrönt. Einmal wurden einige sehr feine Damen zum Tee erwartet und Mrs. St. John hatte sich, da sie sich nicht wohl fühlte, nach dem Mittagessen ein wenig zum Ausruhen hingelegt. Sie hatte ihrem Mann das feste Versprechen abgenommen, sie rechtzeitig zu wecken, damit sie den Tee vorbereiten könnte. Ihr Mann weckte sie allerdings erst in letzter Minute. »Mach dir keine Sorgen«, verkündete er strahlend. »Alles ist schon fertig.« Und ganz auf-

geregt führte er sie ins Wohnzimmer, wo der Tisch beladen mit bohlendicken, nur dünn mit Butter bestrichenen Broten war. Und die Damen waren schon im Anmarsch! Mrs. St. John flüsterte ihnen in der Diele einige Entschuldigungen zu, die Gäste nahmen es gutmütig auf und aßen mit Grazie die Holzfällerschnitten. So wurde der Abend doch noch zu einem Erfolg.

Seine angeborene demütige Barmherzigkeit ließ ihn nie abwertend über jemanden sprechen, noch verurteilte er jemanden, außer, wenn es wirklich seine unmittelbare Aufgabe gewesen war. Eine Gruppe junger Männer, die diese Eigenschaft kannten, wollten ihn einmal in dieser Hinsicht prüfen, indem sie in seiner Anwesenheit über jemanden diskutierten, der Anlass für sehr viel Ärger in der Gemeinde gewesen war. »St. John«, wandte sich plötzlich einer an den bisher schweigsamen Zuhörer, »sagen Sie uns ehrlich, was halten Sie von Mr. X?« Es entstand eine kleine Pause. Die nachdenklichen braunen Augen zwinkerten. »Was ich von Mr. X halte?«, wiederholte er. »Nun, ich denke, er hat eine wunderbare Frau.«

Ein anderes Mal kam die Unterhaltung bei einer Mahlzeit auf eine andere Gruppe von Christen, die Spaltungen hervorriefen. Einige sprachen sehr kritisch über sie, bis sich plötzlich Harold St. John zu Wort meldete. »Ich habe gehört, dass einige dieser Männer von Gott im evangelistischen Dienst sehr gebraucht worden sind, und einigen von Gottes Heiligen in vergangenen Tagen sehr geholfen haben. Sollten wir nicht zusammen für sie beten?« Und nachdem er Gott dafür gedankt hatte, wie er die Geschwister gebraucht hatte, und um weiteren Segen für ihren Dienst gebeten hatte, brachte man das Gespräch auf ein besseres Thema.

Diese Methode praktizierte er und predigte darüber auch einmal, als er über den Richterstuhl Christi sprach: »Es ist unsere

Aufgabe, alles, was in unserer eigenen Gemeinde passiert oder auch in unserem eigenen Leben, zu beurteilen. Das fällt in unseren Kompetenzbereich, aber sobald wir jemanden außerhalb dieses Bereiches beurteilen, wird unser Urteil von Gott selbst angefochten. Vielleicht hat unser Urteil etwas mit dem Dienst eines anderen oder mit einer Gruppe Christen zu tun, zu denen wir nicht gehören. Dann ist es uns absolut verboten, unser Urteil bekanntzugeben, und wir sollten unsere Meinung für uns behalten. Es kam zum Beispiel vor einiger Zeit ein Evangelist in unsere Stadt, ein Mann, dessen Methoden nicht die sind, die ich gewohnt gewesen bin. Ein guter Mann kam eines Tages zu mir und sagte: ›Mr. St. John, ist das nicht schrecklich?‹ und fing an, mir von den Extravaganzen dieses Mannes zu erzählen. Ich antwortete ihm: ›Lieber Bruder, lassen Sie uns nicht weiter über diesen Mann sprechen. Sagen Sie mir nur eines: Predigt er Christus?‹ ›Nun‹, sagte er, ›das kann ich nicht abstreiten.‹ ›Dann‹, sagte ich, ›sollten wir gemeinsam auf die Knie gehen und beten, dass Gott den Dienst dieses Mannes gebrauchen möge und viele Menschen durch ihn bekehrt werden.‹«

Genauso, wie er niemals unbarmherzig über andere sprach, war es ihm ein Gräuel, Klatsch mit anhören zu müssen. Und er tolerierte es nie, wenn jemand Schlechtes über Menschen redete, die nicht anwesend waren. Seine eigene Methode, mit solchen Zuträgern fertig zu werden, erklärte er einmal, als er über 1. Korinther 1,10-17 sprach: »Denn es ist mir durch die Hausgenossen der Chloe über euch bekannt geworden …«

»Wir wissen von Chloe nur sehr wenig, aber einige Leute ihres Hauses hatten Paulus schlimme Geschichten über die Leute in Korinth berichtet, und Paulus nennt die Namen derer, die ihm solches erzählt haben. Ich bin der Letzte, der sich gerne die neuesten Skandalgeschichten aus den Gemeinden anhört, und ich habe eine sehr einfache Art, mit Menschen

umzugehen, die mir solche Geschichten erzählen. Ich sage: ›Nebenbei gesagt, ich würde diese Angelegenheit gerne erwähnen. Haben Sie etwas dagegen, wenn ich Sie als Quelle und Zeugen für meine Information bekannt gebe?‹ ›O‹, sagt man mir dann oft, ›ich möchte nicht, dass mein Name da hineingezogen wird.‹ ›Dann‹, sage ich, ›ziehen Sie mich bitte nicht weiter in diese Angelegenheit hinein.‹ Es gibt einige Fälle, in denen man auf eine Art und Weise, die gottgefällig sein sollte solchen Geschichten Gehör schenken und etwas mit anhören muss, das jemand anderen in Misskredit bringt, aber versichere dich stets, dass du jederzeit den Namen der Person angeben darfst, die dir die Geschichte erzählt hat. Zuträger haben nicht das geringste Recht, etwas zu erzählen, wenn sie nicht möchten, dass ihre Namen dabei genannt werden. ›Und solange du nicht bereit bist, dich als einer zu erkennen zu geben, der dem Haus der Chloe angehört, dann erzähle mir bitte nichts mehr‹, würde Paulus gesagt haben.«

Aber wenn man von diesen Dingen absieht, dann war Freude das Charakteristische für Harold St. John. Auf den ersten Blick mag es so geschienen haben, als sei das alles nur eine Sache des Temperamentes, und er war sicherlich mit einem sehr sonnigen Gemüt und einem außerordentlich gesunden Körper gesegnet. Aber die Wurzeln seiner unerschütterlichen Zufriedenheit und seiner strahlenden Freude reichten tief unter eine Oberfläche scheinbar unentwegter Lebensfreude. Sein Herz war jedoch da verankert, wo nichts mehr erschüttern kann – bei seinen Segnungen, wie er es nannte. Und aus diesem Grund konnte er alle Gnadenerweise mit solch einer Freiheit und Furchtlosigkeit genießen.

»Ohne Zweifel haben wir alle schon einmal über den Unterschied nachgedacht», sagte er, als er einmal über die geistlichen Segnungen im Epheserbrief sprach, »den wir zwischen unseren Segnungen und unseren Gnadenerweisen machen

können. Ich habe eine gute Gesundheit, eine Frau, der keine auf Erden gleicht, und fünf Kinder, die, wie ein Schotte sich vielleicht ausdrücken würde, ›nicht gerade schlecht‹ sind, und noch viele andere gute Sachen von Gott geschenkt bekommen. Aber sie alle sind Gnadenerweise, aber nicht das, was die Bibel Segnungen nennt. Ich habe auch viele Segnungen von Gott erhalten: Frieden mit Gott, ewiges Leben, die Rechtfertigung aus dem Glauben, die Liebe meiner Geschwister, eine Heimat im Himmel, und ich könnte den ganzen Abend fortfahren, noch mehr aufzuzählen. Welcher Unterschied besteht nun zwischen Segnungen und Gnadenerweisen? Genau dieser: Gnadenerweise können mir in einem Augenblick genommen werden, wie durch einen Blitz aus heiterem Himmel. Gesundheit, Familie, Freunde – all das kann mir von einem zum andern Augenblick genommen werden. Wir haben die Gnadenerweise niemals fest in unserer Hand. Aber keine Macht der Erde oder des Himmels kann dir die Segnungen jemals wieder nehmen, die Gott dir einmal geschenkt hat. Wenn du ewiges Leben hast, dann hast du es, solange Gott lebt, und jede Segnung steht am anderen Ufer des Todes Christi, und sie alle sind mit dem Blut Jesu versiegelt.«

Deshalb war seine Freude sichergestellt, und wie ernst ermahnte er seine Zuhörer, den Anker ihrer Seele nicht in einer irdischen Liebe oder in weltlichen Umständen zu befestigen.

»Ich möchte euch vor allem bitten«, rief er am Ende seines letzten Vortrages über die Offenbarung aus, »dass ihr es niemals zulasst, dass eine irdische Liebe über euch Macht gewinnt, euch in den Himmel zu erheben oder eure Seele in den Staub zu werfen. Lasst die Liebe Christi immer den ersten Platz in eurem Leben haben. Bewahrt euch immer das Allerheiligste, in dem das Licht Tag und Nacht brennt, und wenn Gott in seiner Voraussicht euch in diesem Leben schlägt, oder eines Seiner geliebten Gefäße erschüttert und zerbricht, dann kann

es für dich auf dem tiefsten Punkt nur so weit kommen wie für Maria im Garten, als ihre Augen sogar für den Herrn blind waren. Aber als Er Sein Schaf beim Namen nannte und rief: ›Maria‹, da antwortete sie ›Rabbuni‹, das heißt ›großer Meister‹.«

Er konnte auch in aller Einfalt und Ehrlichkeit sagen, dass er von den Dingen befreit worden war, die die Freude eines Christen so oft trüben: Stolz, Eifersucht und all jenen schlechten Angewohnheiten der Selbstbezogenheit. Er gab nicht oft Zeugnis oder sprach von sich selbst, aber manchmal sprudelte seine Freude über die Erlösung Christi einfach über.

»Sie können den Menschen um sich herum keinen größeren Dienst im Leben erweisen», rief er einmal in einer Andacht über Psalm 107 aus, »einen Dienst, der tausendmal besser ist, als ihnen eine Arbeit zu verschaffen oder ihnen tausend Pfund zu schenken, nämlich ihnen zu erzählen, wie Jesus sie gesegnet hat, sie unaussprechlich glücklich gemacht hat und sie von Sünde, Stolz und Eigennutz befreit hat. Sie können vor den Menschen aufstehen und ihnen sagen, dass sie durch die Gnade Gottes von diesen Dingen befreit sind, dass sie den Menschen, der in ihrer Haut steckt, in der Gewalt haben, und dass Jesus sie glücklich gemacht hat, und das wird die Welt sehen. Was werden die Menschen von Ihnen denken, wenn sie sehen, dass Sie so unaussprechlich glücklich sind? Ich habe es erlebt, dass Menschen mich deswegen angesprochen haben. Ein Mann sagte mir dann: ›Sie sind zwar verrückt, aber ich hätte gerne ihren Glauben.‹ Sicher wollte er ihn. Und was habe ich bekommen? Ich habe den sicheren Hafen erreicht, bin in das ruhige Fahrwasser geraten, das kein Sturm aufwühlen kann und habe eine lebendige Beziehung zu Christus bekommen, und das Leben hat keine größere Freude bereit, als den Menschen um uns herum zu erzählen, was Christus für uns getan hat.«

Sorgen und Ängste können die Freude vieler Menschen verderben, aber er machte sich keine Sorgen. Sicherlich trugen seine überaus liebevolle, praktische, fähige und weitsichtige Frau und seine optimistische Veranlagung zum Frieden seines Herzens bei, doch hatte er auch gelernt, was es bedeutet, dass die eigenen Vorstellungen bei Gott ein Ende haben. »Du wirst ihn in doppeltem Frieden erhalten – das Wort wird wiederholt und bedeutet einen überaus großen, tiefen Frieden – und seine Vorstellungen werden in deinem Licht ein Ende haben« war seine Lieblingsübersetzung von Jesaja 26,3. »Das bedeutet«, legte er aus, »dass es der normale Weg ist, sobald Angst, Sorgen und Unruhe kommen, auf diese Ängste zu starren, und auf das, was kommen könnte, die dunkle Straße der Möglichkeiten hinunterzuschauen, bis du müde mit Kopfschmerzen endlich einschläfst, wie du es verdienst. In diesem Vers bringt Jesaja Gott in seinen Gesichtskreis und weigert sich, irgendetwas Anderes anzuschauen. Du magst sagen, das sei Blindheit; nein, im Gegenteil, das ist Glaube! Wenn man sich in Schwierigkeiten befindet, dann ist es am allerwichtigsten, vor Gott hinzutreten und zu sagen: ›Hier, so ist meine Situation. Ich weigere mich, über alles Schlimme nachzudenken, was passieren könnte, ich lege dir lieber die wirklichen Schwierigkeiten vor, und da hören alle meine Vorstellungen auf. Ich weigere mich, weiter zu gehen als Du.‹«

Gerne sprach er über den Löwen, die Otter und den Drachen in Psalm 91,13. Der Löwe versinnbildlichte für ihn all die plötzlichen Tragödien, die Menschen überfallen können; die Otter die versteckten Bitternisse, die angreifen und den Geist vergiften. »Aber«, sagte er, »niemand wird je einen Drachen sehen, weil es Drachen nicht gibt. Es gibt in deinem Leben Dinge, die könnten passieren, aber sie werden nie passieren, und es gibt mehr Menschen, deren Leben von einem Drachen überschattet ist, als Menschen, deren Leben von einem der anderen Tiere verdorben wird.«

Aber was war, wenn Versuchungen kamen? Denn obwohl seine äußeren Umstände glücklich waren, gab es für ihn viele Konflikte und schmerzliche Ereignisse, die mit der Sorge um die Gemeinden etwas zu tun hatten, und in einem seiner plötzlichen Einfälle beschrieb er einmal seine eigene Reaktion auf graue Tage. Er sprach über den Vers: »Wie sollen wir des Herrn Lied singen auf fremder Erde?« (Ps. 137,4).

»Das Lied des Herrn klingt nie so süß, als wenn es in fremdem Land gesungen wird. Die edelsten Lieder werden nicht in guten, sondern in traurigen Tagen geschrieben, und größte Weltliteratur ist in Liedern wie diesen enthalten. Gehen wir zurück zur Zeit von Davids Exil, zu John Bunyan im Gefängnis in Bedford, zu dem erblindeten Milton, zu Samuel Rutherford in der Verbannung, und wir werden sehen, dass man das Lied des Herrn nirgends besser als in fremden Landen singen kann. Das tat auch unser Herr Jesus Christus: Er saß am Ufer des Sees, und als Er die Gischt des Todes sah, sang Er; Er sang, als Er das Obergemach verließ, und als Er den Tod überwunden hatte, sang Er das Lied des Herrn. Stephanus sang das Lied des Herrn, als Er gesteinigt wurde. Er sagte: ›Ich sehe Jesus dort oben.‹ Saulus von Tarsus war über sechzig Jahre alt, als er gefangen in den Stock gesperrt wurde, und als es Mitternacht ist, fragt er Silas: ›Wie wäre es mit einem Lied zur Ehre des Herrn?‹ Silas mag gesagt haben: ›Das ist nicht der richtige Ort dafür, lass uns warten, bis wir wieder zu einem Gottesdienst gehen können.‹ Aber nein, sie sangen das Lied dort an diesem Ort und zu dieser Zeit, und das Ergebnis war, dass der Gefängniswärter sich bekehrte und dass alle Gefangenen es hörten.«

Dieses Lied des Herrn war für Harold St. John immer gegenwärtig, es erhob sich aus den Tiefen des Lobes und entfaltete sich in einer überwältigenden Freude über die guten Gaben des Lebens. Und diese Freude wurde um so größer, je älter er wurde. Ein Freund erinnert sich immer wieder an ihr letztes Treffen in Lon-

don – wie der alte Harold St. John im Gras des St. James Park sitzt und den Sonnenschein und das Picknick wie ein kleiner Schuljunge genießt. Während des Krieges kam er öfter und holte seine Tochter aus dem Krankenhaus ab. Er war wohl mit dieser Krankenhaussphäre nicht so gut vertraut, und träumte gerade von einem der Propheten, als er sich in einen für Besucher gesperrten Bereich verirrte und sich auf einem Stuhl niederließ, der ausdrücklich nicht für Fremde vorgesehen war. Die Schwester kam sofort in all ihrer steifen Würde und voller Verärgerung angerauscht, aber seine strahlende Unschuld entwaffnete sogar diese Dame, so dass sie sich lächelnd wieder zurückzog. Er war so sicher, dass sie nur gekommen war, um ihn auf ihrer Station zu begrüßen und war so von Herzen erfreut, dort sein zu dürfen, dass sie ihm einfach nicht böse sein konnte. Dann gingen er und seine Tochter nach Kew Gardens oder sie machten eine Bootstour auf der Themse, und sein großes Vergnügen an diesen Ausflügen vertrieb für ein paar Stunden all die Schrecken und die Erschöpfung des Krieges und die Verwundeten und die durchgewachten Nächte. Sie ging immer seltsam erfrischt und ausgeglichen an ihre Arbeit zurück.

Dieses Lied war der äußere Ausdruck seiner stillen, tiefen Zufriedenheit mit allen Umständen, in denen er sich befinden mochte, und es hatte nicht das geringste mit Besitz oder Bequemlichkeiten zu tun. »Vergessen wir nie«, sagte er einmal, »dass wir die Nachfolger eines Christus sind, der auf Erden das Los der kleinen Leute teilte, der auf einem Hügel schlafen konnte und sich einen Pfennig leihen musste, als er ein Beispiel für seine Predigt brauchte. Und doch war sein Herz voll von der Freude des Vaters; und wenn wir mit Gott gehen, dann wird diese Freude in unserem Herzen bleiben, und sie wird uns von den Dingen um uns herum befreien.«

Es gab bis zum Schluss für ihn keinen Augenblick, in dem er nicht vertrauensvoll zu Gott aufblicken und sagen konnte:

»Die Messschnüre sind mir gefallen auf liebliches Land; ja, mein Erbteil gefällt mir.« In einer Ansprache über Psalm 16 legte er diesen Vers einmal genauer aus. »In Israel war es üblich, dass das Land alle paar Jahre neu verteilt wurde. Da hat man die verschiedenen Felder: Eines ist fruchtbar, das andere besteht nur aus Steinen. Es ist ungerecht, wenn eine Familie immer das fruchtbare Feld hat, und die andere das unfruchtbare, und so wurde das Land nach einigen Jahren wieder neu zugeteilt. Nun, sagt David: ›Die Messschnüre sind mir gefallen auf liebliches Land‹ … ›mein Erbteil gefällt mir.‹ ›Aber Du hattest doch nichts, wohin du dein Haupt hättest legen können!‹ ›Liebliches Land‹, sagt Jesus. ›Aber Herr, Du lebtest dreißig Jahre in einer überfüllten kleinen Hütte, und man verachtete Dich und spie Dich an!‹ ›Die Messschnüre sind mir gefallen auf liebliches Land‹, sagt unser Messias, und wer hätte eher Grund zur Klage gehabt als Er? Und wenn die Dinge das nächste Mal nicht so laufen, wie wir es gerne hätten, was sollen wir dann sagen? ›Herr, wessen Hand war es, der mir dieses Los, diese Messschnüre, warf? Wer hat mir dieses unfruchtbare Plätzchen gegeben, um Früchte darauf hervorzubringen? Wer gab mir dieses fruchtbare Plätzchen für einen Teil meines Lebens? Du bist es, der mein Los festlegt … mein Erbteil gefällt mir.‹ Denkt an den Herrn Jesus, wie Er ins Angesicht Seines Vaters schaute und sagte: ›Du hast mir ein wunderbares Erbe gegeben.‹ Und woraus bestand dieses Erbe? Aus einem Dutzend Fischern, aus dem Abschaum und den Verachteten der Welt, und dem Kreuz. Aber Er schaute auf zum Vater, sah die vor Ihm liegende Freude und sagte: ›Vater, mein Erbteil gefällt mir.‹«

Diese Freude zog an, und weil er es so wollte, war die Anziehung immer gegenseitig. Es war nur natürlich, dass er oft die Namen derer wieder vergaß, mit denen er nur vorübergehende, geistliche Gemeinschaft gehabt hatte, da er mit vielen Tausenden von Menschen Kontakt hatte. Doch in jedem

Land, das er besuchte, sammelte sich sein Herz einige Namen, die er nicht wieder vergaß, Namen von jungen und alten Menschen, die sein ganzes Leben durch ihre Freundschaft bereicherten. Da war Mr. Wanhill, den er aus seiner Zeit in der Bank kannte, und der nach 62 Jahren ununterbrochener Freundschaft schrieb: »Sicherlich wird unsere langjährige Freundschaft im Vaterhaus erneuert und fortgeführt werden.« Da war Robert Laidlaw in Neuseeland, dessen Güte gegenüber St. Johns ganzer Familie die Jahre über ungebrochen blieb; Rice H. Clayton in Australien, dem Harold St. John seinen nahezu letzten Gruß sandte; Richard Hill, Familie Trooter und die Gebrüder Loiseaux in den Vereinigten Staaten; Familie Sheppard und Mr. Bowen in Canada; Dr. Northcote Deck, der den Himmel einen Tag vor ihm erreichte, der geliebte Mr. Payne und Mr. Lear in Argentinien; Mr. McNair und Mr. Ellis in Brasilien; die Familien Flanigan und Matthews in Irland (das Familienfoto der Matthews-Kinder, das immer auf seinem Bücherregal stand, hielt er hoch in Ehren); Robert Balloch in Schottland, mit dem er sich oft und ausführlich all die Jahre schrieb, indem sie die Ausbeute ihrer Studien und der Liebe ihres Herzens miteinander teilten.

Diese Freundschaften hatten etwas Seltenes und Schönes an sich. Einige dauerten Jahrzehnte und überstanden die Prüfung vieler Jahre. Zum Teil hatten sie als junge Männer einer dem anderen die Hände im Werk Gottes gestärkt, und als sie dann alt wurden, wurden sie in Demut, Dankbarkeit, gegenseitigem Respekt und gegenseitiger Inspiration noch fester zusammengeschweißt, und nie machten sie den Versuch, das zu verhehlen. Sie waren seit langer Zeit frei von aller Rivalität oder dem Wunsch, einander zu kopieren, und konnten als alte Gemeinschaftsarbeiter am Evangelium ihre gegenseitige Liebe ohne Vorbehalte oder Reserviertheit zeigen. Welch ein Licht wirft ein Brief auf die Freundschaft und Gemeinschaft langer Jahre, den W.E. Vine in seinen späteren Jahren

an Harold St. John schrieb: »Ich muss sofort einen falschen Eindruck korrigieren, der in deinem Brief durchkam und in dem sich die Liebe ausdrückt, an der ich mich so freue. Du sprichst von einer großen Schuld der Liebe und der Gemeinschaft und der Hilfe, die in deinen Kontobüchern mir gutgeschrieben sind. Durch welchen Kunstgriff es dir gelungen ist, so viel aus meinem Soll auf das deine zu transferieren, weiß ich nicht. Ich glaube aber, dass die Zahlen in meinem Kontobuch stimmen, und nach meinen Büchern habe ich bei dir sehr viel Schulden, und dein Schuldenkonto ist praktisch leer. Was ich dir für all die Jahre unserer Freundschaft schulde, kann man in einem Brief gar nicht ausdrücken, dein Dienst des Vorbildes und der Praxis, der Unterweisung und des Beispiels würde viele Seiten füllen. Ich kann mich nicht daran erinnern, mit jemandem über so viele verschiedene Fragen gesprochen zu haben wie mit dir letzte Woche, und doch verstanden wir uns immer und die Gemeinschaft war nie getrübt. Hier sind meine roten Zahlen wieder sehr angewachsen: Deine Geduld, dein Anstand, deine Nachsicht und deine Zurückhaltung, die eigene Meinung zu äußern, auch wenn du vielleicht allen Grund gehabt hättest, mir zu widersprechen.«

Als Harold St. John älter wurde, überschüttete er auch die jüngeren Männer gerne mit seiner Freundschaft, die mit ihm gemeinsam dienten, und die, je schwächer seine Kräfte wurden, mehr und mehr an seine Stelle traten. Um die vielen dauerhaften Freundschaften zu beschreiben, die er in England hatte, ist hier weder Zeit noch Raum. Dutzende in der Gemeinde sehr geschätzte Namen kommen einem da in den Sinn. In den meisten größeren Städten und auch in sehr vielen kleinen warteten enge Freunde immer darauf, dass er vorbeikam. Da gab es eine Freundschaft, die durch einen plötzlichen Tod beendet wurde, (über den St. John nie hinwegkam) – die von Fred Mitchell, dem Heimatdirektor der China-In-

land-Mission. Sie hatten einander nicht mehr als ein Dutzend Jahre gekannt und einander auch nicht oft gesehen, aber sie waren tief und eng verbunden und trugen einer die Lasten des anderen. Noch kurze Zeit vor seinem Tod schrieb Mitchell von seinen Plänen und schloss den Brief: »Ich hoffe, dass ich zur Abergale Gebetskonferenz zurück sein kann, wenn ich nur wieder etwas Zeit mit dir verbringen kann. Du bist mir ein geliebter Bruder, mir wird immer ein Schritt weiter in Richtung auf den Himmel geholfen, wenn ich mit dir zusammen bin. Ich hoffe, dass das nicht selbstsüchtig ist. Ich bete weiterhin sehr viel für jeden Einzelnen in deiner Familie und danke Gott, dass ich dich kennen lernen durfte. In dauernder und immer tieferer Liebe verbunden.«

Die Nachricht von dem tödlichen Ausgang des Flugzeugunglücks im Mai 1953 war für Harold St. John ein schwerer Schlag. »Ich habe den liebsten Freund aus jener Generation verloren«, schrieb er einem seiner Kinder. »Ich habe ihn nur selten gesehen, aber ich habe lebendige Erinnerungen von Zeiten tiefen, anhaltenden Gebetes mit ihm. Es war eine der engsten Freundschaften meines Lebens und ich war einige Tage wie gelähmt. Ich musste dir schreiben und dir davon erzählen, aber wie reich bin ich doch, wo ich so Viele habe, die noch hier auf der Erde sind.«

Und später schrieb er: »Ich sende dir den Bericht von Freds Gedächtnisgottesdienst; es kommt mir immer noch so unwirklich vor. Er war so sehr ein Teil meines Herzens und Lebens geworden, dass es lange dauern wird, ehe ich begreifen werde, dass er wirklich heimgegangen ist. Als unser Herr auf der Erde war, kannte Er keinen Bruch zwischen dem jetzigen und dem ewigen Leben: ›Wer an mich glaubt, wird nicht sterben.‹« Der Tod war für ihn nur ein Augenblick in einem durchgängigen Geschehen. Nach seiner Meinung gingen die Leute nicht in einen Himmel, in dem sie sich ausruhen, sondern wo

sie Gott immer dienen würden. »Über wenigem treu gewesen … gehe ein in die Freude … ich will dich zum Herrscher machen.«

Er wusste um die Pflichten, aber auch um die Belohnungen einer Freundschaft, und hielt die Pflichten immer heilig. »Abraham, der Freund Gottes«, sagte er einmal. »Und wenn Gott Seine Freunde schätzt, hat er uns welche gegeben? Und wenn Er uns welche gegeben hat, wie haben wir sie behandelt? Haben wir die Freundschaften gehalten oder haben wir sie durch unsere Unachtsamkeit verloren? Wenn das so ist, wie wollen wir am Tag der Abrechnung vor unserem Herrn dastehen? Wenn Er dir schenkt, was Er selbst schätzt, dann solltest du es auch für wertvoll halten.«

Und von dem Lohn solcher Freundschaften konnte er auch viel berichten. Als junger Mann hatte er in sein Tagebuch geschrieben: »Welch ein Trost, welch eine unbegreifliche Befreiung, sich bei einem Menschen sicher zu fühlen, wo man nicht die Worte sorgsam abwägen muss, wo man Spreu und Weizen gemeinsam ausschütten darf, weil man sicher ist, dass der Freund alles sichtet und nur behält, was es wert ist, behalten zu werden, und den Rest mit dem Hauch der Liebenswürdigkeit wegbläst.«

Und wie viel Zeit verbrachte Harold St. John selbst mit Sichten. Wie schnell vergaß er die Spreu, und wie freudig sammelte er den Weizen!

Kapitel 13

Der Prediger

Der Biograf, der versucht, Harold St. Johns Leben nachzuzeichnen, hat es schwer, seine Reisen zwischen 1925 und 1950 zu verfolgen. Er führte kein Tagebuch und hatte auch keinen Terminkalender, und die Aufzeichnungen, die uns geblieben sind, sind nur sporadisch und oft ungenau. Er scheint nur so von Kontinent zu Kontinent gehüpft zu sein, und viele hundert Orte mit großer Schnelligkeit und Ungebundenheit besucht zu haben. Doch es gab einige Zentren und Konferenzen, bei denen er regelmäßig seinen Dienst tat und um die alle anderen Aktivitäten des Jahres zeitlich gruppiert wurden. Während der zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre sprach er jeden Sommer in den USA und in Kanada. Er blickte gerne auf die Seacliff Konferenzen mit Richard Hill zurück. Er besuchte Rhodes Grove, die Stony Brook School, Greenwood Hills in Pennsylvania und andere Sommertreffen. Er hielt Predigten in Los Angeles und anderen großen Städten der USA ab. In Kanada hielt er eine sehr gesegnete Predigtreihe über die gegenwärtige geistliche Anwendbarkeit der Offenbarung. Er schrieb oft den Leit- und andere Artikel in Mrs. Fitchs Zeitschrift »The Bible Scholar«.

Er liebte die Vereinigten Staaten und er überlegte sogar einmal, ob er nicht seine Familie mit hinüber nehmen und sich dort niederlassen sollte, als ihm die Leitung eines bekannten Bibel-Colleges angeboten wurde. Er lehnte diese Leitung nach viel Überlegung und Gebet ab, aber das Land und seine Menschen zogen ihn immer wieder unwiderstehlich an. Er fühlte sich in dieser freundlichen, ungezwungenen Atmosphäre sehr wohl, und von der nie versagenden Güte seiner amerikanischen Freunde könnte Vieles geschrieben werden, besonders in den Kriegsjahren. Mit der für sie so charakteristischen Großherzigkeit nahmen sie ihn und seine Familie als die Ihren an.

Neuseeland besuchte er zweimal, 1934 und 1937, aber Australien nur einmal, und zwar 1937. Er wäre in seinem späteren Leben gerne noch einmal dorthin gereist, doch dieser Wunsch erfüllte sich nie. Er genoss die grenzenlose Gastfreundschaft von Robert Laidlaw, W.C. Hewlett, John Burrows und J.S. Burt in Neuseeland und war mit dem Camp Movement (Veranstaltung von Freizeiten) sehr verbunden, die sich in den letzten Jahren immer stärker ausgebreitet hat und für die christliche Jugend Neuseelands ein großer Segen geworden ist. Er war der Hauptredner beim Brown's Bay Summer Camp und einer, der sich an dieses Lager erinnern kann, schreibt:

»Es war gerade im zweiten Jahr unserer Ehe, als wir Ihren Vater kennen lernten. Ich habe noch Fotos von ihm, die auf einem der frühen Bibelcamps gemacht sind, die wir in Brown's Bay veranstalteten, die die Vorreiter unserer Camp-Bewegung in Neuseeland waren. Ich denke, es war zu Weihnachten 1934. Es gibt ein Foto von ihm, wo er einen Angeklagten bei einer Verhandlung spielt. Ich erinnere mich noch, dass ich ihn gegen die schwere Anklage zu verteidigen hatte, dass er unsere Herzen gestohlen habe. Und auf einem anderen Bild kann man ihn im Schlafanzug sehen. Es war seine Gewohnheit, im Lager um sechs Uhr morgens aufzustehen, und in der frühen Morgensonne an der Küste entlang zu gehen und in seiner Bibel zu lesen. Ich hatte das Vorrecht, sehr viel Zeit in der Gemeinschaft Ihres Vaters zuzubringen, und diese Eindrücke sind geblieben.

Er machte manchmal lange Wanderungen mit Einigen von uns, auf denen wir uns über sehr persönliche Themen unterhielten, und er erzählte immer viel aus dem reichen Schatz seiner geistlichen Erfahrung, was mir für immer unvergesslich bleiben wird. Das Essen arrangierten wir dann im Teehaus der Stadt, und eine Gruppe von acht bis zehn Leuten aß mit ihm. Wir unterhielten uns dabei über viele geistliche Themen. Wir

alle waren Ende zwanzig, Anfang dreißig, und die, die damals mit ihm gegessen haben, stehen heute vorn im Versammlungsleben und den Aktivitäten der Versammlung in dieser Stadt. Abgesehen von diesen persönlichen Erinnerungen, würde ich sagen, dass der Eindruck, den Ihr Vater bei seinen Besuchen in Neuseeland hinterließ, folgender war: Man war von der Qualität und Tiefe seines Bibelwissens, seiner Höflichkeit, seinem ausgezeichneten Benehmen und seinem disziplinierten Leben tief berührt. Was mich persönlich sehr ansprach, war die Tatsache, dass er nie einen seiner Mitchristen kritisierte und sein sonniges, fröhliches Gemüt, das erkennen ließ, dass er sein Leben in Christus genoss, und mit dem er andere dazu anregte, seinem Beispiel zu folgen und in Gott zu wandeln. Ich habe dieses Bild von ihm nicht im Geringsten überzeichnet – so dachten wir über ihn.«

Er erreichte Australien rechtzeitig, um mit Alfred Gibbs gemeinsam beim Ostertreffen in Melbourne zu sprechen. Er besuchte auch Sydney, Adelaide und Tasmanien. Er blieb einen Monat in Melbourne und sein Leben dort beschreibt sein Gastgeber so: »Hoch kurz nach sechs, kalte Dusche, eine Tasse Tee als Frühstück, ein Blick in die Zeitung. Arbeit bis zum Mittagessen, dann Besuche. Abendessen hier oder auswärts, Predigtdienst abends.« (Es war übrigens nur der großzügigen Liebe der Geschwister in Australien, Neuseeland und in den Vereinigten Staaten zu verdanken, dass seine Frau während der Kriegsjahre durch die Care-Pakete in der Lage war, ein offenes Haus für Soldaten zu haben.)

In Großbritannien hatte er Orte, wo er immer wieder predigte. In den Jahren zwischen 1922 und 1954 hielt er in Bloomsbury in der Central Church etwa dreißig Predigten, die meisten in den letzten zwölf Jahren seines Lebens. Acht Jahre lang bestritt er dort die Bibelabende, zu denen sich etwa zweihundert Menschen im Keller der Kirche versammelten. Er

zog seinen Stuhl bis an den Rand des Podiums nach vorne und sprach im Sitzen, ein Zugeständnis an sein fortgeschrittenes Alter. Er legte einen Teil eines Kapitels aus und gab dann die Runde für Fragen frei, die sofort beantwortet wurden, wenn sie wichtig waren, wenn sie aber nebensächlich oder unwichtig waren, wurden sie freundlich und sanft, aber bestimmt zur Seite gestellt.

Einer seiner letzten Besuche in Bloomsbury war besonders bemerkenswert. Es war offensichtlich, dass er gegen Ende seiner Predigt tief bewegt war, als er in brennende Worte des persönlichen Zeugnisses ausbrach, die an das Zeugnis des Polykarp erinnern: »Sechzig Jahre lang war Er mein bester, liebster Freund, und Er hat mich nie im Stich gelassen», und ähnliche Worte. Später wurde bekannt, dass sein scharfes Auge im Publikum eine Gruppe junger Leute aus der Gemeinde entdeckt hatte, die alle ein christliches Elternhaus hatten, aber wohl noch nicht bekehrt waren. Es war ein Appell an sie, vielleicht sein letzter.

Jedes Jahr, sofern er in England war, diente er in der South Park Chapel in Seven Kings, und zwar über fünfundvierzig Jahre hinweg. Ursprünglich wurde er durch den Gründer, W.H. Knox, angezogen, dessen praktisches Christentum er immer sehr bewunderte. In dieser Gemeinde hielt Harold St. John oft 25 – 30 Predigten im Jahr. Während vieler Jahre diente er in einem großen Gebiet in Schottland am Wort Gottes und besuchte dort auch die großen Neujahrskonferenzen der verschiedenen christlichen Zentren. Er interessierte sich besonders für die Bibelarbeiten, die in Netherhall in Largs und in Ayr und Aberdeen gehalten wurden, und zu verschiedenen Zeiten teilte er sich deren Leitung mit C.F. Hogg, J.B. Watson, J.M. Shaw, W.W. Fereday, G.C.D. Howley und George Harpur. Lange, nachdem er nicht mehr reisen konnte, sehnte er sich von Herzen nach der Largs-Konferenz und Anfang Mai 1957

sandte er denen, die den jährlichen Bibelarbeiten zuhörten, ein Telegramm. »Jesaja 38,19.20; Harold St. John.« Diese Worte kamen von einem sterbenden Mann und sie wurden laut vorgelesen: »Der Lebende, der Lebende, der preist dich, wie heute ich: Der Vater erzählt den Kindern von deiner Treue. Der Herr war bereit, mich zu retten. Und wir wollen das Saitenspiel erklingen lassen alle Tage unseres Lebens im Haus des Herrn.« Dieses Telegramm kreuzte sich mit ihren Grüßen – eine hübsche Postkarte mit den »Scottish Highlanders« in voller Uniform, die zum Klang der Trommeln und Dudelsäcke marschieren. Es kam am Mittag des 11. Mai an, gerade als die Tore sich öffneten, und Harold St. John voller Freude in die Gegenwart des Königs einging.

Es geschah zuerst in Seven Kings und später in Largs, dass er auf eine Nachfrage von seiner eigenen Bekehrung berichtete und von seinen Anfängen im Glauben, ein Thema, über das er nicht oft sprach. »Niemand wollte an dem Abend ins Bett gehen«, sagte einer, der in Largs dabei war. »Normalerweise mussten die Lichter um elf Uhr gelöscht sein, aber kleine Gruppen saßen noch auf den Zimmern und redeten bis zum Morgengrauen. Wir sechs saßen auch bis nach ein Uhr in unserem Zimmer und fragten uns, was für einen Zweck unser Leben hat nach dem, was wir gerade gehört hatten.«

Seine Vorliebe für Nordirland entwickelte sich erst in späteren Jahren. Aber bei den Bibelstudiengruppen in Portballintrae 1949 war der Saal vollbesetzt, ebenso in Portrush. Er diente viele Jahre in der Sommerschule Plas Menai in Llanfai Fechan, in Nord Wales, bei der Reading-Konferenz und bei den Bournemouth-Konferenzen. Er predigte auch bei der Keswick-Konferenz in London. Er reiste von Norden nach Süden, von Osten nach Westen durch das ganze Land, und wo immer er predigte, wurden die Herzen der Menschen erhoben und es brach ein neuer Hunger nach geheiligtem Leben aus. Viele haben

versucht, die besondere Art seines Predigens zu beschreiben oder den Eindruck, den sie bei ihnen hinterließ. Ein junger Mann, der in Wrexham in Nordwales lebte, fuhr Abend für Abend nach Liverpool und wieder zurück, nachdem er einen harten Tag in den Kohlebergwerken verbracht hatte, nur um Harold St. John predigen zu hören. Ein anderer, ein Schotte, ging nur widerwillig zu einem seiner Vorträge, als ihm gesagt wurde, dass es um den Propheten Habakuk ging, aber als er eine Predigt gehört hatte, wurden ihm die Augen so geöffnet, dass er das nächste Jahr seines Bibelstudiums mit den Kleinen Propheten verbrachte.

»Jedes Thema, das er anpackte, bekam Farbe, und sein reiches poetisches Talent brachte die lebhaftesten Bilder hervor, mit denen er seine Predigten ausschmückte«, schrieb einer, der mit ihm gemeinsam oft Vorträge hielt. »Die Intonation seiner Stimme und die Art seiner Auslegung waren ganz seine Eigenart, obwohl es nicht nur das gesprochene Wort war, das die Zuhörer an ihm beeindruckte. Viele der Prediger kennen ihre Bibel, aber er kannte seinen Herrn.«

»Sein Dienst war einzigartig«, schrieb einer der Leiter seiner Heimatversammlung in Malvern. »Seine Art, an die Bibel heranzugehen, war zugleich mikroskopisch und teleskopisch. Er nahm das Teleskop seines gottgegebenen Wissens und durchstreifte damit die Unendlichkeit der Schrift und ihre große Ausdehnung und zeigte den Heiligen so manchen Stern der Wahrheit. Er bewegte sich in unfassbaren Dimensionen und wir versuchten mit unseren Mitteln hinterherzukommen, und unsere Seelen wurden sehr erleuchtet. Aber dann nahm er das Mikroskop zur Hand und rief uns auf, dort hineinzublicken, und wir sahen ganz neu die kleinsten Blumen im Wort Gottes, die winzigsten Schattierungen und die zarten Töne der wunderbaren Sprache, die alle dazu beitrugen, uns die Schrift bis in die kleinsten Details auf das Deutlichste auszulegen.«

Was war das Geheimnis solcher Kraft und solchen Einflusses? Die Antwort auf diese Frage ist sicherlich nicht ganz einfach. Wir haben schon über die vielen Stunden des konzentrierten Bibelstudiums, die er zur Vorbereitung seiner Bibelstunden verbrachte, gesprochen, aber er studierte nicht nur, sondern dachte auch sehr gründlich und geduldig über das nach, was er gelesen hatte, so dass sein Thema manches Mal das Ergebnis jahrelangen Nachdenkens und der reifen Erfahrung war.

»Vor vielen Jahren«, sagte er einmal zu Beginn einer Predigtreihe über Hiob, »begann ich das erste Mal, das Buch Hiob sorgfältig zu lesen und arbeitete mich schließlich durch die siebenunddreißig Kapitel bis zum Ende von Elihus Reden, und beachtete, so weit es mir möglich war, jedes Wort, jeden Vers und jede der Reden. Dann machte ich mich mit großen Hoffnungen an das Studium der Reden Gottes, und das erste und einzige Mal, seit ich mich mit der Schrift beschäftige, erlebte ich eine Enttäuschung. Nichts, aber auch gar nichts von dem, was ich erwartet hatte, fand ich in diesen Kapiteln. Ich suchte nach großartigen philosophischen Erkenntnissen und Deutungen über den Sinn des Leids in dieser Welt. Ich fand aber in diesen wunderbaren Reden Gottes nichts als eine Beschreibung seiner Schöpfung und etwas über das Verhalten von sieben Tierarten, die ich nicht kannte. Ich schloss das Buch mit dem Gedanken, dass das nichts für mich sei, und ich hatte Recht. Nach vielen Jahren erst erkannte ich die Philosophie, die dahinter steht, und ich denke nun, dass, solange ich dieses Leben habe, ich in diesen Kapiteln alles Licht und alle Heilung für meine Seele finde, wenn ich voll Verwirrung über den Sinn des Leids dastehe.«

Außerdem waren seine Redetechnik, sein Reichtum an Themen und die Originalität seines Ausdrucks ungewöhnlich, und sogar, wenn er sein Thema bekanntgab, kleidete er es in passende Worte.

Galater fünf: »Die Fabrik und der Garten.«

Über die vier Evangelien: »Der Steuereintreiber und sein König«, »Der Levit und sein Herr«, »Der Arzt und sein Hoherpriester«, »Der Fischer und sein Gott«.

Über das vierte Buch Mose: »Das Heerlager Gottes.«

Über die vier großen Propheten: »Der Thron und die lebendige Kohle«, »Das Mandelreis und der große Kessel«, »Die schimmernden Cherubim und die vier Räder«, »Durch Gemüse und Gebet«.

Auch der erste Satz einer Ansprache diente oft dazu, seine Zuhörer aufmerksam zu machen. »Wir wenden uns nun dem Buch Hesekiel zu – eine Weide, auf der man Gottes Schafe nicht oft grasen sieht.« Oder: »Ich bin der Eigentümer vieler Regenschirme, die in der ganzen Welt verstreut sind, aber keinen von ihnen besitze ich.« Dieser Satz diente dazu, zum Thema »Das Erbe in Besitz nehmen« im Epheserbrief hinzuführen.

Seine Art zu reden war völlig natürlich und ohne jede Geziertheit. Manchmal war er mehr eindrücklich als genau, etwa, als er von seinem Thema mitgerissen Paulus beschrieb, wie er seine Taschenuhr herauszog und Silas sagte, dass es Mitternacht sei und Zeit für ein Lied, aber solche gelegentlichen Stilblüten beunruhigten ihn nicht weiter. Als ihm einmal erzählt wurde, dass der berühmte Dr. Jowett eine schlaflose Nacht gehabt habe, weil er Seine Metaphern merkwürdig gemixt hätte, entgegnete Harold St. John freundlich: »Er hätte sich darüber keine Sorgen machen brauchen. Auch der Herr mixte gelegentlich Seine Metaphern. Sagte Er nicht: ›Fürchte dich nicht du kleine Herde, denn es hat eurem Vater Wohlgefallen, euch das Reich zu geben‹?«

Viele Teile der Bibel wurden für seine Zuhörer jedes Mal neu lebendig durch die guten Beispiele, die er gebrauchte. Niemand konnte wohl jemals mehr die Lehre über unreife Christen im Neuen Testament vergessen, der folgende Auslegung gehört hatte: »In 1. Korinther 3,1-3 ist die Kirche eine Krabbelstube und Paulus muss die Kinder füttern. In den Versen 4-9a verwandelt sich die Kirche mit einem Mal in einen Garten, Paulus hat einen Spaten in der Hand und pflanzt, während Apollos mit der Gießkanne herumläuft. Paulus sagt: Ich kam wie eine Mutter oder Amme nach Korinth und ich gab euch die beste Milch, die ich bekommen konnte, und das war für euch alles in Ordnung, solange ihr Kinder wart, und Milch war die richtige Nahrung für euch. Aber jeden Tag schaue ich auf meinen Plan und denke, dass ihr mit dieser Milch aufhören solltet, denn ich habe für euch jede Menge gutes Fleisch, schön gebraten und gewürzt, aber eure Augen wenden sich immer wieder der Milchflasche zu, und ihr habt gar keine Ahnung, dass es außer der Milchflasche auch noch anderes gibt. Ich habe den feinsten Weizen und wunderbare Gaben Gottes für euch, aber ihr mit euren zurückgebliebenen Sinnen habt nichts als das Fläschchen im Sinn. Den Grund dafür kann man in Vers 3 finden; und ihr seid noch immer so, obwohl ihr doch schon jahrelang in Christus gelebt habt. Und der Grund dafür ist, dass ihr eifersüchtig aufeinander seid, und euch nicht vertragen und wie Männer in Christus leben könnt, wo ihr doch wie die Heiligen wandeln solltet, die in der Gnade und Erkenntnis Christi wachsen. Und ist nicht gerade das die Tragödie der heutigen Gemeinde? Wie viele von uns Christen sind damit zufrieden, immer wieder die alten Weiden abzugrasen, dieselben Gebete immer wieder zu beten und über immer dieselben Themen nachzudenken, während Gott uns doch wünscht, dass wir von einer Kraft zur anderen gehen sollen, und von der Dämmerung ins volle Licht des Mittags. Das kleine Kind, das sich weigert, groß zu werden, wie Peter Pan, ist das erste Bild, das Paulus auf die Korinther anwendet.

Nun dürfen wir aber nicht vergessen, dass es noch zwei andere Säuglinge im Neuen Testament gibt – an zwei anderen Stellen. Wenden wir uns Petrus zu: In 1. Petrus 1,23 wird das Kind geboren: ›Ihr seid nicht aus vergänglichem Samen, sondern aus unvergänglichem durch das lebendige und bleibende Wort Gottes.‹ Und dann sagt er in Kapitel 2,2: ›Seid wie neugeborene Kinder begierig nach der geistigen, unverfälschten Milch, damit ihr durch sie wachset.‹ Und wenn das Kind eines Tages gewachsen sein wird, was passiert dann? Es wird festere Nahrung brauchen, woran wir erkennen, wie gnädig der Herr ist. Wir haben hier ein prachtvolles Kind, es hat nur einen Gedanken, und zwar, dass es Milch braucht und weiß, wo es sich hinwenden muss, um sie zu bekommen. Nun wenden wir uns Hebräer 5 zu, wo von dem nächsten Säugling die Rede ist: ›Denn während ihr der Zeit nach Lehrer sein solltet, habt ihr wieder nötig, dass man euch lehre, was die Anfangsgründe der Aussprüche Gottes sind; und ihr seid solche geworden, die Milch nötig haben und nicht feste Speise. Denn jeder, der noch Milch genießt, ist richtiger Rede unkundig, denn er ist ein Unmündiger; die feste Speise aber ist für Erwachsene, die infolge der Gewöhnung geübte Sinne haben zur Unterscheidung des Guten wie auch des Bösen.‹ Ist dieses Kind das Gleiche wie das im Korintherbrief? Nicht im Geringsten. Hier sind sie alle drei und sitzen in ihren Kinderstühlchen. Das Erste sitzt da mit seiner Flasche in der Hand, es ist ein paar Monate alt und so glücklich, wie nur möglich. Das Baby bei Petrus verlangt nach der wahren Milch des Wortes. Das zweite Baby aus Korinth hat auch noch seine Flasche in der Hand, aber für dieses Kind ist das eine Schande. Aber das Dritte ist das Schlimmste von allen. Es handelt sich dabei um ein Baby von fünfundvierzig Jahren. Es gab einmal eine Zeit, als es festes Fleisch gegessen hat, aber es hat sich zurückentwickelt und braucht jetzt wieder Milch. Das erste Kind ist normal, das Zweite zurückgeblieben – es ist wachstumsgestört, aber das Dritte ist wirklich krank und hat sich zurück-

entwickelt; es war daran gewöhnt, Fleisch zu essen, aber im Lauf der Zeit ist es in geistliche Kindheit zurückverfallen, ein schreckliches Beispiel des greisenhaften Verfalls. Und diese drei Arten von Menschen finden wir in den Gemeinden, darum seien wir immer darauf bedacht, dass wir uns nicht mit dem zufrieden geben, mit dem wir angefangen haben. Werfen wir unsere Anfänge nicht über Bord, aber lernen wir, uns mit festerer, tiefgründigerer Lehre zu ernähren, je weiter wir im Leben mit Gott fortschreiten. So sagt der Apostel uns hier in unserem Abschnitt. Der Kindergarten ist in Unordnung geraten und die Kinder wollen nicht wachsen.«

Und kein Zuhörer konnte mehr den Inhalt von Römer 11 vergessen, nachdem er diese Zusammenfassung von Harold St. John gehört hatte:

»Der jüdische Zug ist auf ein Nebengleis geleitet worden und der Gemeindeexpress rast donnernd an ihm vorbei und der Jude mag sich sagen: ›Ach, wäre ich doch in diesem Zug.‹ Mein lieber Freund, das ist möglich, denn in dem Zug ist jede Menge Platz. ›Da werden alle diese Leute direkt in den Himmel gefahren‹, sagt er, ›und ich würde so gerne dabei sein.‹ Und die Zeit wird kommen, sagt Paulus, dass sie dabei sind. Gott wird an ihren Herzen arbeiten und sie werden sich zu Gott zurückwenden.«

Unvergesslich auch das Folgende: »Fragst du dich, warum Daniel nicht gezögert hat, als er sich für eine Grube voller hungriger Löwen zu entscheiden hatte? Von der zeitlichen Abfolge her gesehen, kommt Kapitel acht vor Kapitel sechs, und Daniel hatte ein Tier gesehen, das wirklich eine Bestie war, nicht solche harmlosen Kätzchen wie die Löwen in Babylon.«

Könnte jemand diesen Tadel nicht zu Herzen nehmen: »Die

Kirche könnte die ganze Welt mit dem Evangelium erreichen, wenn sie nur aufwachen würde. Aber sie liegt in ihrem Himmelbett und ist vom Gift des Spaltpilzes benebelt.«

Seine Predigt war immer reich mit Beispielen aus Geschichte, Literatur, Erdkunde, Naturwissenschaft und seinen eigenen Erfahrungen auf seinen zahlreichen Reisen illustriert. Seine gesamte Lehre wurde von solchen Beispielen begleitet und erhellt und sie wurde dadurch sehr anziehend. »Ihr müsst eure Lehre ins Sonnenlicht erheben«, sagte er einmal. Und mit ergreifender Wirkung konnte er die Lehre alter Dichter in moderne evangelische Wahrheiten verwandeln.

»Als Dante seinen Pilger durch die Unterwelt führt, bringt er ihn fast am Ende der Reise an einen Ort, an dem zwei Flüsse fließen und sagt zu ihm: ›Du musst von beiden trinken. Wenn du von einem trinkst, dann wirst du alle Sünden und alle Sorgen der Vergangenheit vergessen, wenn du von dem anderen trinkst, dann wird auf den Tafeln deines Gedächtnisses dein Leben lang alle Güte, Gnade und Zucht Gottes eingedrückt bleiben.‹ Das zeigt, dass Dante ein sehr tiefes Verständnis für unsere Bedürfnisse hatte. ›Ich will deiner Sünden nicht mehr gedenken‹ und ›du sollst dich des ganzen Weges erinnern, den der Herr, dein Gott dich geführt hat‹. Und wenn einer von diesen beiden Flüssen ausgiebig getrunken hat, dann wird er nie in Tiefen versinken. Aber diese beiden Ströme können nur dann gefunden werden, wenn die Tränen des Sünders sich mit dem Blut Jesu vermischen.«

Er hatte einen ausgeprägten Sinn für die hohe Berufung und die Ehre des Dienstes am Wort Gottes und riet den jungen Männern oft, sich in Acht zu nehmen und die Kosten zu überschlagen, ehe sie begannen zu predigen. Trotzdem liebte er es, gemeinschaftlich mit ihnen zu predigen und hörte voller Aufmerksamkeit auf das, was sie zu sagen hatten.

»Prediger sind immer Könige«, sagte er ihnen einmal, »aber ich möchte nicht, dass ihr aufspringt und vorschnell einige neue Gedanken über den Römerbrief weitergebt. Ich darf das zu meinen jungen Freunden sagen, die mich mit ihrem Vertrauen beehrt haben: Beeilt euch nicht zu sehr, mit dieser großen Aufgabe des Predigens zu beginnen. Vergesst nie, dass Predigen lange Monate und Jahre des geistlichen Kampfes erfordert, und ein Prediger, der zu jung beginnt (obwohl ich andererseits auch an Charles Spurgeon denken muss, den schon mit sechzehn Jahren keiner mehr zurückhalten konnte), wird seinen Ruf mit Sicherheit in den ersten zwei oder drei Jahren des Dienstes erworben haben, und, wenn er, wie das in jungen Jahren sehr oft der Fall ist, sehr hart spricht und wenig weiß, und auch wenig Erfahrung hat, dann wird euch der Ruf folgen, den ihr euch in eurer frühen Jugend erworben habt. Ich berücksichtige dabei noch gar nicht einmal, dass ihr den Zuhörern zu schaffen machen werdet. Ich erinnere euch nur an das: Dass ihr euren Ruf als Prediger in den ersten Jahren erwerbt, wenn ihr anfangt zu predigen, und euer ganzes Leben werden euch bestimmte Dinge nachhängen, deshalb beeilt euch nicht damit. Euer Herr Jesus fing erst mit dreißig Jahren an zu predigen, und Paulus war fast vierzig, Johannes der Täufer etwa neunundzwanzig. So beeilt euch nicht, euch einen Ruf zuzulegen, dessen ihr und eure Freunde sich später einmal schämen müssen.«

»Und«, sagte er später einmal in einem noch ernsteren Ton, »lasst uns darauf achten, dass wir uns nicht *einbilden,* dass wir berufen sind, aufzustehen und zu predigen, und das heißt nicht, dass die simple Tatsache, dass wir Mäntel und Hosen tragen, uns schon dazu berechtigt, unsere Mitheiligen mit unseren Worten zu belästigen. Denkt immer daran, dass der Dienst am Wort eine sehr ernste Sache ist, und Gott bewahre euch davor, zu solchen zu werden, von denen man sagt, sie seien ›die Brüder mit dem kleinen Wort‹. Meine lieben Brüder, der Dienst am Wort Gottes bedeutet, dass Gott durch Män-

ner spricht, die durch den Heiligen Geist gesalbt worden sind, und wir haben kein Recht, die Intelligenz von hundert Leuten zu beleidigen noch ihre Zeit zu stehlen, ehe uns der Herr nicht ausdrücklich in der Kraft des Heiligen Geistes die Schrift geöffnet hat.«

Aber er forderte nicht nur die jungen Männer auf, sich zu beschränken, auch die älteren Männer, deren Ausdruckskraft am Abnehmen war, forderte er dazu auf. Er selbst zog sich viel früher von der Verantwortung in der örtlichen Gemeinde zurück, als die meisten es für nötig hielten. »Die Kunst, mit Ehre alt zu werden, ist eine Kunst, die der Schreiber sehr gerne praktiziert«, schrieb er in einem Artikel über die Leviten. »Wenn die Zeit für uns gekommen ist, eine schwere Arbeit anderen Händen zu überlassen, dann ist es sinnlos, sich auf das eigene Urteil zu verlassen, und noch sinnloser, auf die eigene Frau zu hören. Der geistlichste Mann, den wir irgendwie erreichen können, wird uns einen besseren Rat erteilen. In der christlichen Arbeit sollten die Älteren daran denken, dass die Hauptaufgabe in der Öffentlichkeit von den Jüngeren getan werden sollte. Ein Mann kann mit fünfzig ein bewundernswerter Prediger sein, passabel mit sechzig, ein Langweiler mit siebzig und mit achtzig ein ausgesprochenes Ärgernis. Allerdings gibt es viele Ausnahmen, z.B. war A.T. Pierson ein solcher Fall.«

»Geisterfüllter Dienst« war sein Geheimnis. Er war nie von seiner Redetechnik oder seinen originellen Einfällen abhängig, ja, noch nicht einmal von seinem sorgfältig vorbereiteten Material. Er erzählte gerne die Geschichte von einem Amerikaner, der nach England kam, um einen berühmten Prediger zu hören, und er hörte ihm morgens, nachmittags und abends zu, aber sein Herz blieb leer. Als er in sein Hotel zurückging, wurde er auf eine Menschenmenge aufmerksam, und er sah einen einfachen jungen Mann auf der Straße sprechen, und

etwas ergriff den Amerikaner, als er diesen jungen Mann sah. Er merkte sich besonders einen seiner Sätze: »Liebe Freunde, ich war nie auf einer höheren Schule, aber ich war auf dem Hügel Golgatha.« Und als der Amerikaner diese Geschichte von Golgatha hörte, wurde sein Herz mit dem erfüllt, was er sich von seiner Londonreise erhofft hatte.

»Und ich darf sagen«, fügte Harold St. John hinzu, »dass uns das Kreuz Christi in Wirklichkeit nie etwas bedeutet hat, wenn es uns nicht den Atem raubt und die größte Dimension in unserem Leben erhält. Es geht nicht um das, was wir sehen, sondern um das, was wir erlebt haben. Ich muss die Kraft des Evangeliums erlebt haben und das Kreuz für mich persönlich in Anspruch genommen haben, sonst sollte ich lieber den Mund darüber halten.«

Er führte diese ausgesprochene Abhängigkeit vom Heiligen Geist noch weiter in einer Ansprache über 1. Korinther 2 aus: »Es gibt drei Dinge zu lernen, sagt Paulus in diesem Abschnitt in den Versen 10 bis 16, und lasst mich betonen, dass es keinen Abschnitt der Bibel gibt, den ein Prediger intensiver studieren müsste als 1. Korinther 2, die Verse 10 bis 16. Denn seht, für das Predigen gelten drei Dinge: Als Erstes muss ein Prediger die Wahrheit kennen. Woher kennt er sie? Durch die Offenbarung des Geistes Gottes. Als Zweites braucht er Worte, in die er seine Predigt kleiden will. Woher bekommt er diese? Ihr mögt sagen, er muss sich in gutem Stil und flüssiger Rede üben. Paulus sagt, darum geht es nicht. Die Worte, in die er seine Gedanken kleidet, müssen von dem gleichen Geist herkommen. Und was ist mit den Leuten, die der Predigt zuhören? Paulus sagt, dass auch sie den Heiligen Geist haben müssen. Der natürliche Mensch kann geistliche Dinge einfach nicht verstehen, deshalb müssen die Gedanken von Gott kommen, die Worte ebenfalls und die Vorbereitung der Herzen für die Botschaft auch. Und, magst du fragen, wo

bleibe ich beim Predigen? Von mir ist ja gar nicht die Rede? Genau das wird von dir erwartet – dass du beim Predigen im Hintergrund bleibst. Die Gedanken für die Predigt gibt dir der Geist ein; er erforscht alle Dinge; die Worte kommen von Ihm und die Menschen, die zuhören, können dich nur verstehen, weil der Geist ihnen diese Fähigkeit gibt. Das ist ein großartiger Abschnitt für Prediger. Ich weiß keinen, der für sie passender wäre als dieser.«

»Wie sollte nun ein Prediger sein Material erarbeiten? Das steht in den Versen 10-12. Der natürliche Mensch ist absolut unfähig, die Tiefen der Gottheit auszuloten, zu erfahren oder gar zu verstehen. Nun, wie kann ich denn davon erfahren? Vers 10: ›Gott offenbart sich durch den Geist, denn der Geist erforscht alles, auch die Tiefen Gottes.‹ Nun, der Geist kennt sie, wie soll ich nun zu ihnen vordringen? Vers 12: ›Wir haben nicht den Geist der Welt empfangen, sondern den Geist, der aus Gott ist, damit wir die Dinge kennen, die uns durch Gott geschenkt sind.‹ Ich möchte dazu anmerken, dass das Wort ›wissen‹, das in Vers 11 in einigen Übersetzungen zweimal vorkommt, ganz verschiedene Begriffe beinhaltet. Es sind sogar zwei verschiedene Worte, die Paulus da gebraucht hat. Das Erste ist das gewöhnliche Wort für allgemeines Wissen, das von ganz gewöhnlichen Menschen spricht, aber am Ende des Verses steht ein anderes Wort, nicht in der Gegenwart, sondern im Perfekt, und es bedeutet, dass niemand in diese Tiefen eindringen kann, weder durch Nachdenken noch durch Gebet oder irgendwelche anderen Bemühungen, als nur der Geist, der uns all diese Dinge, die Gott uns gegeben hat, gerne offenbart. So sagt uns der erste Abschnitt, dass es keine Möglichkeit gibt, zur endgültigen Wahrheit vorzustoßen, außer durch Offenbarung durch den Heiligen Geist, der in den Gläubigen wohnt.

Und nun hast du deine Predigt im Kopf und steigst auf deine Kanzel. Du sagst, ich habe wunderbare Gedanken, aber hast

du auch Worte, in die du sie kleiden kannst? Du solltest besser zur gleichen Quelle gehen, aus der auch die Gedanken geflossen sind – Vers 13 – ›Davon reden wir auch, nicht in Worten, gelehrt durch menschliche Weisheit, sondern in Worten, gelehrt durch den Geist.‹ Aber, wirst du sagen, ich dachte, ich müsse zur Schule gegangen sein, die Wörter richtig betonen und keine falschen grammatischen Konstruktionen benutzen, indem ich mit sprachlicher Gewandtheit rede. Möglicherweise hat auch Petrus am Pfingsttag einige grammatische Fehler gemacht, und sein Akzent mag auffällig gewesen sein, aber er predigte auf eine Art und Weise, die ihm der Heilige Geist eingegeben hatte, und unter dem Eindruck seiner Predigt bekehrten sich immerhin dreitausend Menschen. D.L. Moody verletzte wohl jede Regel der englischen Grammatik, und machte Kleinholz aus der gepflegten Sprache seiner Zeit, aber viele kamen zum Herrn Jesus, weil Moody sich zu Gott wandte, um Seine Botschaften, und die Worte, in die Er sie kleidete, von Ihm zu erbitten.

Nun magst du sagen, dann ist ja alles in Ordnung. Du hast die Botschaft und du hast die Worte, um sie weiterzusagen. Nun, sagt Paulus, beeile dich nicht zu sehr, denn du musst noch etwas anderes herausfinden. Vers 14: Willst du Betonwänden predigen? Lasst uns dieses Wort vom natürlichen Menschen recht verstehen. Es wurde von Aristoteles geprägt und er gebraucht es in einer bemerkenswerten Weise. Er sagte, dass es zwei Arten von Menschen gibt: Die, die durch körperliche Begierden umhergetrieben sind, der Trunkenbold, und der, der ein unmoralisches Leben führt; und dann gibt es den höheren Menschen, der von seiner Seele bestimmt wird. Das ist, im Gegensatz zum körperbezogenen Menschen, nach Aristoteles der natürliche Mensch, der einen großen Wissensdurst hat, und das ist etwas Edles nach Aristoteles. Der natürliche Mensch ist der, der die Schätze des Wissens entdecken kann, er weiß sehr viel über diese Welt – aber Paulus sagt, es

kann sein, dass du einem ganzen Saal voll solcher Leute predigst, und sie wissen mit dem, was du ihnen zu sagen hast, nicht das Geringste anzufangen, ehe nicht etwas geschieht. Weder der Hochintellektuelle noch der, der sehr einfachen oder sogar schwachen Geistes ist, kann über Gott etwas erfahren – denn solche Gedanken sind für ihn eine Torheit, er kann sie nicht verstehen, denn sie müssen geistlich verstanden werden – das heißt, dass der Geist an den Menschen arbeiten muss, die deine Worte verstehen sollen. Du magst sagen, dass du eine wunderbare Predigt vorbereitet hast, aber du wirst damit nicht weit kommen, es sei denn, dass der Geist an den Seelen deiner Zuhörer arbeitet und sie durch den Geist wiedergeboren werden. All deine wohlgewählten Worte sind umsonst, wenn das nicht geschieht. Natürlich musst du das Evangelium predigen, aber du musst dir immer vor Augen halten, dass, wenn du fünfhundert unbekehrte Leute vor dir hast, der Geist vielleicht begonnen hat, an zehn von ihnen zu arbeiten. Er erweckt sie und überführt sie von ihrer Sünde, und dann wirken deine Worte für sie wie heilender Balsam. Aber der Geist muss immer dabei sein.«

Und da er täglich so sehr vom Heiligen Geist abhing, war es auch in seinem Leben abzulesen, dass er unter der Leitung des Geistes stand und von Ihm gelehrt wurde. Er hielt nur selten die gleiche Predigt zweimal. »Das Gold, das er aus Gottes Schatz hervorholte, war immer frisch geschürft«, sagte einer seiner Zuhörer. Er selbst verglich den Geist Gottes gerne mit einem immerwährenden Strom. »Der Strom Gottes trocknet niemals aus«, sagte er. »Du brauchst nie einen abgestandenen, unzeitgemäßen Dienst zu tun, der das Volk Gottes nur langweilt. Du brauchst nie wie die Gibeoniter zu sein, die Josua verschimmeltes Brot und geborstene Weinschläuche brachten. Josua hätte sofort erkennen müssen, dass der Herr sie niemals gesandt haben konnte. Josua hätte sagen sollen: Gott würde euch nie solche Weinschläuche geben. Nein, wenn

der Strom des Geistes Gottes in deinem Leben fließt, dann wird dein Dienst immer erfrischend für das Volk Gottes sein, denn es ist der Herr selbst, der für die Erfrischung seines Volkes sorgt.

›Darum ist jeder Schriftgelehrte, der vom Reich der Himmel unterrichtet ist, gleich einem Hausherrn, der aus seinem Schatz Neues und Altes hervorbringt.‹ Was bedeutet das? Man soll dauernd aus der Seele Schätze hervorholen, das ist ein lebendiger Dienst, der den Bedürfnissen des Volkes Gottes gerecht wird. *Neue* Dinge, denn wir brauchen keine Männer, die wie Schallplatten sind: immer dieselbe Leier. Wir brauchen einen lebendigen, neuen Dienst, eine Kraft, die neue, ja, alte und neue Dinge ans Licht holt. Das heißt, dass wir neue Auslegungen all der Wahrheiten bringen sollen, die ihre Wurzeln tief in den alten ewigen Dingen verankert haben. Neu und alt zugleich muss unser Dienst sein. Wenn du deshalb eine Predigt beendest und ein alter Bruder schüttelt dir die Hand und sagt voller Zustimmung: ›Das ist genau das, was ich vor vierzig Jahren auch schon gehört habe‹, dann antworte ihm: ›Ich bin froh, dass dir meine Predigt gefallen hat, aber da war ein Wort, das du vor vierzig Jahren sicherlich noch nicht gehört hast, weil der Geist Gottes es seinem Diener für heute aufbewahrt hat.‹ Jeder Diener Gottes sollte zwei Dinge im Gedächtnis haben, wenn er spricht: Erstens ein lebendiges Bild von Jesus, das ihm durch das Lesen des Abschnittes geschenkt worden ist; und dann den Hintergrund, vor dem dieses Bild steht, die großen Wahrheiten, die seit Pfingsten bekannt sind. Wenn du immer ein lebendiges, erfrischendes Wort Gottes hast, wird das deinen Dienst anziehend machen. Die göttliche Botschaft, wie sie vom Geist gegeben worden ist, ist der Mittelpunkt des Bildes, und die alten Wahrheiten bilden die Umrahmung, die wir schon so lange kennen und lieben.«

Da er immer für die Führung des Heiligen Geistes offen war,

veränderte er gelegentlich seinen vorbereiteten Text in letzter Minute und sprach aus dem Stegreif. Einer, der zusammen mit ihm einen Vortragsdienst tat, kann sich noch an eine solche Gelegenheit erinnern. »In einem Jahr beschäftigten wir uns auf der Konferenz in Ayr abends mit Elia und Elisa. Ich gab die erste Stunde über diesen Propheten und St. John folgte mir dann mit einer kürzeren Ansprache über Elisa. Eines Abends sprach ich über mein Thema, Elia am Berg Karmel, und bezog mich dabei auf eine Stelle in 1. Könige 18,44. Als Harold St. John dann mit seiner Bibelarbeit beginnen sollte, sagte er, dass er sich gedrängt fühle, über die drei Stellen im Alten Testament zu sprechen, in denen die Hand des Menschen erwähnt werde. Er las aus 1. Könige 18, Hesekiel 1 und Daniel 5 vor, und als er über den Abschnitt bei Daniel sprach, predigte er vollmächtig das Evangelium. Nach dem Abend bekehrte sich ein Mann und nun wussten wir, dass dies ein ganz eindeutiger Fall göttlicher Führung gewesen war, die Harold St. John dazu brachte, seine Bibelarbeit umzuwerfen, damit ein spezielles Bedürfnis in dieser Versammlung gestillt würde.«

Weil er wusste, wie wichtig es ist, ständig mit dem Geist erfüllt zu sein, heiligte er sich, um ein dem Hausherrn nützliches Gefäß zu sein. Sein ganzes Leben war eine einzige Vorbereitung. »Ich kann mich nicht daran erinnern, dass er je zu spät zu einem Dienst gekommen wäre«, schrieb jemand. Er suchte Ruhe und Vorbereitung während des Tages und sein Dienst kam immer aus der unmittelbaren Gegenwart Gottes, die er genossen hatte. Es war seine Gewohnheit, alleine zu Versammlungen zu gehen, und immer lange Zeit vor dem Beginn des Dienstes anwesend zu sein. Wenn es vorher gemeinsames Gebet gab, dann nahm er immer daran teil. Wenn es das nicht gab, dann suchte er sich eine ruhige Ecke, um zu beten und sich zu sammeln, und wenn er begann zu sprechen, sah man ihm an, dass er gerade noch vor Gottes Ange-

sicht gestanden hatte. Schon sein Eingangsgebet hatte die Ausrichtung, dass seine Zuhörer mit in die Gegenwart Gottes gebracht werden möchten. »Lasst uns beten«, sagte er etwa und begann sein Gebet mit den Worten: »Wir kommen heute Abend zusammen, um Dein Wort zu studieren. Lass uns als Folge davon zu demütigen Anbetern zu Deinen Füßen werden, unser anbetungswürdiger und reicher Heiland.«

Gebet war die Atmosphäre, in der seine Seele lebte, und er schloss kein ernsthaftes Gespräch, ehe er nicht gebetet hatte. Er sprach mit Gott so ungezwungen wie mit einem lieben Freund, und seine Tischgebete verblüfften immer wieder seine Familie und ihre Gäste. »Für dieses Essen und für Mami loben und preisen wir Deinen Namen«, betete er einmal ganz spontan. Und er war völlig kompromisslos, wenn es um die Notwendigkeit der persönlichen Stille und des Gebetes ging.

»Der Herr Jesus hatte ein kleines Boot, das nur dazu da war, auf Ihn zu warten. Wozu diente es? ›Wegen der Volksmenge, damit sie Ihn nicht drängte.‹ Der Herr will nicht Sein ganzes Leben von der Menge gedrängt zubringen, und das ist es, worauf ein Prediger als Erstes zu achten hat – dass er immer ein kleines Boot zur Hand hat, dass sein Geist immer eine Rückzugsmöglichkeit behält. Christus hatte auch einen Berg, auf den er oft stieg. Das Schiff ist immer zur Hand, ein Berg ist da schon unhandlicher, die Gemeinschaft mit Gott in Zurückgezogenheit können wir nicht immer haben. Wir sollten sie aber deshalb nicht weniger suchen.«

Er bereitete nicht nur sich selbst vor, sondern wollte auch seinen Zuhörern vermitteln, wie wichtig es ist, immer vorbereitet zu sein und demütig und erwartungsvoll an die Schrift heranzugehen. Bei einer Gelegenheit hatte ein Ältester, bevor Harold St. John die Predigt zu halten hatte, blumig und ausführlich den guten Ruf der Gemeinde gepriesen und ausge-

führt, welch geistlich hohes Niveau die Gemeinde doch habe. Als dieser Mann sich gesetzt hatte, erhob sich St. John und sagte ruhig: »Ich fühle mich sehr geehrt, vor dieser erlauchten Versammlung predigen zu dürfen. Möge der Herr uns alle demütig bleiben lassen, Sie auf Ihren Podesten, und mich in meinem Graben. Wir wollen uns nun der Schrift zuwenden.«

Die Vorbereitung für den Dienst war ihm so wichtig, dass er über dieses Thema ein kleines Büchlein mit dem Titel »Vorbereitung zum Dienst« schrieb, aus dem hier zitiert werden soll:

»Da wir aus drei Teilen bestehen, nämlich Leib, Seele und Geist, kann es unserer Konzentration förderlich sein, wenn wir alle drei entsprechend behandeln.

Der Prediger sollte sehr darauf achten, sich zurückzuhalten in dem, was er vor seiner Predigt isst oder trinkt. Manche gute Predigt ist schon schwerfällig oder kraftlos gewesen, weil der Prediger in dieser Beziehung nicht genug auf sich geachtet hat oder weil er sich gehen ließ. Wenn es möglich ist, gehe zur Versammlung ganz allein mit dem Herrn.

In der geistigen Vorbereitung muss jeder selbst wissen, was für ihn richtig ist. Nur Wenige hatten die Gabe des alten Lord Radstock, der mir einmal erzählte, dass er sich nie vorbereite, sondern einfach aufstand und über das sprach, worüber er gerade nachdachte, und woran er sich freute. Die, die diesen machtvollen alten Leviten einmal gehört haben, werden sein Vorgehen nicht tadeln.

Ich selbst habe immer ein Blatt Papier für jede Versammlung dabei, bei der ich sprechen soll, worauf oben das Datum, der Ort und das Thema stehen. Wenn mir nun beim Lesen etwas auffällt, mit dem man eine Wahrheit illustrieren kann oder

was mir helfen könnte, mein Thema zu entfalten, dann notiere ich es mir auf dem entsprechenden Zettel, und zwei Tage vor dem Vortrag mache ich ein gründliches Wortstudium des Abschnittes, und füge dann noch alle Gedanken ein, die mir gekommen sind, und arbeite dann die Predigt aus.

Während es sehr nützlich ist, sich gründlich vorzubereiten, sollten wir uns jedoch davor hüten, uns von unseren Aufzeichnungen versklaven zu lassen. Ich ziehe es vor, nie vom Blatt abzulesen – ich gebe mich lieber der völligen Leitung des Heiligen Geistes hin, der mich von Augenblick zu Augenblick führt, und erlaube Ihm, mich auf jedem Nebenweg weiterzuführen, den Er wählen mag, ganz gleich, ob das in den Aufzeichnungen, die ich vorbereitet habe, enthalten ist oder nicht. Vergessen wir nicht, dass ein Mensch, wenn er predigt, geistig und geistlich am höchsten gefordert ist, und wenn er vor einigen hundert seiner Geschwister steht, dann ist er in diesem Augenblick das auserwählte Gefäß, in dem die Wahrheit an sie weitergegeben wird, und deshalb vernimmt er dann besonders die Stimme des Heiligen Geistes.

Vielleicht ist die Vorbereitung durch den Heiligen Geist ein zu heiliges Gebiet, als dass ich darüber viel sagen sollte. Jedenfalls ist es eine gute Regel, nie länger zu den Leuten zu reden, als man vorher auf den Knien verbracht hat. Man sollte also seine Gebetszeiten nicht zu knapp vor die Versammlung legen, da man manchmal Zeit braucht, um durchzukommen, oder wie es einmal J.B. Stoney formuliert hat, Gehör zu erlangen. Möge der gnädige Gott jeden Prediger segnen und uns eine reiche Ernte gewähren!«

Er schrieb verhältnismäßig viel, aber es fiel ihm nie leicht, und er glaubte nie, dass er der geborene Schriftsteller sei. In Südamerika half er ganz wesentlich, eine Konkordanz für die spanischsprechende Bevölkerung Argentiniens zu schaffen. Er

verfasste eine Reihe Bibellesezettel für Erwachsene für den Bibellesebund, und zahlreiche Artikel, und er veröffentlichte zwei Bücher, nämlich: *Seht meine Herrlichkeit – Studien über das Johannesevangelium* und *Eine Analyse des Markusevangeliums.* Diese Bücher wenden sich eher an den Typus des »Schriftgelehrten« als an das große Publikum, obwohl viele seiner Leser sich über mehr von der Art dieser feinempfundenen, ausführlichen Auslegungen gefreut hätten.

So verbrachte er die meisten seiner sechzig Jahre im Predigtdienst. Wie die Jünger vor langer Zeit, nahm er das Brot des Lebens direkt aus den Händen Jesu entgegen (er zitierte gerne: »In meines Vater Haus ist Überfluss an Brot«) und nachdem er eine Weile Gottes Angesicht geschaut und seine Nahrung erhalten hatte, ging er mit freudigem Angesicht zurück und stellte die hungrige Menge zufrieden, und brach ihnen das Brot, das sein Meister ihm gebrochen und gesegnet hatte. Seine Art des Dienstes veränderte sich über die Jahre hinweg nur wenig, außer, dass er immer tiefgründiger und milder wurde. Er war nie besonders an Methoden oder Rezepten interessiert, und er versuchte auch nie, bei den Bemühungen mitzuhalten, einen neuen, modernen Predigtstil zu entwickeln. »In religiösen Angelegenheiten bin ich konservativ«, sagte er einmal, »und zwar solange du mir nicht eine bessere Bibel bringen kannst als die, die ich kenne und liebe, und bis du mir einen besseren Heiland bringen kannst als den, der vor über neunzehnhundert Jahren gestorben ist, und bis du mir einen besseren Vater bringen kannst als den, den ich anbete, und zu dem ich sagen kann ›Unser Vater im Himmel‹.«

Kapitel 14

Der Sieger

»›Die Aufgänge des Morgens und des Abends lässt du jauchzen.‹ Es ist leicht zu verstehen, dass die Aufgänge des Morgens jauchzen. Man geht voller Hoffnung und Freude in einen neuen Tag; die Sonne scheint und man wundert sich nicht, dass sie sich freut, aber was ist mit den Aufgängen des Abends? Es ist gut, am Samstagnachmittag auszugehen, wenn man zwanzig ist, am Morgen des Lebens, wenn man noch etwas zu erwarten hat. Aber wenn man fünfzig oder sechzig ist, sind die Ausgänge des Abends (so mit der engl. Übersetzung. Anm. d. Übers.) dann immer noch Freude? Ich erwarte, dass viele von uns aufstehen und bezeugen: ›Ja, Gott lässt sie noch immer zur Freude werden.‹ Er gibt uns nicht nur das Licht der Morgendämmerung, sondern auch zur Abendzeit ist bei Ihm noch Licht.«

Könnte ich nochmal zurück zu langentschwundnen Jahren,
Worte ungesagt zu machen und Taten ungetan,
Irrtümer zu bereinigen und die dunklen Schatten zu verbannen.
Im frohen Staunen über neu geschenktes Leben
nochmal ein Kind sein können, dessen Lebensseiten noch
nicht verschmutzt, ganz rein und ohne Flecken sind
und beim Sonnenaufgang in der Herrlichkeit des Frühlings
zu wissen, dass das Leben heute neu beginnt.

Ich darf nochmal zurück zu langentschwundnen Jahren,
darf wieder Kind sein, Herr, bei Dir,
wo im Schatten des Kreuzes alles schwinden muss
was je überschattet mein Leben und mich gefangen hielt.
Und die Straße entlang, die einst so hart und mühsam war,

> soll nun meine Seele fliegen, beflügelt von Deiner Kraft.
> Sie soll im himmlischen Rennen siegen, soll nicht ermüden,
> soll den Segen weitertragen, dass ich nun Dein Eigentum
> bin.

Harold St. John liebte dieses Gedicht sehr und der zweite Vers beschreibt sicherlich seine letzten, reifen Jahre. In den Ländern des Nahen Ostens gibt es eine Stunde vor Sonnenuntergang, in der das Licht mit einer letzten goldenen Intensität über dem Land liegt, die man zu keiner anderen Tageszeit beobachten kann. Die Natur ist zur Ruhe gekommen, und in der großen Stille stehen plötzlich vorher nur schemenhaft wahrgenommene Kleinigkeiten deutlich vor Augen, und die Entfernungen scheinen zu nichts zusammenzuschrumpfen. Die ganze Luft scheint vergoldet, und die Welt ist wie verzaubert, als ob der Tag alles, was er zu bieten hat, mit einem letzten Aufflammen des Lichts über die Menschen ergießen wolle. Plötzlich kommt dann der Sonnenuntergang, aber noch eine ganze Zeit glüht der Osten, auch wenn es schon lange dunkel ist.

Das Alter von Harold St. John weckt die Erinnerung an dieses Bild. Seine letzten Jahre waren durchglüht von einer friedlichen Freude, die seine gesamte Umgebung veränderte und jedem kleinen Ereignis eine ganz neue Bedeutung gab und die Werte des Lebens mit heiliger Klarheit erleuchtete. Er erkannte dieses Abendlicht und freute sich daran, auch wenn Schwäche und Einschränkung des Dienstes etwas Neues für ihn waren. Doch nichts musste ihm mit Gewalt aus der Hand gewunden werden. Wenn seine Zeit gekommen war, dann legte er seine Verpflichtungen mit einer demütigen, doch edlen Würde in andere Hände. Man konnte keine negativen Gefühle dabei an ihm bemerken, sondern nur den wunderbaren Frieden der Entsagung und der Annahme, und dieser Friede zog sich durch die vielen Briefe, die er schrieb.

»Welch eine Erleichterung«, schrieb er einem seiner Kinder, »zu wissen, dass wir in diesem dunklen Wald des Todes keine Nester bauen müssen. Zur Zeit ist die Welt mitten in einem Wirbelsturm, aber diese Stürme dauern nie lange. Mutter und ich sind sehr glücklich und ruhig – der Friede, der über Johannes 13-17 liegt, ruht auch über uns. Jesus selbst verlangte von dieser Welt nichts, soweit es darum ging, sie zu erretten als ein Kreuz, um darangehängt zu werden.«

»Ich bin tief von der geistlichen Kraft des Paulus beeindruckt, wie sie sich in Römer 15 zeigt», schrieb er einem alten Freund, der auch die Beschränkungen des Alters zu spüren begann. »Er ließ all die Jahre nie nach, sondern strömte durch die Kraft des Heiligen Geistes von Hoffnung nur so über. Er wusste, dass er nach Gottes Willen ein Gefangener war, durch die Kraft Gottes gehalten, nicht Herr seiner selbst. Der Widder in 1. Mose 22 verfing sich mit seinen Hörnern in einem Gebüsch, er war nicht mehr frei, sondern vom Tode gezeichnet. Das Eselsfüllen wurde an einer Wegkreuzung festgebunden, weil der Herr es brauchte. So ist es, in einer ganz feinen Weise, auch mit dir und mir.«

Er hörte mit seinem Reisedienst allmählich auf. Es war ihm schon länger davon abgeraten worden, lange Strecken mit schweren Taschen beladen zu gehen, aber diese lebenslange Gewohnheit, für sich selbst zu sorgen, starb nicht so leicht. Er wurde zweimal bewusstlos, als er Berge hinaufging, und schließlich konnte sein Arzt ihn davon überzeugen, dass die Tage seiner weiten Reisen nun vorbei seien und sein Dienst besser in der näheren Umgebung geschehen sollte – und er fand einen sehr wichtigen Dienst in seinem eigenen Haus. Durch die Freundlichkeit von Miss Swain, seiner Schwägerin, der Leiterin der Clarendon School in Abergele, war es für Harold und seine Frau möglich, in einer Wohnung auf dem Schulgelände zu wohnen, und er beteiligte sich an der Bibellehre für die älteren Schülerinnen.

»Es war für mich immer ein Rätsel, wie sich solch ein Gelehrter herabließ, um sich die Mühe zu machen, kleine Schulmädchen zu lehren», schrieb eine Frau, die damals in die sechste Klasse ging. Und er machte sich ganz gewiss Mühe! Er bereitete diese Stunden mit der gleichen Sorgfalt vor, als habe er das erste Mal über die Themen zu sprechen. Lange vor jeder Stunde konnte man ihn in der Haupthalle oder auf dem Schulhof auf und ab gehen sehen, seine Bibel unter dem Arm und mit Gott im Gespräch. Wenn er dann die Klasse betrat, konnte man die Erwartung der Mädchen fast spüren, wenn der alte, weißhaarige Lehrer sein Buch öffnete.

Er hatte eine verbindliche und humorvolle Art, die ihm das Vertrauen seiner Schülerinnen schnell gewann. Oft suchten sie ihn auf und sprachen ohne Vorbehalte mit ihm. Sein Gebet, das er zu Anfang sprach, war nie länger als ein oder zwei Sätze und seine einleitenden Worte sicherten ihm immer die Aufmerksamkeit seiner Schülerinnen.

»Wir haben gerade das Buch Esra durchgenommen und fangen heute mit dem Buch Nehemia an«, sagte er lächelnd am Anfang einer Stunde, »und der Unterschied zwischen beiden ist, dass der Erste seine eigenen Haare raufte, während Nehemia die Haare der Anderen raufte.«

»Wenn wir nun mit der Geschichte Jakobs beginnen«, erklärte er als Einleitung, »dann müssen wir uns erst klar machen, dass Gott einen Menschen, den er ehren will, vorher zerbrechen muss. Die größten Männer der Bibel humpelten zum Himmel.«

Es gibt viele Briefe von Eltern und Schülerinnen, die Zeugnis über den lebenslangen, formenden Wert dieser tiefen, nüchternen und liebevollen Auslegungen ablegen. »Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie Mr. St. John auf dem Schulhof vor einer Stunde auf und ab ging und nachdachte. Durch

seine Stunden wurde mir das Buch Hiob zum ersten Mal lebendig«, schrieb eine.

»Ich sehe ihn noch immer vor mir, wie er mit leuchtendem Gesicht vor uns stand, als ob er das Licht des Herrn widerspiegelte, wenn er seine Bibelarbeiten hielt«, schrieb eine ehemalige Mitarbeiterin der Schule.

»Die von uns, die das Vorrecht hatten, eine Tochter auf die Clarendon Schule zu schicken, als er dort lehrte, wissen, dass wir ihm sehr viel Dank schulden«, schrieb eine Mutter. »Wir werden wahrscheinlich nie ganz erfahren, was sein geistlicher Einfluss und seine Unterweisung für die jungen Leute bedeutet hat, aber wir wissen, dass er sehr viel dafür getan hat, sie im Glauben aufzuerbauen und ihre Schritte auf dem himmlischen Pfad zu stärken.«

Zwischen Harold St. John und seiner Schwägerin, deren liebevolle Güte ihn und seine Familie all die Jahre begleitet hatte, bestand die engste Freundschaft, die man sich nur denken kann. Er hatte das Wachstum ihrer Schule mit dem größten, vom Gebet getragenen Interesse verfolgt und freute sich nun an seinem neuen Dienst. »Die von der 4a sind solche Lämmchen!«, konnte er begeistert bemerken, nachdem er mit einer sehr lebhaften Gruppe Teenager vierzig Minuten verbracht hatte. »Wir hatten solch eine interessante Unterhaltung!« Auch die Jüngeren fanden, dass man mit ihm reden konnte. Manchmal kamen sie mit ihren kleinen Problemen zu ihm gelaufen, und noch öfter mit kleinen halb verwelkten Sträußen Wiesenblumen oder selbst gemachten Geschenken. Zum letzten Weihnachtsfest, das er erlebte, hatten sie ihm einen kleinen Weihnachtsbaum gebastelt, der mit kleinen Geschenken behangen war, in dessen Nähe er stolz noch viele Wochen lang saß.

Und nun hatte er endlich Muße, all das zu genießen, für das er vorher nur so wenig Zeit übrig gehabt hatte – ein ruhiges

Leben zu Hause, seine Enkel, die Erkenntnis der anhaltenden Liebe seiner Freunde, und vor allem die langsam dämmernde Erkenntnis, dass er bald zu seinem Herrn gehen würde. All das trug zu seiner tiefen, ruhigen Zufriedenheit bei.

In Geist und Charakter schien er ein Teil des ehrwürdigen Hauses mit seinem prächtigen Treppenhaus und der sanften Schönheit seiner holzgetäfelten Wände zu sein. Die Würde dieses Hauses entsprach ihm und er liebte es, die breiten Korridore entlang zu gehen, nachdenklich den ergrauten Kopf gebeugt, seine Bibel unter dem Arm. Er verbrachte viele Stunden in seinem Arbeitszimmer und sein Kommentar über Markus und eine unvollendete Auslegung des Epheserbriefes wurden in den letzten zwei oder drei Jahren seines Lebens geschrieben.

Das Herz des ganzen Hauses war für ihn jedoch das kleine Wohnzimmer, in dem er abends mit seiner Frau saß, um sich auszuruhen, mit ihr über die Stunden für den kommenden Tag zu sprechen, die Briefe seiner Familie vorzulesen oder sich über die Kinder zu unterhalten. Manchmal schaute er rückblickend auf sein Leben wie ein Reisender, der sich seinem Ziel nähert, und der Weg, der hinter ihm lag, war seiner Sicht nach immer sonnig gewesen.

»Nimm dir viel Zeit und Ruhe zur Stille«, schrieb er seiner Frau, »und lass immer genug Platz, um für unsere Kinder zu danken. Wir hatten mit allen fünf so viel Glück und auch mit den drei Schwiegertöchtern. Du hast mich am Fuße des Berges getroffen und jetzt habe ich den Gipfel fast erreicht – welch ein schöner Aufstieg ist das doch gewesen, welch eine Welt von Reichtum und Musik haben unsere Kinder uns gebracht, und was für eine Freude ist es zu wissen, dass wir alle ohne Ausnahme eins in Christus sind.«

»Christus möge dich in Seine Fürsorge einschießen«, schrieb er einem seiner Kinder. »Vieles wird unwichtig für mich, aber

die tiefe Liebe für euch ist so groß, wie sie immer war. Sie gibt mir so viel Frieden und sie wächst noch immer.«

Neue Freuden kamen mit einer ganzen Schar Enkel. Er erlebte nicht mehr die Geburt aller, aber acht wurden in den letzten zehn Jahren seines Lebens geboren und er war regelrecht vernarrt in sie. 1952 fuhr er nach Marokko zurück und freute sich über den kleinen Paul, den Erstgeborenen seines ältesten Sohnes; und die, die in England waren, besuchten ihn häufig. Es war ein schöner Anblick, wie er mit dem kleinen Hugh an der Hand durch das Gartentor ging, um mit dem Zweijährigen auf Entdeckungsreise zu gehen. Er liebte den kleinen Hugh so sehr, dass er seine Wiege neben sein eigenes Bett stellte, und als sich der Kleine eines Abends weiter ausstreckte, als sein Großvater es für möglich gehalten hatte, erwischte er eine Mappe mit Hunderten von losen, sorgfältig alphabetisch geordneten Bibelstudienblättern, und verstreute sie wie Herbstblätter über den ganzen Boden. Die Eltern waren ganz erschrocken, doch der verarmte Großvater fand dies sehr lustig und schlau von dem Kleinen. Er lachte, bis er Seitenstechen bekam, über den kleinen blonden Burschen in seinem Flanellschlafanzug, der schelmisch über die Kante seines Bettchens lugte.

Michael war etwas ruhiger und »Jampa«, wie er seinen Großvater nannte, war sein großes Vorbild. Die folgende Unterhaltung wurde zwischen Michael, der vier Jahre alt war, und seiner Schwester Hazel, fünf Jahre alt, belauscht:

Hazel: Du bist der Doktor und ich die Krankenschwester.

Michael: Nein, ich bin Jampa.

Hazel: Dann bist du ein Mensch und ich eine Fee.

Michael: Nein, ich bin Jampa.

Hazel (ungeduldig): Aber Micha, du weißt doch, dass du nicht wirklich Jampa bist.

Diese tiefe Verehrung eines Kindes war ungewöhnlich und rührend. Michael kam mit seinem Vater oft am Wochenende nach Abergele, als Harold St. John schon ernsthaft krank war und sich dem Ende seines Lebens näherte, und der kleine Junge lehnte dann sein Köpfchen auf das Kopfkissen und saß mucksmäuschenstill neben ihm. Am Morgen war seine erste ängstliche Frage immer: »Meinst du, dass Jampa gut geschlafen hat?«

Harold St. John brachte fünf seiner acht Enkelkinder, die er noch kennen lernte, dem Herrn dar, und sein letzter öffentlicher Dienst war die Darbringung von Evelyn, die drei Wochen alt war und von Coventry von ihren Eltern zu diesem Anlass gebracht worden war. Die Darbringung fand im Wohnzimmer der St. Johns statt und einige enge Freunde waren eingeladen. Er ahnte vielleicht, dass er nicht mehr lange zu leben hatte, denn er appellierte an die Eltern und alle Anwesenden sehr eindringlich, sich doch um dieses Kindes willen dem Herrn wieder ganz neu auszuliefern. »So wie Hanna und Maria ihre Erstgeborenen dem Herrn weihten, so möchte ich euch eindringlich bitten, dass ihr durch die Gnade Gottes eure Leiber als lebendige, heilige, Gott wohlgefällige Opfer hingebt.«

In diesen letzten Jahren wurde ihm auch klar, wie viele ihn liebten und verehrten. Seine Demut hatte ihm diesen Gedanken immer verwehrt, aber nun erkannte er, dass die Freundschaften im Alter nicht zerbrachen, und der Festakt, den einige Brüder für ihn an seinem fünfundsiebzigsten Geburtstag veranstalteten, erstaunte und erfreute ihn. Es war für ihn eine völlige Überraschung, die ihm bereitet wurde, nachdem er die Hochzeit von Mary Price, der Tochter seines alten, lieben Freundes George Price, durchgeführt hatte. Als Antwort darauf schrieb er folgenden Brief:

»Meine lieben Freunde,
ich kann meine Überraschung und meine Freude über die Feier zu meinem fünfundsiebzigsten Geburtstag, die ihr mir bereitet habt, kaum ausdrücken. Die Feier fand im Haus von Mr. Price letzten Samstag statt. Die Geschenke waren genau das, was ich brauchte – zu meiner Bequemlichkeit: Ein Bademantel aus echtem Kamelhaar; eine sehr leichte Reisetasche für meine Unternehmungen, für meine Börse 8 Pfund in Scheinen, für meinen Geist die Evangelienharmonie von Huck auf Griechisch, für meine Seele eine moderne Ausgabe des Neuen Testamentes, für mein Herz das beruhigende Bewusstsein, dass ich im Gedächtnis von 58 Freunden ein Plätzchen der Erinnerung gefunden habe.

Es ist nun 57 Jahre her, dass der Herr Seine Hand auf mich legte, um mich in Seinen Dienst zu berufen. Die großzügige Freundschaft ungezählter Brüder auf allen sechs Kontinenten hat mich nie enttäuscht, die geduldige Weisheit und Fürsorge meines Herrn hat mich nie im Stich gelassen, und obwohl ich zur Qualität, Quantität und Art meines Dienstes nichts sagen kann, so bin ich mir doch des Rufes immer bewusst gewesen. Die Dämmerung meines Lebens war mir eine geheiligte und freudevolle Erfahrung. Das Buch, das ich mein Leben lang geliebt habe und nach dem ich gelebt habe, öffnet mir in immer größerer Fülle seine Geheimnisse, mehr als je zuvor, und das Angesicht des Herrn strahlt immer heller. Die Gemeinschaft meiner lieben Frau, meiner Söhne und Töchter und eure so wertvolle Freundschaft machen es mir einfach zu sagen: ›Zur Zeit des Abends, da wird Licht werden.‹«

Obwohl er von seinen Freunden getrennt in einem abgelegenen Teil Großbritanniens lebte, floss sein Herz vor Liebe zu seinen Freunden über und überwand damit die Entfernungen. Aus aller Welt, aus Familien, die durch seine Anwesenheit gesegnet worden waren, von Konferenzzentren, an de-

nen er in der Fülle des Geistes gelehrt hatte, kamen Grüße, Dankschreiben und oft der Ausdruck des Bedauerns, weil er sie nie wieder besuchen konnte.

»Ich könnte geradezu weinen, wenn ich an Sie denke«, schrieb ein alter Mann, den Harold gelehrt hatte, als er noch ein Junge war, »aber Sie haben uns nie zum Weinen, sondern zum Loben ermutigt. Ich danke dem Herrn immer, wenn ich an Sie denke und merke immer wieder, wie ich einen Gedanken verurteile oder eine Entscheidung treffe, weil ich mich gerade eines Wortes von Ihnen erinnert habe oder weil Sie selbst vor mein geistiges Auge getreten sind. Ihr Einfluss war über die Maßen groß.«

Es war wirklich traurig, als er im April 1956 erkannte, dass er nie wieder in seiner geliebten Gemeinde in South Park Chapel predigen würde, und sie, die seinen Dienst über viele Jahre hinweg so sehr geschätzt hatte, meinten, dass sie nicht einen Monat ohne die gewohnte Predigt vergehen lassen konnten. Als Antwort auf ihre Anfrage sandte Harold St. John folgenden Brief:

»Ich bin nun so viele Jahre lang zu euch gekommen, dass es für mich wirklich schwer ist, euch dieses Jahr nicht mehr besuchen zu können. Ich kann mir genau vorstellen, wie ich auf euch von der Kanzel der South Park Chapel niederblicke. Einige von uns altern und das Leben hinterlässt bei uns seine Spuren, aber viele von euch sind, Gott sei Dank, noch jung. Was soll ich euch sagen?

Als Erstes den Älteren unter euch: Ich kann davon Zeugnis ablegen, dass auch des Abends das Licht noch leuchtet, und dass die Lampen in der Dämmerung hell scheinen. Und Er, der unser ganzes Leben lang für uns gesorgt hat, wird uns auch im Alter nicht im Stich lassen (Jos. 23,14).

Als Zweites sage ich meinen jüngeren Geschwistern dreierlei:

Gebt euch nie einfach mit der Errettung zufrieden, sondern übernehmt euer Teil an der Schmach Christi. Haltet euren Glauben durch solche Dinge wie die Morgenwache lebendig, und lest regelmäßig und geordnet in eurer Bibel. Lasst keinen Tag vergehen, an dem ihr euch nicht mit frischem Manna versorgt habt. Lernt es, über Seelen zu wachen und Menschen zu fischen.

Bewacht die Tür eurer Lippen. Lest und überdenkt Jakobus 3. Viel von der Schwäche der Kirche und der Unfruchtbarkeit auf den Missionsfeldern rührt von gedankenlosem Reden her. Nichts macht den Respekt vor den Weisen mehr zunichte als das.

Erlaubt der Niedergeschlagenheit nie, Besitz von euch zu ergreifen. Gott hat geplant, dass alle Dinge sich in Christus auflösen. Seine Wiederkunft ist so sicher wie die Morgendämmerung. Er wird euch nicht verlassen noch versäumen. Schlagt nie eure Zeit tot, sondern kauft sie aus. Entscheidet immer vor dem Herrn, womit ihr euch entspannen sollt, Musik, Spiele, Lektüre, oder was immer es sein mag, und haltet immer Maß dabei. Gebt freimütig und mit Weisheit für die Bedürftigen und für das Reich Gottes. Ihr gehört nicht euch selbst, euer Leben ist eine Leihgabe Gottes. Haltet immer euren Hunger nach Heiligung lebendig, und lernt es, die wenig Liebenswürdigen zu lieben.

Nun noch ein persönliches Wort zum Schluss. Mir geht es gut, ich habe keine Schmerzen, aber nur noch sehr wenig Kraftreserven. Ich spreche gelegentlich in meiner Gemeinde und unterrichte einige Klassen älterer Mädchen. Ich habe euch alle in meinem Herzen. Die Bibel gibt mir mehr denn je, und die Freude an Gott ist größer, als ich sie je gekannt haben. Der Herr segne, erhalte und heilige euch alle (1. Thess. 5,23).«

Einem anderen, mit dem er nun nicht mehr gemeinschaftlich Vorträge halten konnte, schrieb er: »Ich liebe dich und vertraue dir nun schon seit vielen Jahren, und ich habe die wachsenden Kräfte deines Dienstes und dein Wachstum in der Gnade Gottes beobachtet. Da nun die Schatten des Abends sich um uns altes Volk sammeln, ist es meine besondere Freude zu sehen, dass der Herr solche aufstehen lässt, die die Lehre und die Tradition besser weitergeben als wir, während wir von der Bühne abtreten.«

Und wie sehr freute er sich an dem Satz: »Zur Zeit des Abends, da wird Licht werden.« Er fürchtete nie die letzten Schatten, und als seine körperliche Schwäche immer deutlicher wurde, schrieb er an seinen Freund Balloch: »Wir beide haben erfahren, dass es des Abends immer noch Licht ist. Wenn die Schatten kommen und die Kräfte des Geistes schwinden, dann denke ich, dass wir immer noch eine Antwort haben werden, wenn der Name Jesu genannt wird.«

Er war vorbereitet. Er schaute oft mit einer eifrigen, angstlosen Neugierde auf diese letzte Meile und fragte sich, auf welchem Weg er wohl heimgehen würde. Schon lange vorher hatte er in einer Ansprache über Johannes 21 einmal über diese Hoffnung gesprochen.

»Da ist Christus, wie Er immer weiter, weiter in die Ewigkeit geht, und da ist ein Anderer, der an Seiner Seite geht. Dieser stirbt. Ihm auf den Fersen folgt ein anderer Mann, der – wenn Christus es will – vielleicht bleibt, bis Er wiederkommt. So gibt es zwei Straßen, auf einer von denen alle Menschen diese Welt verlassen müssen; entweder die Straße des Todes, die durch Tiefen führt, oder den Höhenweg des Verweilens. Und von Herzen hoffe ich, dass ich zu denen gehöre, die verweilen dürfen. Ich bin bereit zu sterben, durch die Gnade Gottes. Es wäre sicherlich eine großartige Erfahrung und in mancher

Hinsicht würde ich sie nicht gerne missen – in das Tal der Todesschatten hinunter zu gehen, und Christus bei mir zu haben, das wäre gut. Aber es gibt noch etwas Besseres und das ist, überhaupt nicht zu sterben, sondern den Schall der Posaune zu hören, der vielleicht schon heute Abend ertönen wird. Ich sehne mich danach, Ihn zu sehen!«

Denn er wusste, dass er nach dem Tal des Todes Christus sehen würde, und dass Licht die Todesschatten durchströmen würde, so dass der Pfad nach oben bis zum Ende hell erleuchtet sein würde. Oft vergaß er diesen Pfad sogar wegen der Freude über dieses Ziel.

»So mag dem Gläubigen auf seinem Lebensweg Reichtum oder Armut begegnen, Sorge oder Freude, Versuchung oder Sieg, in allem spricht er leise zu sich selbst: ›Ich bin ein Kind Gottes‹, und wenn er auf das Ende wartet, dann weiß er, dass hinter den Toren des Todes die Herrlichkeit Christus auf ihn wartet, der den Schlüssel zu allen Geheimnissen des Lebens in Seiner Hand hält.«

Als es auf sein Ende zuging, schrieb er: »Ich selbst erfreue mich an dem Satz: ›Der Herr behüte deinen Ausgang.‹ Hinaus aus einer Welt, die durch Mühsal erkauft und trostlos gemacht wurde, doch überall durch die Gesichter von Männern, Frauen und Kindern erhellt wird, die Jesus lieb haben. Und ›deinen Eingang‹: Das Land, in das wir gehen, ist so schön, dass ich mich frage, warum der Herr noch so viele von uns hier hält. Er hat sicherlich eine Aufgabe für uns. Aber wenn wir dort ankommen, werden alle Schatten verschwunden sein.«

Er war immer ein ausgesprochen glücklicher Mensch, und auch als während der letzten Monate seines Lebens sein Herz immer schwächer und er bettlägerig wurde, war seine Freude nie getrübt. »Ich habe keine andere Veränderung mehr zu erhoffen

als die große, nicht wahr?«, fragte er einmal recht wehmütig, nachdem sein Arzt ihn untersucht hatte. Und als er erkannt hatte, dass sich nach menschlichem Ermessen keine Besserung mehr ergeben würde, zitierte er ruhig: »Von allem Vollkommenen habe ich ein Ende gesehen. Doch Dein Gebot reicht sehr weit«, und ein wenig später bat er seine Tochter, ihm die Geschichte von Barsillai vorzulesen: »Lass Deinen Knecht nur ein wenig mit dem König über den Jordan gehen.«

Die letzten acht Monate waren ermüdend. Immer öfter hatte er Herzanfälle und konnte oft nur mit Hilfe einer Sauerstoffmaske atmen, und doch beklagte er sich nie und war nie ungeduldig. Seine Frau und seine jüngere Tochter pflegten ihn, und er dachte sich immer etwas aus, um ihnen die Arbeit zu erleichtern, sorgte sich darum, dass sie sich regelmäßig ausruhten und war dankbar, selbstlos und vollkommen friedlich, so lange sich eine von beiden in seiner Nähe befand. Während der ganzen Zeit, als er krank war, verließ seine Frau so gut wie nie das Haus.

Gelegentlich durften Menschen ihn besuchen und sie verließen ihn immer sehr gesegnet. »Ich bin so froh, dass ich das Vorrecht hatte, mit ihm ein letztes Gespräch am Konfirmationstag zu führen«, schrieb der Geistliche, der die Mädchen auf die Konfirmation vorbereitet hatte. »Wie immer sprach er nicht von sich selbst, sondern von anderen, und das war ein Teil des Geheimnisses seiner Freude, die für ihn so charakteristisch war. Jesus selbst nahm immer den ersten Platz ein, danach kamen die anderen, und er selbst immer zuletzt.«

Hielt diese Freude auch noch stand, als Müdigkeit, Schwäche und Hilflosigkeit auf ihn zukamen? Ja, auch da hielt diese Freude an, und das stille Zimmer war oft ein fröhlicher Ort, denn er verlor nie seinen Humor und murmelte oft kleine Scherze in die Sauerstoffmaske. Und je mehr seine körperlichen Kräfte ihn im Stich ließen, um so mehr schien doch die Ge-

genwart Christi und seine Gebetskraft zuzunehmen. Obwohl er unter Atemnot litt, bestand er doch darauf, täglich laut für die Familienmitglieder zu beten, die nicht anwesend waren, und für die Bedürfnisse der Schule. Er freute sich über die Hoffnung, seine beiden Ältesten im Juli auf Heimaturlaub begrüßen zu können, aber als er erkannte, dass er dann nicht mehr leben würde, nahm er auch das an.

»Sagt ihnen, dass das Körperliche keine Rolle spielt«, sagte er. »Sie waren ein Teil meines Lebens und sie lagen mir immer am Herzen. Ich bete nun seit vierzig Jahren für sie. Sie mochten am anderen Ende der Erde sein, aber sie waren mir immer gegenwärtig.«

Er verbrachte viele Stunden im Gebet, und auch während der Nacht konnte man hören, wie er vor Gott sein Herz ausschüttete. Er las fast bis zum Ende noch täglich die Zeitung und die Nöte der Welt lagen ihm schwer auf dem Herzen. »O Herr, manche Deiner Kinder sind so einfach und andere wieder so empfindlich«, konnte man ihn murmeln hören. »Gib doch bitte, dass die, die scheinbar den Lauf der Welt bestimmen, mit Gott wandeln.«

Seine Morgengebete, die er manchmal nach halb durchwachten langen Nächten Gott darbrachte, waren erfüllt mit Dank. »Lass uns Deine Liebe des Morgens hören, o Herr«, betete er. »Die meisten Leute gehen des Nachts ihren Vergnügungen nach und sind morgens brummig und unausgeglichen, aber wir haben unseren Tag mit Deiner lieblichen Güte begonnen. Wir gehen in den Tag, indem wir ganz von Deiner liebevollen Güte umhüllt sind.«

Er sehnte sich danach, zum Herrn zu gehen, und oft konnte diejenige, die nachts an seinem Bett wachte, ihn bitten hören, endlich nach Hause gehen zu dürfen. »Wir nähern uns

dem Ende der Pilgerreise … Nun Herr, entlässt Du Deinen Knecht nach Deinem Wort in Frieden, denn meine Augen haben Dein Heil gesehen … Vater, ich will, dass die, welche Du mir gegeben hast, auch bei mir seien, wo ich bin … Herr, worauf muss ich noch warten.« Und bei manchen Gelegenheiten, wenn er von einem Anfall geschüttelt wurde, und er dachte, dass seine Zeit gekommen sei, leuchtete sein Gesicht in einer Art heiliger Aufregung. »Nicht Sieg, sondern Triumph«, kritzelte er auf ein Stückchen Papier, als er nicht mehr sprechen konnte, weil sein Atem nur noch sehr schwer ging, »nur eine leere Hülse, aber über allem der Sieg Christi«.

Es gab Zeiten, wo der körperliche Kampf alles Andere erstickte, aber selbst dann war sein Herz noch fest verankert. »Ich fühle mich wie eine kleine Nussschale bei Sturm auf hoher See«, stöhnte er, »aber ich bin an ein großes Schiff vor mir gekettet. Es fährt in den Hafen ein, es kann weder sinken noch den Weg verfehlen.«

Seine Freude erreichte ihren Höhepunkt während der letzten Woche seines Lebens. »Wenn ich gehe, den König zu sehen, dann wird alles sehr hell sein«, murmelte er immer wieder. »Den König in Seiner Schönheit … reine wolkenlose Freude … alle meine Sünden und Ängste hat Er hinweggetan … Nur noch Christus … ich bin der glücklichste Mensch auf Erden … Es ist alles so hell, so hell!«

Er äußerte noch einen Wunsch, zwei Tage bevor er starb. Sein Sohn John war, wann immer er konnte, von Coventry an den Wochenenden herüber gekommen, nachdem er seine Praxis geschlossen hatte. Er kam spät abends an, verbrachte die frühen Morgenstunden mit seinem Vater und fuhr dann zurück an seine Arbeit. Am Donnerstag verwechselte Harold St. John dann die Wochentage. »Kommt John nicht?«, fragte er traurig. In der Zwischenzeit fühlte sein zweiter Sohn Oliver, der in

Farnborough lebte, einen Drang, sofort zu seinem Vater zu fahren, und John auf dem Hinweg mitzunehmen. Beide waren an der Seite des Vaters, als er um zwei Uhr morgens erwachte und geistig vollkommen klar war. Sein Gesicht erhellte sich, als er die beiden sah, und er konnte ihre Gemeinschaft noch fünf Minuten genießen, fiel dann aber in einen Halbdämmer zurück, aus dem er nie wieder erwachen sollte.

Doch noch immer war er sich der Gegenwart seines Herrn bewusst. Obwohl er die, die um ihn waren, nicht mehr erkannte, versuchte er dennoch zu singen:

Jesus, Zuflucht meines Herzens
Jesus starb am Kreuz für mich.

Harold St. John hatte seine eigene Todesanzeige einige Wochen zuvor selbst diktiert und sie wurde mit seinen eigenen Worten abgedruckt, nur das richtige Datum wurde eingesetzt.

»Harold St. John, dritter Sohn von Oliver Cromwell St. John, ehemaliger Schatzmeister von Sarawak. Ein großer Sünder, der durch das kostbare Blut eines großen Retters erlöst worden ist. Er wird auf dem Friedhof der St. George Kirche zur letzten Ruhe geleitet, um das Kommen des Herrn Jesus Christus zu erwarten.«

Der Beerdigungsgottesdienst fand in der kleinen Dorfkirche in Bodoryn inmitten von Feldern voller Butterblumen statt. Die wenigen Kränze und die vielen hundert Wildblumensträuße, die von Kindern gepflückt worden waren, die ihn liebten, sprachen von seiner Auferstehung. Das Portal war mit Unmengen von Glockenblumen, Löwenzahn, Schlüsselblumen, Weidenkätzchen und jungen Birkenzweigen geschmückt, und drei seiner Lieblingslieder wurden gesungen, wobei ein Chor der Clarendon Schule die Leitung übernahm.

Den Beerdigungsgottesdienst leiteten A.J. Allen, G.C.D. Howley und P.O. Ruoff und strahlte etwas von Harold St. Johns Freude wider. Die Kapelle war mit Freunden von fern und nah gefüllt, und Howley sprach über die vielen Männer und Frauen, die in verschiedenen Ländern leben und deren Leben durch den Dienst von Harold St. John verändert und die sich dem Herrn hingegeben hatten. Sein Tod hat seine Arbeit nicht unterbrochen, denn sie ging in aller Welt weiter und breitete sich durch seine geistlichen Kinder aus, und er selbst leistet nun einen vollkommeneren Dienst. Es schien einfach kein Platz für Leid und Trauer zu sein, nur für Dank, und eine große Menge versammelte sich um sein Grab, um das Lied zu singen: »Wie groß ist unser Gott, den wir anbeten.« Als die Gäste sich trennten, erschien ein großer, leuchtender Regenbogen über dem Meer.

»Ich war noch nie bei einer solchen Beerdigung«, bekannte ein alter Mann aus dem Dorf. »Alle waren die ganze Zeit irgendwie fröhlich.«

Auch das war nicht das Ende. Eine der Todesanzeigen war wohl verloren gegangen, und ein lieber alter Freund hörte erst am Tag nach der Beerdigung von Harolds Tod. Aber er machte sich alleine im Bus auf und stieg auf den Hügel und stand eine Weile an dem frisch zugeworfenen Grab, um über die vielen Jahre zurückzublicken und Gott zu danken. Dann fuhr er wieder nach Hause und brachte seine Gedanken zu Papier.

»Überall auf der Welt gibt es Menschen und Familien, die durch den Dienst von Harold St. John verändert wurden«, schrieb er. »Er war ein liebevoller Lehrer und ein sanfter Hirte.«

Hunderte und Aberhunderte von Briefen kamen bald aus aller Welt, von Hoch und Niedrig, von Alt und Jung. Fast alle sprachen von seinem tiefen, prägenden Einfluss, den er ge-

habt hat, und von der glücklichen Güte, die alle so angezogen hatte. Viele schrieben in echter, persönlicher Trauer. »Für uns ist ein Licht erloschen und die Welt ist ärmer geworden«, schrieb die Sekretärin der Nord Afrika Mission, die ihn wie einen Vater geliebt hatte.

Doch Gott sei Dank dafür, das Licht scheint noch immer, und der Weg ist für alle die offen, die wie er dem Herrn Jesus nachfolgen wollen. Über steinige raue Pfade des Gehorsams und der Selbstverleugnung, durch die tägliche Disziplin harter Arbeit und des Gebets, durch ein Wolkenmeer, in dem er immer noch vertraute und lobte, war er in die Sphäre des Sonnenscheins der Liebe Gottes hinaufgeklettert, wo alle Nebel der Traurigkeit, der Schwermut und der Angst sich in Nichts auflösten. Als der Zeitpunkt nahte, kam er nicht als ein Fremder, sondern als einer, der lange vor den Toren gelebt und aus weiter Ferne seinen Herrn bereits gesehen hatte. Nun würde er jene himmlischen Geheimnisse, die er schon auf der Erde begonnen hatte aufzuschließen, deutlicher sehen und sicher noch gerne weitergegeben haben, wie jene Erkenntnis, als er einmal ganz kurz vor seinem Tod noch im Schlaf ausrief. »Ich habe die Lösung all unserer Probleme gefunden: Es war immer lauter Liebe!«

R.L. Peterson

Robert C. Chapman

Der Mann, der Christus lebte

Hardcover

240 Seiten
18,80 DM
ISBN 3-89397-610-8

Aufgewachsen in einer überaus wohlhabenden Familie, ergriff R.C. Chapman den Beruf eines Anwalts. Direkt nach seiner Bekehrung weihte er sein Leben dem Dienst für den Herrn in persönlicher Evangelisation.

Im Alter von 30 Jahren gab er seinen Beruf auf, schenkte all seinen Besitz weg und begann, seinen Heiland in Barnstaple/Devon zu dienen. In seiner Arbeit unter der Dorfbevölkerung wurde er schnell bekannt als der „Mann Gottes".

Fast siebzig Jahre lang arbeitete er für den Herrn. Reisen führten ihn bis nach Spanien, wo sein Wirken ebenfalls Spuren bleibenden Segens hinterließ.

Das Leben dieses Gottesmannes ist für uns eine deutliche Lektion in Bezug auf persönliche Hingabe an unseren Herr Jesus Christus.

Roger Steer

J. Hudson Taylor

Im Herzen Chinas

Hardcover

400 Seiten
19,80 DM
ISBN 3-89397-612-4

Felsenfest davon überzeugt, von Gott selbst in diese Aufgabe gerufen zu sein, wagt Hudson Taylor in der Mitte des 19. Jahrhunderts den Aufbruch in eine fremde Welt. Er kommt in ein riesiges, westlichen Besuchern bislang verschlossenes Reich und beginnt – mitten im Herzen Chinas – seine erfolgreiche Arbeit.

Seine grenzenlose Liebe zu den Menschen, die Bereitschaft, Mühe, Leiden und Anstrengungen auf sich zu nehmen, seine außergewöhnliche Bescheidenheit gepaart mit einer sehr nüchternen Einschätzung seiner Möglichkeiten – all das machte James Hudson Taylor zu dem Menschen, den Gott gebrauchen konnte.

Ein im Blick auf das China unserer Tage hochaktuelles Buch. Interessant und lesenswert für jeden, der offen dafür ist, einem ungewöhnlichen Menschen auf seinem außergewöhnlichen Lebensweg zu folgen und etwas von der Herausforderung zu spüren, die mit einem solchen Leben verbunden ist.

Benedikt Peters

George Whitefield

Der Erwecker Englands und Amerikas

Hardcover

480 Seiten
24,80 DM
ISBN 3-89397-374-5

Er gab der ganzen englischsprachigen Welt innerhalb von vier Jahrzehnten ein neues Gesicht, indem er das Werkzeug zur Erweckung des 18. Jahrhunderts wurde – George Whitefield (1714–1770). Er war ein Arbeiter am Evangelium: im Laufe seines Lebens hielt er über 30.000 Predigten, größtenteils unter freiem Himmel und vor bis zu 80.000 Hörern.

Whitefield zeigte in beschämender Eindringlichkeit, was Hingabe ist. Er war ein Friedensstifter und Versöhner unter Brüdern, ein Mann der Demut. Vor allem aber war er ein Mann, der von der Gnade Gottes überwältigt war.

In unserer von Leidensscheu und Selbstverliebtheit geprägten Zeit ein sehr beeindruckendes, herausforderndes und mutmachendes Buch.